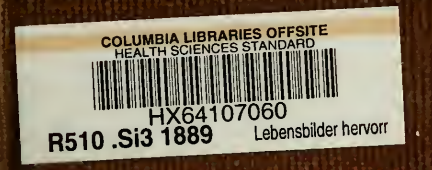
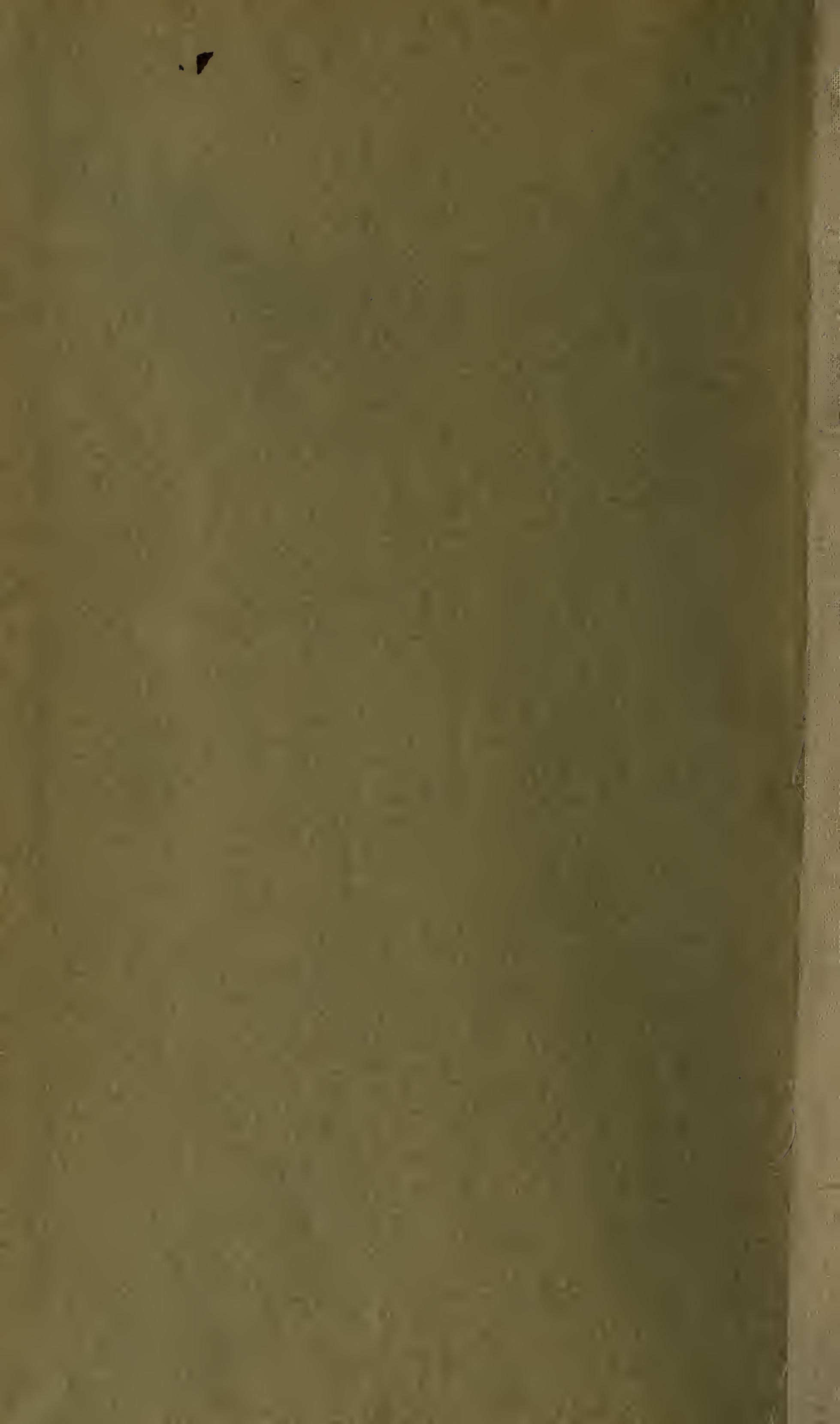



SIGILLVM · COLLEGII · COLVMBIAE · NOVI · EBORACI
IN LVMINE TVO VIDEBIMVS LVMEN





Lebensbilder

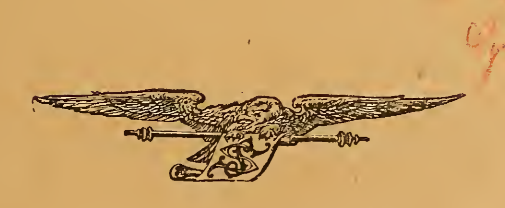
hervorragender schlesischer Aerzte

aus den letzten vier Jahrhunderten.

Von

Dr. J. Graetzer

Königl. Geheimer Sanitätsrath und dirigirender Hospitalarzt.



Breslau

Druck und Verlag von S. Schottlaender

1889.

Herrn

Geheimen Regierungsrath

Professor Dr. Ferdinand Cohn

in Verehrung und Freundschaft

gewidmet.



Inhalt.

8 + 5 (+

Druckfehler-Verzeichniss.

Seite 1 4. Zeile von unten, statt 26 muss es heissen 31.
„ 50 3. „ von oben statt 1621 „ „ „ 1620.
„ 61 in der Anmerkung „ S. 755 „ „ „ 1755.
„ 64 11. Zeile von oben statt schreibt er muss es heissen schr. Purmann.
„ 65 14. „ „ „ gehört „Wachtmeister-Lieutnant“ zusammen.
„ 89 4. „ von unten statt academicum muss es heissen anatomicum.
„ 109 Die Note auf dieser Seite gehört zu Zeile 4 von unten.
„ 149 2. Zeile v. u. statt Scheideschlinge muss es heissen Schneideschlinge.
„ 168 4. „ von oben statt XVIII. Säculum muss es heissen XIX.
„ 184 19. „ „ „ 1855, 58 „ „ „ 1845, 48.
„ 187 12. „ „ „ hinter Aerzten einzufügen: gehört.
„ 190 11. „ „ „ statt Sängerin soll es heissen: Sagen.
„ 192 18. „ „ „ „ Dyhernfurt „ „ „ Dyhrenfurth.
„ 202 8. „ v. o. statt Barbarakaserne soll es heissen Barbarakasematte.

Vorwort.

Als ich im Hochsommer 1887 in Salzbrunn weilte, besuchte mich der zufällig dort einige Zeit anwesende Professor Dr. Guttstatt, Decernent im königlichen statistischen Bureau für Medicinal-Angelegenheiten zu Berlin, und redete mir zu, eine Geschichte der Aerzte Breslaus zu schreiben, wie dies in den folgenden Blättern geschehen ist. Er ist somit der intellectuelle Urheber dieses Werkchens, und es liegt mir ob, ihm für seine Anregung meinen besten Dank auszusprechen.

Doch auch Andere verdienen einen solchen in vollstem Maasse, so Herr Professor Dr. Markgraf, unser Stadtarchivar, und Herr Bibliothekar Frenzel, welche mir in bereitwilligster Art das nöthige Material aus unserer, so reiche Schätze enthaltenden städtischen Bibliothek zukommen liessen.

Auf Veranlassung des derzeitigen Universitäts-Prorectors, Herr Geheim-Rath Professor Dr. Fritsch, leistete mir auch Herr Universitäts-Secretär Nadbyl seinen Beistand, indem er mir in liebenswürdigster Weise seine Universitäts-Jubelschrift vom Jahre 1861 offerirte, auch eine Fortsetzung derselben bis jetzt fertigen liess, wodurch mir die nöthige Auskunft über das betreffende auch gegenwärtige Universitäts-Personal zu Theil wurde. Hierfür erkläre ich mich ihm besonders dankbar.

Nicht minder danke ich den Herren Professoren Dr. Neisser und Dr. H. Magnus, Sanitätsrath Dr. S. Meyer, Hospital-Arzt Dr. O. Janicke, Privatdocent Dr. Partsch, Dr. Asch, Medicinalrath Professor Dr. Wernicke hierselbst, dem Herrn Stadtrath Caspari,

Geheimen Sanitätsrath Dr. v. Scholz und Kreisphysikus Sanitäts-Rath Dr. Klamroth, Gymnasial-Oberlehrer Professor Dr. Schmidt in Schweidnitz und besonders dem Herrn Präsidenten der Academia Leopoldina Carolina, Geheim-Rath Professor Dr. Knoblauch in Halle für die freundlichen Mittheilungen, Nachweisungen, Fingerzeige und Literatur-Angaben, die mich und hoffentlich auch meine Leser zu Dank verpflichten.

Ich war der Anregung, dieses Werk zu schreiben, um so lieber nachgekommen, als mein Alter zum Rückblick auf vergangene Tage einladet, als ein 60jähriger Aufenthalt in Breslau und Schlesien mich viele von den nun schon heimgegangenen grossen Aerzten kennen lehrte, und persönliche Erinnerungen und Beziehungen mich vielfach unterstützten.

Man wird es nicht tadeln, dass ich bloss den Verstorbenen einen Platz in dieser Geschichte eingeräumt habe. So würdig auch mancher Lebende ist, ihnen angereiht zu werden, so schwer wäre es, die dem Geschichtsschreiber nöthige Objectivität festzuhalten. Und so lange der Mensch lebt, strebt und fortschreitet, kann er nicht Gegenstand der geschichtlichen Würdigung sein, die in erster Reihe die Summe des abgeschlossenen Daseins zu ziehen und zu betrachten hat.

Möge das Buch den Freunden der Heimath Freude bereiten, den Jüngern unserer Wissenschaft Anregung zum Nacheifern ihrer grossen Vorgänger geben.

Breslau, im April 1889.

Der Verfasser.

Literarische Anfänge der Geschichte der Medicin in Schlesien.

Die Geschichte der Medicin in Schlesien aus ältester Zeit ist in tiefes Dunkel gehüllt, und es wäre kaum gerechtfertigt von einer solchen mit Bezug auf frühere Jahrhunderte überhaupt reden zu wollen. In andern Landen waren die Medicin sowohl, wie die Naturwissenschaften im Allgemeinen schon längst bei einem gewissen Blüthestadium angelangt, ehe in Schlesien noch die erste Spur wissenschaftlichen Geistes nach dieser Richtung hin sich kund gab.

Schlesien ist mindestens um ein Jahrhundert in seiner culturellen Entwickelung im Verhältniss zu seinen westlichen und südlichen Nachbarländern zurückgeblieben, fehlte ihm doch der von den Centren aller Gelehrsamkeit, den Universitäten, ausgehende Impuls.

Die Bestrebungen, die Geheimnisse der Naturgesetze forschend zu durchdringen und die Grundsätze für die das Leben bestimmenden Elemente ausfindig zu machen, wie sie, weithin ihr Licht verbreitend, seitens der verschiedenen Universitäten so schön zur Geltung gelangten, sie waren für das Schlesierland längere Zeit gewissermassen unerreichbar. Aber trotz alledem, und wir können dies nicht hoch genug schätzen, zeigt die Geschichte Schlesiens nicht ausschliesslich den nur praktischen Sinn der Bewohner. Die weite Entfernung von den Brennpunkten wissenschaftlichen Lebens war doch nicht Grund genug, den geistigen Kern des schlesischen Volkes zu Schanden werden zu lassen. Die medicinische Wissenschaft fand auch später hier, wie die 26 Biographien beweisen, die wir liefern, und welche 400 Jahre fast umfassen, eine Stätte eifriger Pflege und Förderung, wenn zwar nur auf langsamem und sehr allmählichem Wege.

Gewiss dürfen Männer wie Crato von Krafftheim, Sennert u. A. das Recht für sich in Anspruch nehmen, sogar als medicinische Capacitäten zu gelten; allerdings haben diese den grössten Theil ihrer Bildung dem Auslande zu verdanken. Sie waren es aber, welche auf ihre Landsleute veredelnd einwirkten und sie zur Nachahmung begeisterten. Die Saat, die so entstanden, sollte später unter weit besseren Verhältnissen sich günstig entwickeln und zur Reife gedeihen.

Soweit unsere historischen Kenntnisse reichen, lag die praktische Ausübung der Heilkunde, deren hervorragende Vertreter schlesischer Geburt wir in Biographien zu feiern gedenken, im Beginn unseres Jahrtausends nicht in den Händen medicinisch wohlgeschulter Kräfte, sondern in denen der Domherren, Mönche und Weltgeistlichen, die, von jeher die einzigen Träger der Bildung, im Besitz einer eigenen für alle Krankheiten angepassten Materia medica, ihre heilende und zugleich tröstende Thätigkeit den Hilfesuchenden weit und breit angedeihen liessen. Die Klöster galten als der Mittelpunkt der medicinischen Praxis; von hier aus holte man sich Rath, hier fand man Medicamente in Hülle und Fülle. Es verging geraume Zeit, ehe man auch ausserhalb der Klostermauern Medicin zu treiben sich anschickte, ehe sich ein sogenannter Aerztestand herausbildete.

Erst im 13. und 14. Jahrhundert begannen sich Fortschritte in dieser Beziehung bemerkbar zu machen, namentlich seit der Gründung und Entwickelung der Universität Prag.*)

Ausserdem rief die zu wiederholten Malen auftretende Pest, welche Schlesien förmlich verheerte, das Bedürfniss nach Aerzten in höherem Grade wach, als es bisher der Fall war. Unter Kaiser Carl IV., welcher für Aerzte und Apotheker**) eine auf sehr strengen Grundsätzen fussende Medicinal-Ordnung in's Leben rief, bildeten Aerzte und Apotheker, welch letztere gleichzeitig mit ersteren in die Erscheinung traten, eine gesetzlich organisirte Berufsklasse. Die praktischen Aerzte, als welche noch immer die Geistlichen fungirten, führten den Namen der Physici. Es war natürlich, dass man nunmehr auch den ärztlichen Wirkungskreis durch Gründung von Krankenhäusern, Leprosen, Badeanstalten und vielen anderen wohlthätigen Einrichtungen, die doch vornehmlich den Armen zu Gute

---

*) Der König von Böhmen war ja zugleich Herzog in Schlesien, daher erklärt es sich, dass die Prager Universität bei ihrer so nahen geographischen Lage auf Schlesiens wissenschaftliche Entwickelung einen grossen Einfluss übte.

**) Schlesiens erste Apotheke soll 1264 in Schweidnitz errichtet worden sein. Wie aus Urkunden zu erweisen, sind mit Bestimmtheit zu Anfang des 14. Jahrhunderts vollständig eingerichtete Apotheken in Schlesien vorhanden gewesen. Vergl. Henschel Schlesiens wissenschaftliche Zustände im 14. Jahrhundert. Breslau, 1830. Seite 48.

kamen, zu erweitern trachtete, gewiss ein gewaltiger Fortschritt dieses Jahrhunderts.

Die medicinische Wissenschaft an sich machte indess weniger schnelle Fortschritte; sie bewegte sich lange Jahre hindurch in einem elenden, zu Irrthümern aller Art allzugeneigten Schematismus, für den Aberglauben und religiöse Schwärmereien massgebender gewesen zu sein scheinen, als gründliche Untersuchungen und Erfahrungen.

Aus dem 13. Jahrhundert besitzen wir schon ziemlich genaue Nachrichten über die Namen der Aerzte und Apotheker, unvollkommenere dagegen über die Leistungen der einzelnen. Ueber das 14. Jahrhundert sind wir weit besser unterrichtet.

Viele schlesische Aerzte dieser Zeit docirten an der Prager Universität und gelangten in dieser Eigenschaft zu sehr bedeutendem Ansehen. Als der berühmteste unter ihnen gilt Johannes Gallici von Breslau. In Breslau selbst oder in seiner unmittelbaren Nähe lebten in der Zeit von 1360—1380 die Aerzte: Nic. Wendeler, Peter de Brega, Joh. Grotkow und Joh. Koithenicz.

Sie sind nicht ganz ohne Bedeutung, da aus ihrer Mitte mehrere brauchbare Pestordnungen hervorgegangen sind. Von schlesischen Aerzten, d. h. solchen, die im Herzogthume practicirten, verdienen genannt zu werden: Johannes Physicus, Canonicus Glogoviensis, ein nicht gerade genialer, aber sehr gelehrter und erfahrener Arzt, sowie der Magister von Breslau, Bischof von Sarepta, sicherlich die bedeutendste ärztliche Capacität des 14. Jahrhunderts, Grund genug dass wir ihm an dieser Stelle einige Worte widmen. Ueber sein Leben sind nur wenige Daten bekannt. Er erschien im Alter von 39 Jahren in Breslau, wo er dann für immer seine Wohnstätte aufschlug, wurde 1352, ursprünglich Petrus physicus genannt, jetzt unter dem Namen Thomas zum Bischof von Sarepta erhoben und wohnte neben dem Vincenzkloster.

Kaiser Carl IV. verlieh ihm als Beweis seines ausserordentlichen Vertrauens mehrere weitgehende Privilegien.

Aus seiner Feder stammen zwei umfangreiche medicinische Arbeiten; die grössere von diesen führt den Titel: „Michi competit“, die kleinere ist benannt: „Secundum alphabetum oder Collectorium.“

Es sind dies Producte ungeheuren, wahrhaft bewunderungswürdigen Fleisses und wohl geeignet, unsere Auffassung über den Standpunkt der damaligen Medicin um neue ausschlaggebende Momente zu bereichern, wie sie bisher nirgends zu Tage getreten waren.

Die folgenden Jahrhunderte waren schon reich an ausgezeichneten Aerzten; ihnen ist unsere ganze übrige Arbeit gewidmet.

Chronologische Uebersicht der hier abzuhandelnden Aerzte.

Crato von Krafftheim, *1519, †1585 . . . . Geburtsort Breslau.
Johann Moibanus, *1527, †1562 . . . . „ Breslau.
Matthias Auctus, * ? †1543 . . . . „ Breslau.
Joachim Curäus, *1532, †1573 . . . . „ Freistadt.
Laurentius Scholz, *1552, †1599 . . . . . . „ Breslau.
Kaspar Schwenckfeld, *1563, †1609 . . . . „ Glogau.
Johann Jessenius von Jessen, *1566, †1621 . „ Breslau.
Daniel Sennert, *1572, †1637 . . . . „ Breslau.
Philipp Jacob Sachs von Löwenheim, *1627, †1672 „ Breslau.
Matthäus Gottfried Purrmann, *1646, †1711 „ Lüben.
Johann Christian Kundmann, *1684, †1751 . „ Breslau.
Joh. Sigm. Hahn, *1696, †1773 . . . . „ Schweidnitz.
Balthasar Ludwig Tralles, *1708, †1797 . . „ Breslau.
Michael Morgenbesser, *1714, †1782 . . . „ Breslau.
Anton Krocker, *1742, †1823 . . . . „ Ober-Glogau.
Elias Henschel, *1758, †1843 . . . . „ Breslau.
Georg Philipp Mogalla, *1766, †1831 . . . „ Oppeln.
Johann Wendt, *1777, †1845 . . . . „ Tost in O/S.
A. W. Henschel, *1790, †1856 . . . . „ Breslau.
Heinrich Robert Göppert, *1800, †1884 . . „ Sprottau.
Carl Wilhelm Klose, *1803. †1865*) . . . . „ Wartenberg.
Heinrich Neumann, *1814, †1884 . . . . „ Breslau.
Victor Julius Nega, *1816, †1857 . . . . . „ Turawa in O/S.
Ludwig Traube, *1818, †1876 . . . . „ Ratibor.
Rudolf Leubuscher, *1821, †1861 . . . . . „ Breslau.
Hugo Rühle, *1824, †1888 . . . . „ Liegnitz.
Albrecht Theodor Middeldorpf, *1824, †1868 „ Breslau.

Johann Lange, *1485, †1565 . . . . „ Löwenberg.
Adam Christian Thebesius *1686, †1732 . „ Sandenwalde (Kreis Guhrau).
Gabriel Gustav Valentin *1810, †1883 . . „ Breslau.

Von unserer Absicht, die Biographien in chronologischer Reihenfolge vorzuführen, sahen wir uns veranlasst, bald im Beginne unseres Werkes abzuweichen, da uns das Material zu Johann Lange, wie später zu Ad. Christian Thebesius und Gabriel G. Valentin nicht gleich zur Hand war; es wird demnach Joh. Crato von Krafftheim, der glänzendste Repräsentant heimischer Medicin, den würdigen Anfang in der Reihe der Aerzte machen.

*) Nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Geh. Reg.-Medic.-Rath Prof. Klose in Königsberg geb. zu Breslau 1791; gest. zu Dresden 1863.

Johann Crato von Krafftheim.

Johann Crato von Krafftheim, der Leibarzt dreier deutscher Kaiser aus dem Hause Habsburg, dessen Name in Folge seiner praktischen Leistungen und medicinischen Gelehrsamkeit, ja auch in Folge seiner politischen Bedeutung weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus bekannt und berühmt geworden ist, wurde am 22. November 1519 zu Breslau geboren. Nachdem er seine erste Ausbildung auf dem Gymnasium zu St. Elisabeth und Magdalena genossen, bezog er, 15 Jahre alt, in der Absicht, sich dem Studium der Theologie zu widmen, die Universität Wittenberg. Da er nicht über reichliche Geldmittel verfügen konnte, verwandten sich für ihn einflussreiche Persönlichkeiten, insbesondere sein ehrwürdiger Freund und Gönner, Johann Hess, Schulaufseher und erster evangelischer Geistlicher zu Breslau, und so erhielt er seitens einiger Breslauer Patricier ausreichende Unterstützungen nebst magistratualischen Stipendien. Das Universitätsleben war für den scharfsinnigen und strebsamen Jüngling eine Quelle der lautersten Freuden und Genüsse. Das Studium selbst, sowie der Ruf seiner umfassenden Bildung und sein edler Charakter brachten ihn in nähere Beziehung zu Luther und Melanchthon, und der Umgang mit diesen geistigen Heroen schuf eine Basis sittenreiner Grundsätze und Ideen, denen Crato sein ganzes Leben hindurch treu blieb, obwohl sein Streben sich später einem anderen wissenschaftlichen Fache zuwandte. Seinem freundschaftlichen Verhältniss zu Luther, in dessen Haus er 6 Jahre lang täglich verkehrte, verdanken wir die Kenntniss der „Tischreden" Luthers, welche Crato, von seinem vorzüglichen Gedächtniss unterstützt, in Aufzeichnungen der Nachwelt hinterliess. Von einer eigenen Veröffentlichung derselben sah er aus kluger Vorsicht ab. Dieselbe übernahm später sein Studienfreund Andreas Aurifaber. Seine Studien musste er anfangs einmal unterbrechen, da die Universität Wittenberg aus Furcht vor der Pest nach Jena verlegt wurde. Im Besitz eines neuen Stipendiums, das ihm der Breslauer Magistrat unter der Bedingung „seiner Kunst gemeiner Stadt und den Schulen

zum Besten gebrauchen zu wollen" gewährt hatte, suchte er bald darauf seine frühere Universitätsstadt wieder auf. In edler Gemeinschaft wirkten Luther und Melanchthon auf sein geistiges Werden ein, ersterer auf seine religiöse Richtung, letzterer auf seine klassische Bildung. Aus der Erkenntniss von Crato's Begabung und Neigung gewann Luther in Kurzem die Ueberzeugung, dass die Theologie nicht dasjenige Gebiet sei, auf dem sein wissbegieriger Geist Lorbeeren pflücken könnte, und freimüthig rieth er ihm, das bisher eingeschlagene Fach zu verlassen, dagegen zum medicinischen Studium überzugehen. Crato folgte dem gut gemeinten Rath, und auf besondere Empfehlung Luthers beschloss seine Vaterstadt, ihn unter denselben Bedingungen auch fernerhin zu unterstützen. Dass ihn Luther gern zum Theologen erzogen hätte, ersieht man aus seinem Brief an den Magistrat der Stadt Breslau; „Denn" schreibt er, „er ist in der Schrift sehr wohl verständig, sittig und züchtig, der mir ein trefflicher Mann in der Kirche sein sollte. Aber seine Complexion war zu schwach zum Predigen, derohalben ich ihm zur Medicina gerathen." Ungeachtet seiner neuen Beschäftigung habilitirte sich Crato jetzt als Magister der Dialektik an der Universität Wittenberg, und seine Vorlesungen erfreuten sich grosser Anerkennung. Für seinen eigentlichen Beruf, die Medicin, konnte er in Wittenberg, wo es zur Zeit an medicinischen Autoritäten mangelte, wenig Erspriessliches finden; er nahm daher mit Freuden die sich ihm darbietende Stelle eines Haushofmeisters bei dem Grafen von Wertheim in Leipzig, den er bereits in Philosophie unterrichtet hatte, an, zumal dadurch auch seine pecuniären Verhältnisse bessere wurden. Zwar war Leipzig nicht viel mehr geeignet, dem Streben nach Vervollkommnung seiner medicinischen Kenntnisse Rechnung zu tragen, als Wittenberg; aber Crato verstand es, seinem neuen Wirkungskreise dadurch ein edles Gepräge aufzudrücken, dass er stets gewohnt, mit den gelehrtesten und geachtetsten Männern Umgang zu pflegen, mit dem damals weltberühmten Philologen und Theologen Joachim Camerarius eine innige Freundschaft schloss, der er für immer treu blieb. Obwohl er sich in solchem Verkehr äusserst wohl behagte, so wurde doch sein Empfinden durch den Gedanken an seine mangelhafte medicinische Ausbildung getrübt, und nach kurzem Entschliessen trat er die Reise nach dem Lande der Künste und Wissenschaften, nach Italien, an, dessen Universitäten zu dieser Zeit auf dem Höhepunkt geistiger Bildung standen. Ein glücklicher Zufall, das Bekanntwerden mit dem Augsburger Bürgermeister Joh. B. Heinzel, sowie mit der Patrizier-Familie Herwarth verschafften ihm die dazu nöthigen Mittel. Mit ganzer Seele wandte sich Crato nun dem Studium der Medicin zu, und wiederum

gelang es ihm, wie schon so oft, in den Kreis eines der bedeutendsten Gelehrten gezogen zu werden. Gestützt auf die Empfehlung seines Freundes Melanchthon schloss er sich dem berühmten Meister der Medicin, Johann Baptista Montanus, an, und im Verkehr mit diesem grossen Arzt, aus welchem sich allmälig ein vertrauteres Verhältniss entwickelte, legte Crato den Grund zu seiner späteren Fertigkeit auf dem Gebiet der praktischen Medicin sowohl wie der theoretischen, auf welche die Welt mit Bewunderung blicken sollte. Montanus blieb sein Vorbild für alle Zeiten; seine sämmtlichen Schriften durchzieht das Gefühl der Dankbarkeit und der innigsten Verehrung diesem Manne gegenüber, der es sich zur Aufgabe gestellt, ihm die Meisterwerke der Alten, des Galen und Hippokrates, in ihrer vollsten Bedeutung zu demonstriren und ihn mit ihren Lehren bekannt zu machen. Nach kurzem Aufenthalt in Verona kehrte Crato im Besitz des Doctordiploms nach Deutschland zurück. In Augsburg erfuhr seine Reise eine Unterbrechung in Folge seiner Berufung an den Hof Kaiser Karls V., dessen Wohnsitz sich zur Zeit hier befand; möglicherweise erklärt sich hieraus seine spätere Vertrauensstellung in der kaiserlichen Umgebung. Im Jahre 1550, nach Ablauf der Zeit, während welcher ihn der Breslauer Magistrat beurlaubt hatte, traf Crato, nun bereits im Mannesalter stehend, in seiner Heimatstadt ein, in welche bereits sein Ruf vorausgeeilt war. Sofort trat er in die amtliche Laufbahn ein, da ihn die Stadt mit der zweiten Physikus-Stelle betraute, deren bisheriger Vertreter, Dr. Spremberger, in die durch den Tod des Dr. Dominicus Weiss vacant gewordene erste Stelle eingerückt war.

Die Gelegenheit, seine ausserordentliche praktische Tüchtigkeit zu bethätigen, trat sehr bald an ihn heran.

Hatte er es schon verstanden, auf dem Felde seiner nutzbringenden Berufsthätigkeit sich die Achtung seiner Mitbürger in so hohem Grade zu verschaffen, dass ihm zu Ehren 1551 eine silberne Denkmünze mit seinem Bildnisse und der Inschrift „Confide recte agens" geprägt*) wurde, so sollte in dem Schreckensjahr 1553, in der sogenannten „kleinen Sterbe", als die Stadt zum 6. Male von der Pest heimgesucht wurde, seine Energie und Ausdauer gepaart mit tüchtigen hygienischen Kenntnissen der gesammten Bewohnerschaft zum Segen gereichen. Die bereits von seinem Amtsvorgänger Dr. Matthias Auctus in dem „Pestunterricht" angedeuteten Verhaltungsmaassregeln erfuhren durch Crato eine bedeutende Erweiterung und Umgestaltung auf Grund seiner individuellen Anschauungen über das eigentliche Wesen der Seuche. Ihm gebührt der Ruhm, das Chaos der An-

---

*) Kundmann, Silesii in nummis Tabelle XXVIII 86.

sichten über die Pest, einer Collectivbezeichnung aller sporadischen oder epidemischen letalen Krankheiten, gelichtet und zuerst den Begriff der Ansteckungsfähigkeit richtig erfasst zu haben, indem er eine scharfe Grenze zwischen den febres publicae, den ansteckenden Fiebern, der eigentlichen Pest und den febres privatae, den nicht ansteckenden, nicht pestartigen zog und den Aerzten diesen Unterschied klar zu machen suchte. Seine Lehren veröffentlichte er in dem 1555 erschienenen Werk: „Ordnung oder Preservation, wie man sich zur Zeit der Pest verwahren, wie die rechte Pest erkannt und curirt werden solle.“ Es sind darin zahlreiche Momente enthalten, die mit unseren heutigen hygienischen Anschauungen in vollstem Einklang stehen und uns gewissermaassen als Wegweiser dienen können. Die Stadt bewies ihm ihre Dankbarkeit durch Anweisung eines jährlichen Gehaltes von 100 Thalern mit der Bestimmung, „dass er der Armen gemeiner Stadtdiener sowohl der armen Schüler im Hospital umsonst curiren soll.“ Von den nicht unbedeutenden chemischen Kenntnissen, welche sich Crato mit nie ermüdendem Fleiss während seiner Studienzeit angeeignet hatte, machte er durch Errichtung wohlgeordneter Apotheken einen vortheilhaften Gebrauch: als Vorbilder dienten ihm hierbei Pariser Einrichtungen.

So war Crato bereits eine Berühmtheit geworden; weit und breit war sein Name bekannt und geehrt, und mit Mühe nur vermochte er den ungeheuren Anforderungen an seine ärztliche Wirksamkeit gerecht zu werden, im Gegensatz zu dem oberflächlichen Treiben seiner damaligen Collegen, deren Triebfeder mehr abergläubischer als wissenschaftlicher Natur war. Indess kein einziger Zug im Charakter Cratos weist auf Dünkel oder Hochmuth hin. Stets trat er da mit Freuden ein, wo seine Hülfe noth that, ohne auf Lohn und Dankbarkeit Anspruch zu machen. Sowohl der Einfluss, den er durch Verbindung mit den angesehensten Familien der Stadt — wir nennen nur das Haus Rhediger — sich anzueignen wusste, wie seine Wohlhabenheit gewährten ihm die Möglichkeit, die Erziehung talentvoller Jünglinge, die, wie einstmals er selbst, den Pfad der wissenschaftlichen Entwickelung mit Noth und Sorgen betraten, vollständig in eigene Hand zu nehmen.

Als Anerkennung für sein Bemühen verlangte er nur die Einverleibung der neuesten Erzeugnisse der Literatur eines jeden Gebietes in seine schon ziemlich umfangreiche Bibliothek. Es war natürlich, dass viele seiner Schützlinge mit ihm in trautem Freundschaftsverhältnisse zu stehen wünschten, um durch offenen Gedankenaustausch mit diesem hervorragendem Manne belehrt und gefördert, zu werden. Seiner besonderen Liebe erfreute sich Zacharias Beer,

genannt Ursinus, ein Studirender der Theologie, späterer Diaconus zu Breslau, dessen Beziehungen zu Crato so tief gehende gewesen sind, dass sich Letzterer in religiöser Hinsicht von jenem stark beeinflussen liess. Die folgenschweren Kirchenstreitigkeiten, welche zu dieser Zeit die gesammte gebildete Welt beschäftigten und in Athem hielten, gingen auch an unserem grossen Arzt nicht unbeachtet vorüber, und trotzdem er bereits in medicinischen Kreisen als Autorität galt, kam er des Oefteren auf das ursprünglich eingeschlagene Fach, die Theologie, zurück, unbekümmert um den Spott und Hass, womit ihn seine Gegner überschütteten. Selbst als ihm der Magistrat den Gehalt als Armenarzt entzog, und, was ihn am meisten kränkte, an Stelle seiner Pestordnung die von seinem Collegen Dr. Spremberger 1555 herausgegebene einführte, stand er nicht davon ab, mit seltenem Freimuth immer wieder seine religiösen Ansichten zu bekennen und zu vertheidigen. Trost suchte und fand er in seiner literarischen Beschäftigung, aus welcher in dieser Zeit mehrere, sehr gelehrte medicinische Werke hervorgingen: „Idea doctrinae Hippocraticae", eine Schilderung der galenisch-hippocratischen Lehre unter Zugrundelegung der Ansichten seines Lehrers J. B. Montanus, ferner „Methodus curativa generalis et compendiaria" (1554) — unter Assistenz seines Studiengenossen Alphons Bertocci aus Fano — endlich „Methodus θεραπευτικη ex sententia Galeni et J. B. Montani" (1554). Reichliche Anerkennung seitens der medicinischen Welt lohnte seine Arbeit. Durch keine amtlichen Pflichten an die Stadt gefesselt, trat er nunmehr dem Gedanken näher, seine bisherige Heimat mit einem neuen Wohnort zu vertauschen und damit all den missliebigen Verhältnissen, unter denen er so schwer gelitten, für immer den Rücken zu kehren, zumal er in Anbetracht seiner ausgedehnten Bekanntschaft ein neues Heim leicht zu finden glaubte. Inmitten dieser Pläne überraschte ihn der vom kaiserlichen Hof ausgehende Ruf, seine medicinischen Kenntnisse dort praktisch zu verwerthen; denn den einflussreichen Bemühungen zweier angesehener Männer, der beiden Hofkanzler und Gelehrten Dr. Held und Dr. Mehl, die in seiner ärztlichen Behandlung gestanden und ihm sehr ergeben waren, war es gelungen, dem Kaiser Ferdinand I. die Berufung Cratos zum kaiserlichen Leibarzt als eine Nothwendigkeit vorzustellen.

Dieselbe erfolgte auch in der That im Jahre 1560, und Crato trug kein Bedenken, derselben Folge zu leisten. Wie er aber in allen Lebensfragen erst nach reiflicher Erwägung zu Werke ging, so glaubte er es seiner religiösen Ueberzeugung schuldig zu sein, sich mit seinem intimsten Freunde Ursinus zu berathen, ob die nahe Beziehung zum katholischen Kaiser sich mit seinem Gewissen vereinbaren liesse. Die seelische Beruhigung, die sich seiner nach

dieser Unterredung bemächtigte, sollte ihm den Verkehr am kaiserlichen Hofe um Vieles erleichtern. Damit tritt gewissermaassen ein Wendepunct im Bereich seines öffentlichen Auftretens ein. Zwar practicirte er nach wie vor in Breslau und reiste nur in dringenden Fällen nach Wien; bald aber häuften sich einerseits die Schmähungen und Anfeindungen seitens seiner Gegner in solchem Maasse, dass er sie kaum zu ertragen vermochte, und andererseits wurde seine längere Anwesenheit in der Nähe des kranken Kaisers immer mehr erforderlich, so dass er sich endlich zum ständigen Aufenthalt in Wien entschloss. Wie schwer es ihm wurde, seiner bisherigen Lebensart entsagen zu müssen, beweist ein Brief aus Wien, datirt vom 20. Mai 1563, an seinen Freund Rhediger in Breslau. „Valde doleo," schreibt er, „me eo redactum ubi nec studiorum nec vitae meae rationem habere possum, denique ita vivere, ut haud sciam praestetne cito mori et humanis rebus fungi, quam in his splendidis versari miseriis. Cum plagam patriae effugere studeo, incidi in periculum." Trotz der Religionsverschiedenheit bestand zwischen Kaiser und Leibarzt ein trauliches Verhältniss; glaubte doch Ferdinand, dass objectives Verhalten eher als Feindseligkeiten gegenüber diesen neuen kirchlichen Bestrebungen Frieden stiften könnte, dass diese vielleicht durch sich selbst mit der Zeit im Sande verlaufen würden. Cratos Meinung erschien seinem Herrn auch in anderen als medicinischen Dingen wünschenswerth, er wurde einer der eifrigsten Berather der Krone. Nur sein thatkräftiger Geist vermochte dem ungeheuren Druck der auf ihm lastenden Berufspflichten Widerstand zu leisten; er fand noch immer die Zeit, was vielleicht kein Anderer im Stande gewesen wäre, sich mit wissenschaftlichen Studien zu beschäftigen.

In kurzer Aufeinanderfolge erschienen einige literarische Arbeiten und zwar: 1. Die „Isagoge Medicinae, Venet. 1560", ein Grundriss der allgemeinen Theorie der Medicin; 2. Μικροτέχνη s. parva ars medicinalis, eine allgemeine Therapie, deren Herausgabe erst nach seinem Tode durch Laurentius Scholz erfolgte. 3. 1563 Perioche methodica in libros Galeni. Da das Befinden des schwindsüchtigen Kaisers sich mehr und mehr verschlimmerte, wurden auch die Anforderungen an den Leibarzt gesteigert, dessen Gesundheit schon den festen Halt verloren hatte und für die Dauer wohl der umfangreichen Arbeitslast erlegen wäre. Am 25. Juli 1564 starb Ferdinand, bis zum letzten Athemzug der aufopferungsvollen Pflege Cratos theilhaftig. Gern hätte dieser jetzt, vom geräuschvollen Hofleben entfernt, das ihm mit seinem Glanz, seinen Intriguen und Kriechereien von ganzer Seele zuwider war, in bescheidener Zurückgezogenheit wissenschaftlichen Studien und der practischen Ausübung seines Berufes obgelegen,

aber gegen den neuerdings an ihn ergehenden Ruf als Leibarzt des Sohnes Ferdinands I. konnte und durfte er sich nicht ablehnend verhalten, wollte er nicht die mit so viel Muth und Ausdauer festgehaltene Absicht, den Protestantismus zu fördern und zu stärken, aufgeben. Das Band, das den neuen Kaiser Maximilian II., einen Monarchen, über dessen Charakterzüge unter sämmtlichen Historikern nur eine Stimme des Lobes herrscht, mit seinem ärztlichen Berather verknüpfte, gestaltete sich während seines 12jährigen Aufenthalts in der Nähe der römischen Majestät zu einem so innigen, unzerreissbaren, dass menschliche Machinationen dasselbe nicht zu lösen vermochten. Cratos jetzige Wirksamkeit war eine äusserst vielfache, noch umfangreicher als unter der Regierung Ferdinands, sowohl ärztlicher als politischer Natur. Mit dem unbedingten Vertrauen seines kaiserlichen Herrn beehrt, gewann er in den verwickelten Gang der Staatsmaschine eine solche detaillirte Einsicht, dass sein persönliches Gutachten überall da, wo es sich um das Wohl und Wehe des Reiches handelte, für den Kaiser fast bestimmend war. Seine Bitten, seine Wünsche fanden bei Maximilian williges Gehör; es war daher natürlich, dass, wer immer Anerkennung, Beförderung, Gunst von allerhöchster Stelle zu erlangen hoffte, sich zuvörderst seiner wohlwollenden Stimme zu versichern bemühte. Aus dieser seiner Machtfülle erwuchs für Crato insbesondere die Möglichkeit, der protestantischen Religion die ihr gebührende Stellung im Staate anzuweisen und gewaltsame Unterdrückungen, wie sie bisher sowohl Einzelne als die evangelische Confession insgesammt erfahren mussten, von ihr fernzuhalten, ein ehrenvolles Streben, das um so eher erfolgreich zu werden versprach, als sich der Kaiser selbst gegen Andersgläubige edeldenkend und tolerant erwies. Dass während der Regierungszeit Maximilians der Religionsfrieden sich zu erhalten vermochte, war sicherlich mit ein nicht zu unterschätzendes Verdienst Cratos. Um aber auch vor der Welt einen Beweis der hohen Achtung zu liefern, welcher Maximilian seinen treuen Mitarbeiter für würdig hielt, erhob er ihn unter Beifügung des Namens Krafftheim in den erblichen Adelsstand. Ferner wurden ihm nächst seiner Ernennung zum Geheimen Rath eine Anzahl hervorragender Privilegien gewährt, unter denen wir dasjenige, unehelich geborene Kinder in die Rechte ehelicher einzusetzen, sowie das, Goldmünzen prägen zu lassen, hervorheben. Von Jahr zu Jahr stieg Crato in der Gunst Maximilians, seine Person wurde immer unentbehrlicher für den Kaiser, der wiederum nicht müde wurde, durch neue Ehrenbezeugungen seine dankbare Gesinnung gegen seinen Leibarzt auszudrücken. Durch ein vom 11. December 1568 aus Linz datirtes Diplom wurde ihm die hohe Würde eines Pfalzgrafen, comes palatinus, zu Theil, womit

das Recht der Bestallung öffentlicher Notare und Richter im Bereich des ganzen römischen Reiches sowie der Promotion der Doctoren der Philosophie und Medicin verbunden war. Dieses Privilegium wurde, nachdem ihm noch in der Zwischenzeit im Jahre 1569 sämmtliche Rechte, Freiheiten und Nutzniessungen der Diener des Hauses Oesterreich als erbliche übertragen wurden, im Jahre 1575, also kurz vor dem Tode Maximilians, dahin erweitert, dass er auch ermächtigt wurde, Doctoren der Jurisprudenz zu promoviren. In höherem Grade als diese Auszeichnungen erfreute Crato der Besuch, den ihm der Kaiser selbst im Jahre 1573 in seiner Wohnung in Breslau abstattete; als Andenken an dieses Zusammensein überreichte Maximilian einen kunstvollen, mit seinen eigenen Schriftzügen versehenen Tisch. Das freundschaftliche Verhältniss Beider versinnbildlicht am besten die Crato zu Ehren geprägte Medaille*), welche auf dem Revers den Kopf Maximilians, auf dem Avers das Porträt Cratos in guter Ausprägung zeigt. Die amtliche Stellung Cratos brachte es mit sich, dass er den Kaiser auf all seinen Reisen begleitete, dass er bei allen Vorkommnissen und Begebenheiten stets dem Gefolge angehörte, um im Falle der Noth seinem Herrn mit Rath und That beizustehen. 1566 erscheint er auf dem Reichstage in Augsburg, später in dem Feldlager zu Raab und abwechselnd in Prag, Pressburg, Speyer und Wien; einen Theil seiner verfügbaren Zeit verlebte er regelmässig in Breslau, seiner theuren Vaterstadt, wo er, jetzt weniger durch Anfeindungen belästigt, inmitten zahlreicher Freunde, allseitig geehrt und geachtet, von den Anstrengungen des Hoflebens auszuruhen pflegte; zeitweise, besonders im Sommer, hielt er sich auf seinem in der Grafschaft Glatz gelegenen Landgute Rückers auf. Cratos geistiges Schaffen fand in inniger Berührung mit geistreichen und gelehrten Männern, wie sie Breslau zur Zeit in stattlicher Anzahl beherbergte, neue Anregungen, neue Quellen, neues Material.

Er verkehrte hier mit Männern wie: Andreas Dudith, dem früheren Bischof von Fünfkirchen, von Rhediger, Professor Balthasar Neander, Petrus Vincentius, dem Rector des Gymnasiums zu St. Elisabeth, Johann Aurifaber, den Aerzten: Johann Woyssel, Paul Friedewald, Petrus Monavius, Johann Hermann, dessen Behandlung er sich während seiner späteren Erkrankung anvertraute, u. a. Freilich fand er in Anbetracht der vielen Geschäfte, in welche ihn seine hohe Stellung verwickelte, nicht die Zeit, seinem Gedankengang und Ideenkreise schriftlichen Ausdruck zu geben, sich literarisch

*) Cfr. Kundmann, Silesii in Nummis Nr. 85 Tabelle XXVIII.

zu beschäftigen. Das Wenige, was wir über Cratos medicinische Fortschritte aus jener Zeit kennen gelernt, entstammt seiner umfangreichen, über die halbe Welt ausgedehnten Correspondence, seiner sogenannten brieflichen Praxis, welche uns über die verschiedensten medicinisch wichtigen Punkte Aufschluss giebt. Die Sammlung und Erhaltung dieser Briefe sind ein Werk des verdienstvollen Doctor Laurentius Scholz, welcher dieselben in geordnetem Zustande unter dem Titel: Consilia et epistolae medicinales Cratonis bald nach dem Tode Cratos veröffentlichte. Dies unstäte Leben, das Hastige und Ruhelose im weiten Kreise des kaiserlichen Hofes musste einem Manne von rein wissenschaftlichem Streben wie Crato für die Dauer unerträglich erscheinen. Der Ekel, den er in Anbetracht des nach aussen prächtigen, nach innen zerfahrenen, von Intriguen und Parteileidenschaften durchwühlten Hoflebens in immer steigendem Maasse empfand, war jedoch nicht das Einzige, was ihm zu wiederholten Klagen Veranlassung gab. Selbst in nichtswürdige Händel verwickelt, von sehr vielen Seiten angefeindet und verläumdet, von der Arbeit fast erdrückt und von eigener Krankheit sowie der seines Sohnes und seiner Frau, die er nicht einmal hatte besuchen, geschweige behandeln können, schwer betroffen, bot Crato nichts weniger als das Bild eines beneidenswerthen Mannes dar. Die Briefe an seine Freunde fliessen förmlich über von Klagen sowohl über seinen schon erschütterten Gesundheitszustand wie über die Mühseligkeiten seines Berufes. Die ersten Krankheitserscheinungen zeigten sich bei ihm im Jahre 1562, in seinem 43. Lebensjahr, von da an kränkelte er stetig.

Bereits im Alter von 50. Jahren äusserte er seinem Freunde Rhediger gegenüber: Infirmus homo sum et natura debilior. Mea quidem vita ad vesperam vergit. Sein Befinden schwankte hin und her, eine vollständige Wiederherstellung trat niemals wieder ein. Inzwischen hatten feindliche Einflüsse auch seine Stellung erschüttert. Als die Nierenkrankheit des Kaisers im Jahre 1576 recht heftig zum Ausbruch gelangte, war es nicht der Leibarzt und Liebling Maximilians, Crato von Krafftheim, dem es vergönnt gewesen wäre, an das Krankenbett seines Gebieters zu eilen, geschweige seine Kunst in Anwendung zu bringen. An seine Stelle traten die gemeinsten und unwissendsten Kurpfuscher und Charlatane. So wurde schon im letzten Stadium der Krankheit eine Quacksalberin aus Ulm an den Hof befohlen, um den Kaiser mit Hilfe von Sprüchlein, Gebeten und Kräutertränken von seinem schweren Nierenleiden zu befreien, was sie auch mit aller Bestimmtheit versprach. Ihre Diagnose lautete auf Epilepsie, und dem entsprechend richtete sie die Therapie ein. Einem solch elenden Treiben vermochte Crato nicht länger müssig zuzusehen.

Ihm stand die Person Maximilians, dem er mit Liebe anhing, zu nahe, als dass er ruhig hätte abwarten können, wie durch die allerunsinnigsten Pfuschereien das Ende des Kaisers vorzeitig herbeigeführt würde. „Er wolle nicht schweigen, wie ein stummer Hund, erklärte er dem Hofstaat und Aerztepersonal, wo es das Wohl des Herrn gelte: Da seien eine Menge ausgezeichneter Aerzte, wovon jeder sich der Leitung der Kur zu unterziehen bereit sei, und wenn keiner möge, so wolle er sie allein auf sich nehmen."

Aber er richtete nichts aus. Nur noch kurze Zeit vermochte jenes Weib ihre nichtsnutzigen Betrügereien fortzusetzen, denn der Kaiser starb bald darauf, in der Morgenstunde des 12. October 1576, an seinem Namenstage. Die Section bestätigte Cratos Diagnose. Ueber die verschiedenen Einzelheiten, wie sie sich in der schweren Leidenszeit des Kaisers am Hofe zugetragen, berichtet uns ein erst 1735 herausgegebener vertraulicher Brief Cratos an seinen Freund und Kaiserlichen Leibarzt Dr. Joh. Sambucus. *)

Crato zog sich demnächst nach Breslau zurück. Seine immer schwächer werdende Körperconstitution hatte in ihm längst den Wunsch wach gerufen, sich nun endlich der wohlverdienten Ruhe hinzugeben und ausschliesslich wissenschaftlichen Beschäftigungen zu obliegen. Seine Sehnsucht erfüllte sich nicht, ihm waren noch herbere Schicksalsschläge vorbehalten. Maximilians Nachfolger, ein wenig toleranter, ruhmsüchtiger Monarch, lehnte Cratos Entlassungsgesuch ohne Weiteres ab, mehr, um sich mit dessen Berühmtheit zu schmücken, als aus seinen medicinischen Kenntnissen für seine eigene Person Nutzen zu ziehen. Somit war Crato wiederum für längere Zeit an den Hof gefesselt, aber ein ähnliches Verhältniss, wie es bisher zwischen Kaiser und Leibarzt bestanden, stellte sich nicht mehr her. Zwischen ihnen lagen vielerlei unüberwindliche Hindernisse. Die spanische, auf streng katholischem Boden gegründete Erziehung Rudolfs, seine ausgesprochene Liebe für die mächtige Partei der Jesuiten, die Bemühung des Schwagers Maximilians, des Herzogs von Baiern, die Bekenner der evangelischen Confession vom Kaiserlichen Hofe fernzuhalten, oder sie jedweden Einflusses zu berauben, alles dies wirkte vereint, Crato mehr als je von der Unhaltbarkeit seiner hohen, aber ihm tief verhassten Stellung zu überzeugen. Schien ihm doch auch unter solchen Umständen die geringste Möglichkeit benommen, den unterdrückten Glaubensgenossen hilfreich beizustehen; ja selbst die ihnen bereits gewährten Freiheiten erfuhren unter Rudolfs Regierung mannigfache Vernachlässigung, bis sie allmählich völlig aufgehoben wurden. Die Zustände am Hofe demonstrirt ein Brief

*) Vergleiche Gillet darüber.

des Dr. juris et phil. Hugo Blotius, des kaiserlichen Bibliothekars in Wien, mit treffenden Worten: hic parum prodesse possum, tanta est multitudo auditorum in academia, tantus est sacrificorum furor, tantum bonorum odium. Nemini inter hos quiescere licet, qui non sit pontificius et quidem strenue haereticos ut isti vocant lacessat. Ein gleich scharfer Contrast offenbarte sich in dem Verhältniss von Kaiser und Leibarzt. Crato, von freierer Gesinnung und neueren modernen Ideen zugängig, in dem Bestreben, mit den Fortschritten der Künste und Wissenschaften stets gleichen Schritt zu halten, verschmähte alles Dunkle, Geheimnissvolle, theils auf Unglauben, theils auf Aberglauben Basirende, während der Kaiser, ohne an geistigen Vorzügen reich zu sein, sich mit Vorliebe alchimistischen und astrologischen Studien hingab und den Stein der Weisen zum Hauptgegenstand seiner Untersuchungen machte. Für solch traurige Zustände vermochte ihm, wie schon so oft, nur der Aufenthalt in Breslau oder in seinem wundervollen „Tusculum" zu Rückers bei Reinerz Ersatz zu bieten, wo er, unbekümmert um das Getriebe der Welt, mit erneuten Kräften sich schriftstellerischer Thätigkeit zuwenden konnte. Ihr entspross um diese Zeit, 1577 die Oratio funebris de divo Maximiliano II. imperatore Caesare Augusto, a Cratone a Crafftheim, consiliario et medico Caesareo scripta, Francof., eine geistreiche formvollendete Trauerrede von historischer Bedeutung.

Aber was er sich mit allen Fasern seines Seins herbeigewünscht, ein bescheidenes ruhiges Leben im Kreise seiner Angehörigen und Freunde, war für ihn nur ein schnell vorübergehender Genuss. Das Missgeschick, das ihn bisher beständig verfolgt, und dem er durch Abwesenheit vom Hofe entfliehen zu können vermeinte, eilte ihm überall hin nach. Man bemühte sich jetzt, seine frühere einflussreiche Stellung am Hofe zu verdächtigen, man schändete selbst seinen ärztlichen Ruf, dessen Fleckenlosigkeit sonst auch seine Gegner hatten anerkennen müssen, ihm niedere Motive unterschiebend. Zahlreiche, im Lande verbreitete Schmähschriften, sollten den Beweis führen, dass die Behandlung Maximilians in seiner letzten Lebenszeit seitens seines Leibarztes Crato, die ihm aber in Wirklichkeit gar nicht anvertraut war, eine falsche, verkehrte, verderbenbringende gewesen sei, dass seine Anwesenheit am Hofe nur geschadet, nicht genützt habe, ein Vorgehen schmutzigster Art, von dem seine Widersacher sehr wohl wussten, wie tief es das edle Gemüth Crato's verletzen musste. Nicht viel besser lagen augenblicklich die Dinge in Breslau, seiner engeren Heimat. Hier, wo sein Lebensgang von Kindheit an, sein Character und Gesinnungen genauer bekannt waren, wo er insbesondere wegen seiner grossen Verdienste um diese Stadt Anerkennung zu finden hoffte, hatte er mit Neid und Verdruss zu

kämpfen. Viele seiner Freunde verliessen ihn, der Magistrat trat ihm öfters hinderlich in den Weg, wie überhaupt die Stimmung in der Stadt gegen ihn umschlug, so dass ihm seine Thätigkeit am Hofe noch das kleinere von den beiden Uebeln zu sein schien. Er folgte daher bereitwilligst einer an ihn ergehenden Aufforderung, nach Wien zu kommen. Seine Wirksamkeit war bei der schweren Erkrankung des Kaisers 1578 doch sehr erwünscht. Wohl fühlte er, dass seine Kräfte kaum noch ausreichten, seinem Berufe mit derjenigen Energie und Gewissenhaftigkeit, die ihm stets eigen war, nachzukommen, aber immer hatte er noch, gewissermassen in edler Selbstverleugnung, sein körperliches Gleichgewicht aufrecht zu erhalten und seiner Krankheit zum Trotz allen Stürmen des Lebens Widerstand zu leisten vermocht. Die unerhörten Anstrengungen, die ihm des Kaisers langwieriges Leiden auferlegte, riefen nunmehr eine mächtige Reaction in seinem Körper hervor. In erhöhtem, heftigeren Grade machte sich sein altes Lungenleiden geltend, die Körperkräfte verminderten sich zusehends, zumal er bei Wind und Wetter, stetem Temperaturwechsel ausgesetzt, zu seinem kranken Kaiser eilen musste, und mit untrüglichem Blicke sah er die nicht allzuferne Katastrophe voraus.

Die widerlichen Verhältnisse am Hofe brachten in ihm, im Jahre 1582, den festen Entschluss zur Reife, jedwede Verbindung mit dem kaiserlichen Hofe, aus welcher für ihn mehr Böses als Gutes erwachsen war, endgiltig zu lösen und den Rest seines Lebens in stiller Einsamkeit auf seinem Landgute zu verbringen, wahrlich ein billiges Verlangen nach einem solch ereignissreichen Lebenslauf. *)

Noch einmal warf er sich mit aller Macht auf literarische Arbeiten, obschon er dauernd an's Bett gefesselt kaum die Kraft besass, die Feder zu führen, und schliesslich seine Gedanken nur zu dictiren im Stande war.

Auf solche Weise entstand das später von Weinrich in lateinischer Sprache herausgegebene epochemachende Werk: „Commentarius de vera praecavendi et curandi febrem pestilentem ratione 1583" und als letztes Erzeugniss seines geistigen Lebens die: „Assertio Joh. Cratonis de peste", 2 längere, auf die Pest bezügliche Abhandlungen, in denen er, auf gründlichen Erfahrungen fussend, mit schöner schwungvoller Darstellung theoretische und praktische Massregeln für Aerzte und Publikum bespricht.

---

*) Rückers verdankt ihm die Erbauung seiner jetzt noch bestehenden Kirche. In derselben soll sich die Inschrift befinden: „Hoc sacellum Christo in vitam reduci consecratum aedificavit Joh. Crato MDLXXXI. Paritius Monum. Sil. Mss.

Indess, in kurzer Zeit war ihm auch Rückers lästig geworden. Zwar hatte er daselbst einen ausgebreiteten brieflichen Verkehr gepflegt, auch Besuche empfangen, unter anderen seinen Freund und spätern Biographen Dresser, seinem regsamen Geiste fehlte aber der persönliche Verkehr mit hervorragenden Gelehrten.

Er besuchte daher 1582 wiederum seinen ehemaligen Lehrer Montanus und begab sich 1583, nun zum letzten Male, nach Breslau zurück, nachdem er sein Landgut Rückers seinem Sohne *) abgetreten hatte.

Mit seiner Gesundheit ging es nunmehr sehr schnell bergab. In den schweren Krankheitstagen wandte er sein Augenmerk von Neuem auf das theologische Studium und die Beschäftigung mit theologischen Schriftstellern, die Stärke und Innigkeit seiner religiösen Ueberzeugung gewährten ihm Trost und Beruhigung. Seine religiöse Denkungsart giebt sich in zwei grössern Arbeiten kund:

In der „Oratio de sacra philosophia", welche erst nach seinem Tode veröffentlicht wurde, und in den von Matt. Dresser herausgegebenen „Meletemata Joh. Cratonis", einem Sammelwerk seiner lateinischen geistlichen Gedichte. 1585 erreichte sein Leiden den höchsten Grad; ihm selbst war sein Zustand, das Wesen und der Charakter seiner Krankheit zu genau bekannt, als dass er sich hätte trügerischen Hoffnungen hingeben können.

Mit vollständigster Ruhe sah er der stündlich zu erwartenden Auflösung entgegen. Sein Schicksal wollte es, dass ihm noch in den letzten Lebenstagen schwerer unbeschreiblicher Kummer bereitet wurde. Eine furchtbare Pest suchte Breslau im Jahre 1585 heim und raffte zahllose Menschenmassen hinweg. Auch Cratos Haus und Familie fiel in ihren Bannkreis. Am 3. Juni erlag ihr seine Gattin, mit der er in 36jähriger zärtlicher Ehe gelebt. Aber nichts vermochte Crato dazu zu bewegen, seine Heimstätte zu verlassen; es hinderte ihn daran der Gedanke, in so sorgenvoller Zeit und bei seinem schweren Leiden irgend Jemandem zur Last fallen zu müssen. Am 19. Oktober 1585 erlosch Cratos Lebenslicht; in den letzten Augenblicken stand ihm der tröstende Zuspruch seines treuen bewährten Freundes Dr. Joh. Hermann zur Seite. Wie der religiöse Geist stets sein Innerstes durchdrungen, so weilten auch noch im Tode seine Gedanken in jenen lichten, erhabenen Höhen der Religion: „Ego vivo et vos vivetis", die Worte der heiligen Schrift waren seine letzten Lebensäusserungen. Sein Grabdenkmal birgt die

*) Crato hatte 3 Kinder, von welchen ihn nur der Sohn, ein Rechtsgelehrter, überlebte. Die beiden Töchter starben im zartesten Kindesalter.

Elisabethkirche zu Breslau. Dasselbe trägt die von ihm selbst verfasste Inschrift: *)

Caesaribus placuisse tribus non ultima laus est,
Me pater hac ornant, filius atque nepos.
Consiliis usum rectis mens conscia gaudet,
Testis et ars medica, testis et invidia.

Quellen.

Oratio Matthaei Dresseri de curriculo vitae Joannis Cratonis a Crafftheim Leipzig 1587 — die grundlegende Arbeit für alle neuern Biographien. —

Vitae Germanorum medicorum von Melchior Adamus, Heidelberg 1620, kaum als selbstständige Arbeit zu verzeichnen, da sie sich allzu eng, sogar wörtlich der Oratio Dressers anschliesst. —

Crato von Crafftheims Leben und ärztliches Wirken von Dr. A. W. Henschel, a. o. Professor an der Universität Breslau, 1853. Eine geistvolle, mit der grössten Sachkenntniss ausgeführte Kritik der mannigfaltigen Thätigkeit Cratos auf ärztlichem Gebiete, so wie dessen beste Biographie auf streng historischem Boden.

Crato v. Crafftheim und seine Freunde. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. Nach handschriftlichen Quellen v. Dr. J. F. A. Gillet, Prediger an der Hofkirche zu Breslau. Frankfurt a. M. 1860. In diesem 2bändigen Werke tritt uns sein theologisches Leben in übersichtlicher, erschöpfender und gewandter Darstellung klar und deutlich vor Augen.

Ein fast durchweg wörtliches Derivat dieser beiden letzteren Arbeiten sind die „Worte der Erinnerung an Crato von Crafftheim", gesprochen in der 12. Jahresfeier der wissenschaftlichen Thätigkeit des Doctorenkollegiums der Wiener medicinischen Facultät am 31. März 1862 von Prof. Dr. Herm. Hieronym. Beer. Die Arbeit ist daher durchaus belanglos.

Haeser, Geschichte der Medicin II. Band, S. 142.

Jatrologia Silesiae zum 50jährigen Doctorjubiläum seines Vaters Dr. Elias Henschel von Dr. A. G. E. Th. Henschel Breslau, Seite 12.

Handschriftenkatalog des Dr. Jrmischer, des Erlanger Universitätsbibliothekars, Erlangen 1852 No. 758. p. 206: No. 1816. 17. 26.

*) Jm Jahre 1856 stürzte ein an der linken Seite vom Eingang befindlicher Hauptpfeiler des Mittelschiffs im westlichen Theile der Kirche ein Nach Entfernung des Schutts wurde der vor demselben nach der Thür zu liegende Grabstein Cratos sichtbar und zwar in solch einem verwitterten Zustande, dass man die einzelnen Worte nicht mehr erkennen konnte. Dem patriotischen Geiste Middeldorpf's ist es zu verdanken, dass die Buchstaben vergoldet und so der Nachwelt erhalten wurden. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die an der Aussenseite der Kirche befindlichen, auf die Eltern und die beiden Töchter Cratos bezüglichen Epitaphien restaurirt.

Cratos Schriften.

Idea doctrinae Hippocraticae de generatione pituitae: de melancholico humore; de coctione et praeparatione humorum, de victus ratione, eine Darstellung der Galenisch-Hippokratischen Lehre nach den Ansichten seines Lehrers Montanus 1555. —

Alfonsi Bertocii et Cratonis methodus generalis et compendium e Hippocratis, Galeni et Avicennae placitis depromptum
oder kurz gefasst
Methodus curativa generalis et comparativa 1556.

Ordnung oder Praeservation, wie man sich zur Zeit der Pest verwahren, wie die rechte Pest erkannt und curirt werden soll. Breslau 1555, in neuer Bearbeitung 1585.

Isagoge Medicinae 1560.

Methodus θεραπευτικη ex sententia Galeni et J. B. Montani 1563.

Commentarius de vera praecavendi et curandi febrem pestilentem ratione.

Assertio Joh. Cratonis de peste.

Consilia et epistolae medicinales herausgegeben von Laurentius Scholz.

Auserlesene Arzneikünste 1593.

Perioche methodica in Galeni libros de elementis, natura humana atrabil. temperament. facultat. natural. 1563.

Parva ars medicinalis 1593.

De morbo Gallico Commentarius.

Oratio de sacra philosophia.

Epistola ad Sambucum de morte Imp. Maximiliani II, herausgegeben von Gruner.

Oratio funebris de Maximiliano.

Meletemata 1587, herausgegeben von Dresser.

Euporista Cratonis oder Hausarzney 1630.

Johann Moìbanus.

Dieser, der Sohn eines berühmten Theologen, geboren zu Breslau 1527, beschäftigte sich, anfangs auf der Universität Wittenberg als eifriger Schüler Melanchthons, vornehmlich mit Naturwissenschaften, insbesondere mit Botanik, ging aber später dem wohlgemeinten Rathe seines Lehrers Melanchthon's sowohl, wie seines intimen Freundes Crato v. Krafftheim Folge leistend, zur Medicin über. Da für dieses Fach nur die italienischen Universitäten massgebend waren, so wählte er Bologna zu seinem fernern Aufenthaltsorte. Nach dem Tode seines Vaters kehrte er wieder nach Deutschland zurück und nahm einen Ruf nach Augsburg an, wo er dann lange Zeit als Physikus thätig war.

Er starb daselbst noch in jugendlichem Alter 1562.

Moìban war als sehr gelehrter Naturforscher und als bedeutender Arzt bekannt, der namentlich auf theoretischem Gebiete Ausgezeichnetes leistete. Sein Hauptwerk ist der Commentar zu der „Euporista,“ als deren Verfasser man unrichtiger Weise Dioscorides ansah, wobei ihm der reiche Handelsherr J. Fugger durch Ueberweisung des Codex des Oribasius hilfreich zur Seite stand.

Er selbst konnte leider sein Werk nicht vollenden und musste es seinem Freunde Conrad Gessner zur endgiltigen Vollendung und zur Veröffentlichung überlassen, welche auch 1565 unter folgendem Titel erfolgte:

> Pedac. Dioscoridis ad Andromachum de curationibus morborum per medicamenta paratu facilia Lib. II. editi partim a Joh. Moìbano, partim post ejus mortem a C. Gessnero, in latin. linguam conversi adjectis ab utroque interprete symphoniis Galeni et alior. Argentor. 1565.

Ausserdem schrieb er zu dem Werke eines Bologneser Professors περὶ αἰσθήσεως καὶ αἰσθητῶν eine poetische Einleitung „de usu et abusu sensuum“ sowie eine „Giftlehre.“

An Moiban bewundern wir auch die hohe künstlerische Begabung. Er war ein gleich guter Poet, Musiker und Maler. Namentlich in letzterer Kunst scheint er Bedeutendes geliefert zu haben, denn Crato pflegte mit besonderer Vorliebe mit den von ihm herrührenden Bildnissen berühmter Männer sein Studirzimmer auszuschmücken.

Matthias Auctus

war der erste Physicus hiesiger Stadt. Seine Bestallung trägt das Datum des 24. September 1533. Er konnte leider nur kurze Zeit zum Segen seiner Mitbürger wirken, da ihn schon in jungen Jahren der Tod abrief, mitten aus der vollsten Thätigkeit heraus, 1543. Der Krankheit, die er sein Leben hindurch zur Grundlage seiner wissenschaftlichen Studien gemacht, fiel er selbst zum Opfer; trat doch in keinem anderen Jahre die Pest, das Schreckensbild des Mittelalters, so verheerend auf, schonungslos Jung und Alt in ihren Bannkreis ziehend, als gerade 1542—1543. Ihm gebührt das Verdienst, die erste grössere Schrift über die Pest, von ihrer hygienischen und prophylactischen Seite aus betrachtet, veröffentlicht zu haben, welche als „Pestordnung" in das Dunkel jener Zeit manch zündenden Lichtstrahl warf.

Auch durch seine vertraute Freundschaft mit dem hochberühmten Crato von Krafftheim ist sein Name in weiteren Kreisen bekannt geworden.

(Speciellere Literatur über sein Leben und seine Werke ist nicht vorhanden.)

Joachim Curaeus.

Sein Vater Gregorius Curaeus hiess eigentlich Scherer, welcher Name nach dem griechischen κορέω fegen, kehren, scheeren in Curaeus übersetzt, resp. umgewandelt wurde. Derselbe studirte in Krakau und Leipzig Literatur, bekam das Studium überdrüssig und ging zum Kaufmannsstande über. Im reiferen Alter heirathete er Margarethe, die Tochter Caspar Jungs, des Senators und Rathes der Freistadt Glogau. Dieser Ehe entspross der hier näher zu schildernde Joachim Curaeus, welcher am 23. October 1532 zu Freistadt in Schlesien das Licht der Welt erblickte. Den ersten Unterricht erhielt er in der Schule seiner Vaterstadt, welcher Johannes Hoppe aus Bautzen, der nachmalige Professor an der Universität Königsberg, vorstand. Natürliche Begabung half ihm schnell über die Anfangselemente hinweg. Später nahm ihn sein Vater, welcher nach Goldberg reiste, um sich von den poetischen Studien seines Sohnes Adam zu überzeugen, dahin mit. Die Schule daselbst gewann Joachim sehr lieb und erwärmte sich ausserordentlich für die Dichtkunst. Nach seiner Rückkehr verfiel er in eine von Fieber begleitete Krankheit und wollte durchaus, nachdem er genesen, wie einst sein Vater, das Studium aufgeben, wenn ihn nicht Bartholomäus Schönborn, ein Lehrer in Freistadt, mit dem er bis zu seinem Tode verkehrte, davon abgebracht hätte.

Als nach der wegen überhand nehmender Pest im Jahre 1546 erfolgten Schliessung der Universität Wittenberg sein Bruder mit anderen Freistädter Studenten in die Heimat zurückkehrte, verband er sich mit ihnen zur eifrigen Pflege des Terenz. Zwei Jahre später, nach dem Tode seines Vaters, kam er auf die Schule nach Goldberg, wo er unter Leitung des hochgelehrten Valentin Trotzendorf eine vortreffliche Ausbildung genoss, welche ihn befähigte, die nun wieder eröffnete Universität Wittenberg zu beziehen.

Am 8. März 1550 hörte er daselbst zum ersten Male Philipp Melanchthon, als dessen Schüler er auch ausschliesslich anzusehen ist.

Schon nach vier Jahren, allerdings voll der fleissigsten Studien, erwarb er sich den Magistergrad, Ende Juli 1554. In seine Heimat zurückgekehrt, nahm er die Stelle als Rector der Schule in seiner Vaterstadt an. Erstere, wie sich selbst, machte er dadurch hochberühmt, denn bald schaarten sich hier um ihn die gelehrtesten Männer von weit und breit, um seine scharfsinnigen und gelehrten Erörterungen über den Ajax des Sophokles, den er mit grossem Erfolge öffentlich explicirte, zu hören und zu bewundern.

Die grosse Gelehrsamkeit, die er hierbei vor Allem an den Tag legte, kann uns auch nicht Wunder nehmen, war er doch mit einem solchen Gedächtniss begabt, dass er innerhalb dreier Jahre den Hesiod auswendig zu lernen vermochte, schrieb er doch so fehlerlos lateinisch und griechisch, dass Melanchthon von ihm sagte, er drücke sich vollständig oratione Xenophontea aus.

Später wandte er sich der medicinischen Disciplin zu und las mit grossem Fleisse medicinische Werke. Obwohl er in kurzer Zeit eine gewisse Fertigkeit erlangte, gute und glückliche ärztliche Rathschläge zu ertheilen, fühlte er doch das Bedürfniss nach Vervollkommnung und reiste zu diesem Zwecke im September 1557 nach Italien, um in der alten und hochberühmten Universitätsstadt Padua sich ganz seinem Berufe hinzugeben. Hier hörte er die bedeutendsten italienischen Aerzte, Victor Trincavella u. A. Indess das Klima Italiens sagte Curaeus wenig zu und er lief Gefahr, der Melancholie und Hypochondrie völlig anheim zu fallen, ja, er erkrankte sogar ernstlich. Nach seiner Genesung entschloss er sich, die Universität Bononia, das heutige Bologna, aufzusuchen, wo er am 10. September 1558 den Doctorgrad erlangte.

Im nächsten Jahre kehrte er zu Ostern nach Padua zurück, welches er Pfingsten wiederum verliess und sich nach der Heimat begab. Hier angekommen, wurde ihm die Stadtarztstelle in Glogau angetragen, die er auch annahm. Bald wurde Curaeus ein sehr gesuchter Arzt, nicht blos für Schlesien, sondern auch für Preussen und Polen. Einem Rufe, den er nach Breslau, sowie nach Stettin erhielt, leistete er nicht Folge, ja er lehnte selbst eine ehrenvolle Berufung an die Universität Wittenberg ab, weil er dies seiner Heimat schuldig zu sein glaubte. Doch schliesslich musste er im August 1572 seinen Wohnsitz verlassen, da ihn der Herzog Georg von Liegnitz und Brieg zu seinem Leibarzte berief. Als er von dort nach einigen Tagen am 22. August nach Hause zurückkehrte, verfiel er in eine schwere Krankheit, der er am 21 Januar 1573 im Alter von 40 Jahren erlag.

In der Medicin, mit der sich viele seiner Schriften beschäftigen, bekannte er sich zu den griechischen Meistern und erklärte sich als einen heftigen Gegner des Paracelsus, als eines schnöden Ver-

ächters aller Gelehrsamkeit des Alterthums und als eines unchristlichen Mannes. Kein Wunder, er besass ja genug theologische Kenntnisse, war überhaupt ein sehr gelehrter Mann. Er hinterliess vielerlei Werke. Vor Allem erwähnen wir seine Chronik Schlesiens, Gentis Silesiae annales (1571), das erste eigentliche Geschichtswerk über Schlesien, das von dem Bürgermeister Roethel von Sagan in's Deutsche übersetzt wurde*).

Auch mehrere seiner medicinischen, naturwissenschaftlichen und theologischen Arbeiten haben einige Bedeutung.

Seine anfangs nur im Manuscript verbreitete und für eine Schrift des Zacharias Ursinus gehaltene „spongia exigua et mollis, comparata ad elucendos colores, quos illevit controversia de S. Coena Paulus Eberus“ erschien 1557 als Anhang zur „Exegesis“ zu Heidelberg im Druck. Diese Schrift hat übrigens eine sehr verhängnissvolle Bedeutung gewonnen. Denn 1562 verfasst und 12 Jahre lang nur durch Abschrift bekannt geworden, dann aber 1574 heimlich von dem Buchdrucker Vögelein zu Leipzig abgedruckt, wurde sie von Seiten der Kurfürsten von Sachsen und der streng lutherischen Partei des Landes als ein auf Einführung des Calvinismus in Kursachsen berechnetes Machwerk der Anhänger Melanchthons zu Wittenberg angesehen und hatte eine gewaltsame Unterdrückung des Melanchthonismus im Kurfürstenthum Sachsen zur Folge.

Vergl. Heusinger Commentatio de Joachim Curaeo.

Gillet, Crato von Crafftheim, Band I. Seite 438.

Heppe, Geschichte des deutschen Protestantismus Band II. S. 416 u. 467.

Henschel, Correspondenzbl. der vaterländischen Gesellschaft 1820. S. 226.

Hirsch, Allgemeine deutsche Biographie. Band IV. 1886.

Gurlt, Leben des Curaeus im medic. Schriftstellerlexikon.

---

*) Wie wir aus einem Vortrag entnehmen, den unser bewährter Stadtarchivar, Professor Dr. Markgraf in der Festsitzung des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens zur Feier des 25jährigen Amtsjubiläums des Geheimen Archivraths Prof. Dr. Grünhagen gehalten hat, gilt Curaeus als Begründer der schlesischen Geschichtsschreibung, als ein hochbedeutender Historiker, der durch das oben citirte, in echt wissenschaftlichem Geiste abgehandelte Geschichtswerk sich um seine Heimat unberechenbare Verdienste erworben.

Laurentius Scholz.

Für unsere engere Heimat gewährt ein viel höheres Interesse Laurentius Scholz von Rosenau. Geboren den 20. September 1552 zu Breslau durchreiste er nach Absolvirung des Breslauer Elisabeth-Gymnasiums im Verein mit den Breslauern Nicolaus Rhediger, Martin Schilling, Daniel Hesler u. a. ganz Italien, das Herz voll stolzer Jugendideale, und lag daselbst mit solchem Fleisse seinen Studien ob, dass er sehr bald zum Dr. med. et phil. promovirt werden konnte. 1579 in seine Vaterstadt zurückgekehrt, heirathete er die Tochter des Johann Aurifaber und übte seinen ärztlichen Beruf anfangs in Freistadt, später in Breslau aus. Indess es war ihm nicht vergönnt, die Früchte seines Fleisses für die Dauer zu geniessen; kaum 47 Jahre alt, raffte ihn die Tuberculose dahin, den 22. April 1599.

Scholz' Thätigkeit war eine äusserst vielseitige; wie wir bereits in der Biographie Crato von Krafftheims erwähnt, hat L. Scholz die medicinische Literatur durch Herausgabe der Consilia medic. Cratos sowohl wie auch einer Anzahl eigner medicinischer Arbeiten bereichert.

Aber auch als Arzt ist Laurentius Scholz nicht ohne Bedeutung. Nicht zum mindestens war er es, der hauptsächlich mit dazu beitrug, dass 1588 der Pest, die damals in Breslau wüthete, viele Opfer streitig gemacht wurden, ja ihr selbst endlich Einhalt gethan wurde, cfr. Henels handschriftliche Breslographie.

Durch Gründung eines botanischen Gartens in Breslau, seiner hervorragendsten Leistung, die hier noch näher Gegenstand der Erörterung sein soll, hat er die Bewunderung seiner Mitwelt dermassen erregt, dass man in den sinnigsten Sprüchen und Gedichten sein und seines Gartens Lob verkündete.

Er sammelte den grössten Theil dieser poetischen Ergüsse, wodurch wir weit mehr in die einzelnen Details seiner genialen Schöpfung eingeführt werden, als sich dies aus der vorhandenen Literatur ermöglichen liesse.

Wenden wir diesem Garten einige Aufmerksamkeit zu! Ueber seine Lage vermögen wir uns nur mit Zuhilfenahme der Gomolkyschen Nachrichten und des alten Breslauer Stadtplanes vom Jahre 1562 zu orientiren. Danach scheint er sich an der Weidenstrasse in dem Terrain zwischen dem heutigen „Pariser Garten" und der „Liebichs-Höhe" befunden zu haben. Es war selbstverständlich, dass eine so geistreiche und doch natürliche Idee, der man eine baldige und glückliche Ausführung folgen liess, von der gesammten gebildeten Welt mit Freuden begrüsst werden musste, dass man sich allerorten bestrebte, Näheres über Breslaus grösste Sehenswürdigkeit zu erfahren, ja sich durch eigenen Augenschein zu überzeugen, wie ein solches Wunderwerk hatte zu Stande kommen können. Hunderte von Gelehrten und Gebildeten fanden sich zu diesem Zwecke in Breslau zusammen, barg doch der Garten ungefähr 385 verschiedene Pflanzenexemplare in sich, die in musterhafter Ordnung eingereiht waren darunter auch die erst vor Kurzem in Europa eingeführte Kartoffel. Ausserdem gestaltete Laurentius Scholz den Aufenthalt in seinem Garten zu einem recht angenehmen, indem er den für Botanik sich Interessirenden mit Rath und That gefällig zur Hand ging. In dem einzelnen Beschauer drängte sich unwillkürlich der Gedanke auf, dass man L. Scholz nicht nur als einen Gelehrten, sondern auch als einen Mann von feinstem Geschmack und künstlerischer Leistungsfähigkeit anzusehen habe, der mit der Fülle seiner Kenntnisse ein freundliches, mittheilsames Wesen zu verbinden verstand. Jahre lang wurden daselbst die sogenannten „Breslauer Blumenfeste" abgehalten, bei denen sich Jung und Alt der muntersten Fröhlichkeit hingab. Leider entsprach das Schicksal des Gartens keineswegs seiner edlen Bestimmung. In der Absicht, in seinem Sohne schon frühzeitig die Liebe zum Studium der Botanik zu erwecken, hatte Laurent. Scholz Abbildungen sämmtlicher Pflanzen seines Gartens anfertigen lassen, die zugleich der Nachwelt als Erinnerung dienen sollten. Der Sohn starb jedoch im jugendlichen Alter, und die Bilder gingen auf bisher unerklärliche Weise verloren. Der Garten selbst musste nach L. Scholz' Tode anderer Bestimmung weichen; an seiner Stelle wurden Wohnhäuser aufgeführt.*)

Ein ähnliches Schicksal ereilte das Museum, das L. Scholz behufs Sammlung der verschiedentlichsten Antiquitäten angelegt, und das manchen seltenen Schatz aufzuweisen hatte. Es war dasselbe wahr-

---

*) Ueber die nähere Einrichtung des Gartens vergl. Hortus Doct. Laurentii Scholtzii medici et philosophi, quem ille colit Vratislaviae, situm intra ipsa civitatis moenia, celebratus carmine M. Andreae Calagii Vratisl. Vratislaviae in officina typographica Georgii Baumanni I Anno Christi MDXCII. Das Verzeichniss des Gartens und seiner Pflanzen besass übrigens die Maria Magdalena-Bibliothek.

scheinlich eng mit dem botanischen Garten verbunden und ging nach seiner Auflösung in unrichtige Hände über.

Wir müssen hier bemerken, dass Henschel und Göppert in der Geschichte der Gärten Breslaus im 16. und 17. Jahrhundert dem L. Scholzschen Garten*) die Priorität absprechen und ihn als den zweiten darstellen, während sie den Woysselschen Garten als den ersten betrachteten, und zwar gestützt auf C. Gessners Behauptung, ohne dass sie den Ort, wo er sich befunden, irgend wie auch nur andeuten.

---

*) 29. Jahresbericht der vaterländischen schlesischen Gesellschaft vom Jahre 1831. Zu erwähnen ist hier auch noch die Abhandlung von S. Kurtzmann: Laurentius Scholz und der erste botanische Garten in Breslau 1588—1599, die in den schlesischen Provinzialblättern, Neue Folge. 5. Bd. Breslau 1866. S. 457 abgedruckt ist. Sie enthält viel interessante und belehrende Notizen.

Caspar Schwenckfeld.

14. August 1563 bis 9. Juni 1609 *).

Caspar Schwenckfeld**) ist am 14. August 1563 zu Greifenberg in Schlesien geboren; sein Vater Melchior war Bürgermeister dieses den Grafen Schaffgotsch gehörigen Städtchens***). Wie er selbst berichtet, bestimmte ihn natürliche Neigung (naturae instinctus) und der Rath und Wunsch seiner Lehrer sich dem „heiligen Studium der Medicin" zu widmen; gleich den meisten Aerzten seiner Zeit verband er hiermit ein so gründliches Studium der beschreibenden Naturwissenschaften, wie dies heutzutage gewiss nur selten der Fall ist. Freilich hatte sich damals die Medicin noch nicht von dem Bann der klassischen Autoritäten, vor allem des Hippocrates und Galenus befreit, denen Avicenna, Rhazes, Mesue und die übrigen arabischen Commentatoren und Aerzte fast gleichgeachtet waren; als wichtigste Aufgabe der Heilkunst wurde angesehen, die Arzneimittel, von denen Dioscorides in seiner Materia medica eine klassische Bearbeitung hinterlassen hatte, deren Kenntniss aber in den finstern Jahrhunderten des Mittelalters zum grossen Theil verloren gegangen war, wieder aufzufinden,

---

*) Verfasser dieser Biographie ist Geheimer Regierungsrath Prof. Dr. Ferdinand Cohn.

**) Die Orthographie des Namens ist, wie gewöhnlich im 16. Jahrhundert, schwankend; wir finden denselben mit d, mit dt und mit t geschrieben; wir halten uns deshalb an die jetzt übliche Schreibweise. Eine Beziehung zu der Familie des bekannten Theologen Caspar von Schwenckfeld auf Ossig (1490—1561), eines Zeitgenossen Luthers, ist nicht nachweisbar; die adlige Familie von Schwenckfeld starb schon im 16. Jahrhundert aus. Am 22. Dec. 1626 wurde nach Schimon: der Adel in Böhmen, wieder ein Caspar von Schwenckfeld in den böhmischen Adelstand erhoben; in welchem Verhältnisse dieser zu unserem Naturforscher stand, ist nicht ermittelt.

***) Die älteste Quelle für Schwenckfeld's Biographie ist ausser seinen eigenen Schriften sein Görlitzer Zeitgenosse Mart. Meister in: Annales Gorlic. für 1609, abgedr. in Hoffmann Script. rer. Lusat. Vol. I, P. II, S 75; auf ihr beruhen auch die Nachrichten bei (Burghart) der forschende Schlesier, Breslau und Leipzig 1758, S. 113; doch sind einzelne Daten wie bei allen Späteren ungenau, und hier zum ersten Mal in möglichster Vollständigkeit richtig gestellt.

und da die meisten dieser Heilmittel aus dem Pflanzenreich stammten, so war damit für den Arzt vor allem die Nothwendigkeit gegeben, in der Flora der Heimat und des Auslandes sich nach den klassischen Heilpflanzen umzuschauen, dann aber auch solche Gewächse, die den Griechen und Arabern unbekannt geblieben waren, auf ihre Heilkräfte experimentell zu erproben. Hierdurch entwickelte sich seit der Mitte des 15. Jahrhunderts eine innige und nachhaltige Verbindung zwischen Medicin und Botanik; wir finden in der That, dass, wie überall, so auch in Schlesien fast alle Aerzte, deren Namen im 16. Jahrhundert als Meister in der ärztlichen Praxis, als medicinische Schriftsteller oder Universitätslehrer überliefert werden, sich auch mit Botanik eingehend beschäftigt haben.

Um sich eine humanistische Bildung zu erwerben, bezog Schwenckfeld 1579 im Alter von 16 Jahren die Leipziger Hochschule, und wurde 1582 daselbst Baccalaureus; das medicinische Studium sollte, wie damals üblich, auf den Universitäten des Auslandes betrieben werden. Doch vorher musste er seiner beschränkten Mittel wegen noch zwei Jahre lang sich begnügen, als Amanuensis des auch der Botanik kundigen Physikus von Colmar, Dr. Joh. Jacob Wecker († 1586) die Arzneikunst praktisch zu erlernen. Im Jahre 1585 beabsichtigte Schwenckfeld die medicinischen Facultäten von Frankreich zu besuchen; er erkrankte aber in Genf an einem Quartanfieber so heftig, dass er in Lebensgefahr schwebte und zur Herstellung seiner Gesundheit nach Basel zurückkehren musste. Durch die Krankheit entkräftet und von allen Geldmitteln entblösst, wäre Schwenckfeld hier der Verzweiflung anheimgefallen, wenn nicht der Decan der medicinischen Facultät zu Basel, Caspar Bauhin, als Arzt, Anatom und Botaniker gleich berühmt, sich seiner angenommen und durch seine Wohlthaten ihn dem Leben und der Wissenschaft erhalten hätte. So blieb denn Schwenckfeld in Basel als Student der Medicin und Philosophie, und wurde der eifrigste und dankbarste Schüler Caspar Bauhins. Dieser, geboren zu Basel 1550, wird von Goeppert mit Recht als einer der ersten Botaniker seiner, wo nicht aller Zeiten bezeichnet; „in ihm gipfelt," wie Julius Sachs in seiner Geschichte der Botanik bemerkt, „das ganze erste Zeitalter der wissenschaftlichen Botanik." Unter Bauhins Anregung veröffentlichte Schwenckfeld 1586 sein erstes Werk: Thesaurus Pharmaceuticus, medicamentorum ere omnium facultates et praeparationes continens, ex probatissimis quibusdam autoribus collectus per Gasparum Schwenkfelt Gryphimontanum Silesium. Cum indice locupletissimo. 8⁰. Basel, Froben; 2. Auflage ibid. 1587; 3. Auflage Frankfurt 1630*).

*) Nova Literaria Germaniae, Hamburg 1705. S. 293; vollständigste Quelle für Schwenckfeld's Schriften

Schwenckfeld wollte durch sein Buch, das dem Caspar Bauhin gewidmet ist, „den Arzneischatz, dessen Studium von so vielen Aerzten zum grossen Schaden der Kranken vernachlässigt und abergläubischen alten Weibern und unwissenden Kräuterhändlern überlassen werde," den Medicinern leichter zugänglich machen, indem er aus den Griechen, den Arabern, und den Neueren die zerstreuten und verwirrten Angaben über die einfachen Drogen (simplicia) und deren Verwendung zu den Arzneien (composita) methodisch in eine Synopsis zusammenfasste. Das Buch besteht aus zwei Theilen, von denen der erste die Simplicia, der zweite die Composita behandelt, und gewährt in seiner knappen und streng logisch geordneten Darstellung ein erschöpfendes und getreues Bild von der Arzneimittel- und Arzneiverwendungslehre des 16. Jahrhunderts.

Cherlerius, auch ein angesehener Botaniker, redet seinen Freund Schwenckfeld in einem Epigramm, das nach der Sitte der Zeit dem Thesaurus pharmaceuticus vorangedruckt ist, folgendermassen an:

> Wenn Du so viel schon geschaffen als Jüngling im blühenden Alter,
> Wieviel wirst du dereinst leisten als Greis in der Kunst!

Schwenckfeld hat die Hoffnungen, zu denen seine Erstlingsschrift die Zeitgenossen berechtigte, in vollem Masse erfüllt, obwohl er bei weitem nicht das Greisenalter erreichte.

Von Basel kehrte Schwenckfeld 1587, mit dem Doctorhut in der Philosophie und Medicin belohnt, nach seiner Vaterstadt Greifenberg zurück, um sich dort drei Jahre lang der ärztlichen Praxis zu widmen. Im Jahre 1591 wurde er vom Rath der Stadt Hirschberg zum ordentlichen Physikus bestellt; im October 1605 wurde er als Physikus nach Görlitz berufen und starb daselbst am 9. Juni 1609 in seinem 46. Lebensjahre. Beerdigt wurde er auf dem Frauenkirchhof zu Görlitz; doch ist sein Grabstein, den er schon zu seinen Lebzeiten hatte anfertigen lassen, noch nicht aufgefunden worden*).

*) Bald nach seiner Niederlassung in Greifenberg verheirathete sich Schwenckfeld mit Elisabeth Stäudner; in seinem Theriotropheum erzählt er (S. 599), dass seine Frau (carissima conjux) nachdem sie eine Spinne verschluckt, unter Vergiftungserscheinungen im Jahre 1597 erkrankt sei; sie starb 1604; von den Kindern überlebten 5 Söhne und 2 Töchter auch den Vater. Zeller, Hirschberg. Merkwürdigkeiten 1720, S. 153, und Ezechiel, Epitaphia Siles. Ms. Bresl. Stadtbbl. S. 790, erwähnen die Grabschrift eines dreijährigen Söhnchens von 1593. Aus einer zweiten Ehe stammten ein Söhnchen, das in Görlitz vor dem Vater starb, und eine Tochter; ein Postumus wurde noch erwartet. Am 13. April 1609, 3 Monate vor seinem Tode, machte Schwenckfeld sein Testament, das noch im Görlitzer städtischen Archiv (Stadtbuch de anno 1607—1619 fol. 68 b u. 75) aufbewahrt wird, und von dem Herr Stadtrath Rauthe in Görlitz mir einen von dem städtischen Archivar Heinrich angefertigten Auszug mitzutheilen die Güte hatte. In einem Codicill setzte Schwenckfeld 200 Thaler zu einem Universitätsstipendium aus, dessen Zinsen im Betrage von 12 Thalern jedesmal der älteste seiner Söhne, Nachkommen oder Geschlechtsverwandten beziehen sollte, der zum Studiren Lust

Schwenckfeld als Arzt wird von Henel im Manuscr. der Silesia togata und fast gleichlautend in der Silesiographia renov. (unter Gryphimontium) gerühmt: „er habe nicht daran gedacht, mit scheinbarer Geschäftigkeit nichts zu thun, noch auch seinen eigenen Ruhm und Reichthum zu mehren: sondern einzig und allein das Wohl des Kranken im Auge behaltend, sei er so einfach und zugänglich (simplex et facilis) gewesen, dass er kein Bedenken getragen habe, die leichter erreichbaren Heilmittel den kostspieligen und umständlichen, und die Vereinfachung der Recepte der Vermehrung der Ingredienzien vorzuziehen". Die Bedeutung dieses Lobes, das den Schüler Bauhins kennzeichnet, wird erst gewürdigt, wenn man sich daran erinnert, dass der in jener Zeit hochgeschätzte Theriac des Andromachus aus 63, das Mithridatium aus 53 und das Antidotum des Matthiolus gar aus 121 verschiedenen Bestandtheilen und ausserdem noch aus Theriac und Mithridat zusammengesetzt war.

Aber jene angeborene Liebe (naturalis inclinatio) zur Erforschung der Natur, die in Basel wissenschaftliche Schulung gewonnen hatte, verliess den jungen Arzt in Schlesien nicht. Schwenkfeld begann schon in Greifenberg, die Thiere, Gewächse und Minerale der Heimat, über die damals noch so gut wie nichts bekannt war, eifrig und sorgfältig zu untersuchen. Zur Annahme des Hirschberger Physikats hatte ihn die Nachbarschaft der königlichen Stadt zu den berühmten Thermen (regale et ob vicinas Thermas nobile oppidum), ganz besonders aber die Nähe des Riesengebirges angelockt. Er begann nun, alle Zeit, die ihm die ärztliche Praxis frei liess, zu Wanderungen im Gebirge, zu Beobachtungen seiner Thierwelt, zum Untersuchen und Sammeln der Pflanzen und Minerale zu verwenden; er scheute keine Mühe, um aus allen Theilen des Landes Nachrichten über den Gebrauch und die Eigenschaften seiner Naturproducte zusammenzubringen*). Allerdings war in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts die Zahl der schlesischen Aerzte, welche sich mit Eifer für Naturwissenschaft und ganz besonders für Botanik interessirten, eine ungewöhnlich grosse geworden. Nachdem um die Mitte des 16. Jahrhunderts der

---

hätte; diesem sollte auch die gesammte Bibliothek (Lieberey) zufallen, sammt „der kleinen Apotheke, den langen grossen Instrumenten, dem Clavicordio, der Mineraliensammlung (Arca metallica) und dem Sceleto in der Urne"; nur etzliche mit Zetteln bezeichnete Bücher wurden „dem Balbier und den zween Apothekern" vermacht, für die auch die grosse Feldapotheke und der Steinmörser (Mortuarium marmoreum) bestimmt waren. Vergl. auch Otto, Lausitzer Schriftstellerlexicon 1803.

*) In einem Briefe vom 12. Dec. 1598, der dem Schwenckfeldschen Catalogus stirpium vorgedruckt ist, schreibt der gelehrte Poliater von Schweidnitz, Tobias Fischer, er habe schon früher von Collegen, dann aber auch von Schwenckfeld selbst bei einer gemeinsamen Consultation zu Langenau und bei einer Apothekenrevision in Hirschberg gehört, dass dieser die Wurzeln und Gewächse, sowie die Metalle in Schlesien mit grösstem Eifer sammle und zu publiciren gedenke.

Leibarzt des Kaisers Ferdinand I., Peter Andreas Matthiolus von Siena († 1577), so viel wir wissen als der Erste, im Riesengebirge botanisirt und an den unter dem Nordabhang des Krokonosch belegenen Elbquellen die erste schlesische Alpenpflanze, die Caryophyllata montana (Geum montanum) entdeckt hatte, waren in den Jahren 1570 bis 1582 an Clusius, den Leibarzt des Kaisers Maximilian II. und einen der grössten Botaniker seiner Zeit, die ersten Nachrichten über die eigenthümlichen Pflanzen des Gesenkes durch den fürstbischöflichen Rath und Arzt der Markgrafschaft Mähren, Achilles Cromer von Neisse, gleichzeitig durch den ebenfalls aus Neisse gebürtigen Leibarzt des Herzogs in Brieg, Friedrich Sebisch (tz) die interessantesten Beiträge aus der Flora der Sudeten mitgetheilt worden, die Clusius in seinem Buche: Rar. stirp. per Pannon. et. Austr. observ. hist. 1588 bis 1601 veröffentlichte.

Im nämlichen Jahre, wo Schwenckfeld von Basel nach seiner Vaterstadt Greifenberg zurückkehrte, hatte der Breslauer Arzt Dr. Laurentius Scholz seinen botanischen Garten eröffnet (1587), der durch den Reichthum einheimischer und exotischer, insbesondere aber officineller Gewächse fast nur von dem der Universität Padua übertroffen wurde; dieser Garten veranlasste regen Briefwechsel nicht blos mit den Pflanzenfreunden der Heimat, sondern auch mit den Botanikern des Auslandes, was um so leichter geschehen konnte, als die gelehrte Welt im Latein damals eine Universalsprache besass, die dem internationalen Verkehr den Weg ebnete.

In dem von Laurentius Scholz 1594 veröffentlichten und dem Achilles Cromer dedicirten „Sermo de classicis autoribus rei Herbariae," der eine versificirte Geschichte der Botanik, von Zoroaster und Democrit bis zum Ende des 16. Jahrhundert enthält, gedenkt der Verfasser Joan. Ferschius, M. & Phil. D. (nach Jöcher S. 387 auch Dr. Theol., Canonic. und päbstl. Protonotar in Breslau † 1611), am Schluss auch der schlesischen Botaniker seiner Zeit, deren Reihe mit dem alten Woyssel beginnt und sodann nicht weniger als 15 Aerzte aufzählt*). Von allen seinen Zeitgenossen ist jedoch Schwenckfeld der einzige, der sein naturhistorisches und insbesondere sein botanisches Wissen zu einer wahrhaft bedeutenden literarischen Leistung verwerthet hat.

Aufgefordert von seinen ärztlichen Collegen und anderen her-

*) Laur. Scholz, Melchior und Friedrich Sebisch, Joh. Franke, Caspar Schwenckfeld (Schwenkius), Ach. Cromer, Jer. Gesner, Dan. Bucretius (Rindfleisch); Joh. Hermann, And. Büttner, Casp. Pakisch, Paul Fridwald, Nennemann gen. Reysingh, Joh. Muselius Christ. Rumbaum. Vergl. den meisterhaften, von warmem Patriotismus durchwehten Aufsatz von A. W. Henschel: Zur Geschichte der botanischen Gärten und der Botanik überhaupt in Schlesien im XV. und XVI. Jahrhundert. Allgemeine Gartenzeitung von Otto und Dietrich. V. Jahrgang 1837. S. 179; im Auszug Jahresbericht der Schles. Gesell. 1851, S. 137; auch Jatrologia Silesiae Heft 1.

vorragenden Männern des Heimatlandes, entschloss sich Schwenckfeld nach langem Zögern, das in mehr als zwölfjährigem mühevollen Sammeln zusammengebrachte Material zu veröffentlichen „zum allgemeinen Nutzen und zum Ruhm des Vaterlandes, eingedenk des Platonischen Spruches: Non solum nobis nati sumus.“ Im Jahre 1600 erschien: Stirpium et fossilium Silesiae Catalogus, in quo praeter etymon, natales, tempus, natura et vires cum variis experimentis assignantur, concinnatus per Casparum Schwenckfelt Reip. Hirsberg. Phys. Ord. Lipsiae. Impensis Davidis Alberti Bibliopolæ Vratislaviensis 4 ^{0} 407 S.

Goeppert hat bereits im Jahre 1832 die Bedeutung dieses Buches für die Geschichte der Botanik im Allgemeinen und für die Kenntniss Schlesiens insbesondere so eingehend und sachverständig dargelegt), dass es kaum möglich ist, etwas Wesentliches hinzuzufügen*). Es ist die erste, in wissenschaftlichem Geiste aufgefasste Naturbeschreibung Schlesiens, zugleich die erste Flora und Gaea eines Landes, die überhaupt erschienen ist, ohne Vorarbeit und ohne Vorgänger**) aber das Vorbild einer unendlichen Reihenfolge ähnlicher Werke.

Das Buch ist von Schwenckfeld seinem Pathen Herrn Caspar von Warnsdorf in Gusmannsdorf dedicirt, „weil dieser sich für Philosophie und Medicin, besonders aber für Botanik interessire, zugleich als Dank für die von dessen Mutter und Brüdern empfangenen Wohlthaten“.

In der Vorrede, die „Cervimontii in Museio nostro 1600“ datirt ist, giebt Schwenckfeld einen kurzen Abriss der Geschichte der Botanik, wobei er, wie fast alle schlesischen Humanisten, sich als frommer, streng bibelgläubiger Protestant erweist***). Er beginnt mit Adam, der durch den verbotenen Genuss des Apfels seine Gesundheit geschädigt und Krankheit und Tod in die Menschheit gebracht habe, er rühmt die Naturkunde und insbesondere die botanische Weisheit des Königs Salomo, geht dann zu den Heiden über, wo selbst Könige

---

*) Ueber die ältere Schlesische Pflanzenkunde als Beitrag zur vaterländsichen Culturgeschichte. Schlesische Provinzialblätter Bd. 96. S. 108 u. f. 1832.

**) Einzig und allein die von Goeppert bereits erwähnten: Silva hercynica von Thalius welche Joach. Camerarius 1588 publicirte, und der vom Bischof von Pomesanien, Joh. Wigand 1590 herausgegebene Catalogus herbarum in Borussia nascentium könnten unserem Schwenckfeld die Priorität streitig machen; ausserdem erschien von dem Kamenzer Physikus Johann Franke (Francus) 1594 ein „Hortus Lusatiæ“, der nur ein lateinisch-deutsch-wendisches Namenverzeichniss von Lausitzer Pflanzen enthalten zu haben scheint. Nach Pritzel ist das Buch nur im British Museum vorhanden.

***) Wie Meister berichtet, bewährte sich Schwenckfeld's frommes Gemüth bis zur Todesstunde; da er sein Ende herannahen fühlte, liess er sich schon vorher den Sarg bringen und setzte darauf die Inschrift: „Christus ist mein Leben. Sterben ist mein Gewinn“; bei der Leichenpredigt wollte er von sich nur das eine anerkannt wissen, „dass er sich stets bemüht habe, ein guter Christ zu sein.“

sich mit Botanik beschäftigt haben, weshalb u. a. Gentiana nach dem Illyrierkönig Gentius, Helenium nach Helena, Artemisia nach der Gattin des Mausolus benannt worden seien; von den klassischen Schriften werden die beiden (unechten) Bücher des Aristoteles über die Pflanzen, Theophrastus, Hippocrates, Dioscorides, Galenus hervorgehoben, Plinius übergangen; dann folgen die Araber und der Aufschwung der Botanik im vorhergehenden (XV.) Jahrhundert, der mit den Venetianern (Hermolaus Barbarus) und Franzosen (Johannes Ruellius) beginnt und mit dem berühmtesten der Zeitgenossen, Caspar Bauhinus, abschliesst.

Hierauf folgt eine Auseinandersetzung, dass die Erde nicht überall die nämlichen Thiere, Pflanzen und Gesteine hervorbringe; nicht blos Ostindien, China, die Moluccen, Ceylon und andre ferne Länder, sondern auch das Moscoviterreich (Moscovia), welches Pelzwerk, Preussen, welches Elche und Bernstein liefere, auch Deutschland, einst barbarisch, bringe heute viele werthvolle Erzeugnisse hervor. Was soll ich, fährt Schwenckfeld fort, vom Lande der Elysier sagen? Schlesien, obwohl eine kleine Provinz und durch die Sudeten und die nahen Carpathen mehr von nordischer Natur (septentrionalior), ist doch reich an Metallen, an Wiesen und Feldern, besonders reich an Flachs, den vor allen andern Nationen der Boden Schlesiens in solcher Güte und Menge hervorbringt, dass in keiner Wohnung, weder in den Burgen des hohen Adels, noch in den Häusern der Städte, noch in den Hütten der Landleute Spinnrad und Webstuhl fehlen.

In der Erkenntniss, wie mannigfaltig die Macht und Weisheit des Schöpfers sich in den Thieren und Pflanzen, Metallen und Gesteinen seines Heimatlandes kundgebe, habe er es unternommen, ein Verzeichniss, nicht aber eine vollständige Geschichte der Naturerzeugnisse von Schlesien zu veröffentlichen. Da man zu jener Zeit von den geographischen Verbreitungsgesetzen der Thiere, Pflanzen und Gesteine noch keine Ahnung hatte, war der Gedanke, die einem bestimmten Landgebiete eigenen Organismen und Minerale in einen Catalog zusammenzustellen, wissenschaftlich bedeutungsvoll.

Vorausgeschickt wird eine kurze geographische Beschreibung des Landes unter folgenden Rubriken: Abstammung (Silesia oder Elysia von Elisa, dem Sohn des Javan, der in der Völkertafel der Genesis erwähnt wird); Lage; Eintheilung (in 15 Herzogthümer, dazu die Grafschaft Glatz, Jägerndorf und Leobschütz; 4 freie Standesherrschaften 120 Städte, über 19000 Dörfer); Gebirge (werden in Rand- und Mittelgebirge eingetheilt; zu letzteren Zobten, Striegauer Berge, Spitzberg, Gröditzberg, Kynast u. a., zu ersteren Carpathen und Sudeten gerechnet; in den Sudeten werden besonders geschildert der Riesenberg, mons giganteus; der Flinzberg oder die Abendburg zwischen Zacken und

Queis; die Iserwiese, welche reich ist an seltenen Gesteinen, und die an Pflanzen besonders reichen Schneegruben. Dann folgen die von diesen Gebirgen kommenden Flüsse; die Fruchtbarkeit (die besten Felder bei Strehlen und Leobschütz, dann die bei Glogau); Religion (bei den meisten die reformirte, die mit grosser Sorgfalt unter schweren Gefahren bis jetzt durch Gottes Gnade erhalten worden ist). Von Schulen ist die erste in Schmograu, 966 errichtet, die berühmteste in Goldberg. Von den Sitten der Einwohner wird gesagt, dass sie human und civil seien, auch langer Lebensdauer sich erfreuen, sich aber oft und leicht betrinken. Sodann werden die Gelehrten Schlesiens aufgezählt, und zwar nach einander die Theologen, Juristen, Aerzte, Geschichtschreiber, Mathematiker, Schulmänner, Dichter und Maler. Bemerkungen über Handel, Gewerbe, Landwirthschaft, Lebensweise und Staatseinrichtungen der Schlesier machen den Beschluss der Einleitung.

Der „Catalogus stirpium et fossilium“ zerfällt in drei Bücher; die beiden ersten umfassen die Flora von Schlesien. Der Aufzählung der Gewächse werden ein Verzeichniss von 75 botanischen Autoren*) und drei tabellarische Uebersichten vorangestellt; die erste bezieht sich auf die Morphologie der Gewächse, die zweite auf die Verschiedenheiten der Standorte: Landpflanzen, Wasserpflanzen und amphibische; die Landpflanzen sind in Gewächse des Gebirges und der Ebene, in Pflanzen des fetten, magern, Fels- und Sandbodens, die Wasserpflanzen in Fluss-, Quell-, Sumpfgewächse und in solche der salzigen Gewässer und des Seestrandes eingetheilt. Die dritte Tabelle ordnet die Pflanzen nach ihrem Nutzen in Gemüse-, Getreide-, Obst-, Zier-, aromatische und officinelle, sodann in wildwachsende und angebaute Gewächse; die ersteren werden eingehend im ersten, die letzeren im zweiten Buche abgehandelt.

Die Pflanzen sind nach dem alten Herkommen der Empiriker alphabetisch geordnet, und zwar nach der lateinischen Benennung, an welche die griechischen und deutschen Namen angefügt, oft noch die in Schlesien üblichen Bezeichnungen besonders hervorgehoben

---

*) Schwenckfeld erwähnt in diesem „Catalogus autorum quorum in hoc opusculo fit mentio“ folgende Schlesische Aerzte: Christ. Rumbaum med., Jerem. Gesner, Laur. Scholtz, Rob. Fischer med. Suidn., Joh. Francus phys. Camicensis und zwei Apotheker. Dom. Heintz in Schweidnitz und Sebald Laurea in Breslau. Offenbar sind hier unter „autores“ nicht eigentlich Schriftsteller. sondern nur Correspondenten von Schwenckfeld zu verstehen. In ähnlicher Weise hat Caspar Bauhin seinem berühmten „Pinax“ ein Verzeichniss derer, die ihm Pflanzen oder Samen mitgetheilt hatten, vorangeschickt, darunter folgende Schlesier: Schwenckfeld, Fridman, Monavius (Fried. Monau), Georg Rumbaum, Joh. Fleisser (Fleischer), Jo. Francus sen., Laur. Scholz sen.

sind*). Sodann folgt eine kurze, in der Regel auf wenige charakteristische Merkmale beschränkte Beschreibung unter Berücksichtigung des Standortes und der Blüthezeit; besondere Fundorte sind jedoch nur ausnahmsweise bei selteneren Arten angegeben. Den Beschluss macht eine Aufzählung der aus der Pflanze gewonnenen Producte mit ausführlicher Angabe ihrer Verwendung, zumeist zu medicinischem, doch unter Umständen auch zu ökonomischem, technischem und anderem Gebrauch. Die angegebenen Heilkräfte und Wirkungen der Pflanzen sind allerdings zu nicht geringem Theil blos eingebildete, auf Treu und Glauben aus den alten Arzneimittellehren entlehnt; die Volksheilmittel finden besondere Berücksichtigung, da Schwenckfeld es als eine Aufgabe seiner Flora auffasst, die kostbaren, oft verfälschten Drogen des Auslandes wo möglich durch die leicht und rein zu erlangenden einheimischen Heilpflanzen zu ersetzen.

Goeppert hat bereits versucht, für die von Schwenckfeld aufgezählten Gewächse, deren Bezeichnung natürlich von den heut üblichen, zumeist erst durch Linné eingeführten Namen abweicht, die letzteren auszumitteln und hiernach deren Zahl auf 898 verschiedene Arten angegeben, unter denen sich bereits die meisten selteneren Sudetenpflanzen befinden. Wimmer, Flora von Schlesien, gab im Jahre 1857 die Zahl der Schlesischen Pflanzen (Phanerogamen und Gefässkryptogamen) auf 1375 an; die neuste 1881 erschienene, unter Mitwirkung von R. v. Uechtritz von Emil Fiek bearbeitete Flora von Schlesien enthält 1513 Arten, wobei jedoch zu bemerken, dass das Gebiet der letzteren durch Aufnahme der erst in unserem Jahrhundert zu Schlesien gerechneten Lausitz erheblich grösser ist, als das von Schwenckfeld bearbeitete, bei dem überdies auch Oberschlesien so gut wie gar nicht vertreten ist. Denn während zwischen den pflanzenkundigen Aerzten in den Städten von Mittel- und Niederschlesien ein reger wissenschaftlicher Verkehr stattfand, scheinen damals in Oberschlesien solche Männer entweder nicht existirt, oder doch keine wissenschaftliche Correspondenz mit ihren Collegen gepflogen zu haben.

Als ein besonderes Verdienst der Schwenckfeldschen Flora, die selbstverständlich nicht nach dem heut geltenden Massstabe beurtheilt werden darf, sondern nur mit gleichzeitigen Arbeiten, z. B. der Silva Hercynica des Thalius in Vergleich gesetzt werden darf, liegt darin, dass sie durchaus nicht eine Compilation aus anderen

---

*) Pritzel hat die von Schwenckfeld aufgeführten Deutschen Pflanzennamen gesammelt und in dem nach seinem Tode († 1874) von Jessen herausgegebenen Buche „Die Deutschen Volksnamen der Pflanzen“ veröffentlicht. Ein, jedoch nicht vollständiger Sonderabdruck von Schwenckfeldschen Pflanzennamen nach der Bearbeitung von Pritzel findet sich in Schles. Provinzialblätter 1874 S. 421.

Büchern ist, sondern auf eigenen Beobachtungen oder doch auf den erst von ihm gesammelten und geprüften Mittheilungen seiner Freunde und Correspondenten beruht; dies ergiebt sich auch aus den zahlreichen Notizen über speciell schlesische Gebräuche und Volksnamen; seltenere Pflanzen hatte er zu näherer Beobachtung im eigenen Garten gezogen. Auch hat Schwenckfeld sich nicht auf die mehr in die Augen fallenden Blüthenpflanzen allein beschränkt, sondern auch die blüthenlosen berücksichtigt, so dass Milde in seinen „Gefässkryptogamen Schlesiens 1857" einen grossen Theil derselben und darunter die seltensten schon bei Schwenckfeld nachweisen konnte. Nach Mildes Ermittelungen zählt Schwenckfeld 31 schlesische Gefässkryptogamen auf; die Fieksche Flora von 1881 enthält deren 58 Arten. Ebenso hat Schroeter bei der Bearbeitung der Schlesischen Pilze in der „Kryptogamenflora von Schlesien" 1885 hervorgehoben, dass Schwenkfeld bereits einige 20 noch jetzt bestimmbare Pilzarten, darunter 12 essbare, gekannt hat; Hausschwamm und Champignon befinden sich jedoch nicht unter ihnen.

Das zweite Buch des „Catalogus stirpium" enthält die in schlesischen Gärten und Feldern angebauten oder in Gewächshäusern (viridaria) gezogenen, aber nicht wild wachsenden Pflanzen (Stirpes hortenses), Bäume, Sträucher und Kräuter, im Ganzen ca. 525 Arten und Sorten, welche in ähnlicher Weise wie die einheimischen bearbeitet und alphabetisch geordnet sind. Auch von diesen hat Goeppert (l. c. u. a. a. O.) eine ausführliche Uebersicht gegeben, und daraus den hohen Culturstand der schlesischen Gärten und Felder am Ende des 16. Jahrhunderts festgestellt; eine vollständige, kritische Bearbeitung des Schwenckfeldschen Catalogus stirpium, welche auf die Culturgeschichte Schlesiens im allgemeinen und auf die Geschichte der Schlesischen Flora insbesondere ohne Zweifel noch manches neue Licht werfen würde, wird jedoch noch immer vermisst.*)

An den „Catalogus stirpium" schliesst sich als drittes Buch der ebenfalls 1600 erschienene Catalogus, omnis generis mineralia, metallica, metalla, succos, terras, lapillos, fontes medicatos et thermas continens, mit einem Motto aus Hiob (28. 1, 2, 6) und einer Dedication an Conrad von Hohberg, den Besitzer vieler Bergwerke, Herrn auf Fürstenstein, Freiburg, Friedland, Gottesberg etc.

---

*) Nach Goeppert, Schles. Provinzbl. 1832. B. 96. S. 204, hat der Londoner Apotheker James Petiver, der Herausgeber mehrerer naturhistorischer Kupferwerke, auch ein solches unter dem Titel: Plantae silesiacae rariores ac desideratae ex Schwenckfeldio excerptae et methodo Rajana dispositae. Londini 1717 fol. herausgegeben; in Pritzel Thesaurus literaturae botanicae findet sich kein solches Werk unter Petiver's Schriften aufgeführt; doch citirt es Haller Bibl. bot. II. 25 mit etwas anderem Titel Lond. 1716, fol. plag. I.

Auch hier werden nach einer tabellarischen Eintheilung und Uebersicht die einzelnen Fossilien (185 Nummern) alphabetisch behandelt; die Beschreibungen sind im Allgemeinen ausführlicher als bei den Pflanzen, die deutschen Namen sind den lateinischen regelmässig zugefügt, die Fundorte meist genau angegeben. So werden als Fundorte für gediegen Gold aufgeführt: Goldberg, Zuckmantel Reichenstein, Löwenberg, Striegau, Langenau und Grunau u. a. O. bei Hirschberg, Schwarzenthal oder Neudorf an der Iser, Freiheit bei Johannisbad, verschiedene Punkte des Riesengebirges, insbesondere der Riesengrund, sowie die Iserwiese. Die wichtigsten mineralischen Vorkommnisse in Mittel- und Niederschlesien dürften sich hier bereits zusammengestellt finden; Oberschlesien dagegen ist gar nicht berücksichtigt; von seinen reichen Metall- und Kohlenschätzen scheinen damals nur das Vorkommen von Silber bei Beuthen und von Silber und Blei bei Tarnowitz bekannt gewesen zu sein.

Steinkohle (Carbones fossiles, ἄνθρακες γεώδεις Theophr.) kennt Schwenckfeld nur von Schatzlar und Gottesberg; die letzteren sind die bessern und werden von Eisenschmieden statt Holzkohlen verwendet, weil sie länger anhalten, doch sind sie zu feinerer Arbeit nicht brauchbar, weil sie das Eisen brüchig machen. Auch fossiles Eichenholz, Fichtenholz und Ebenholz (Dryites, Elatites, Ebenites) so wie Donnerkeile oder Albschosse (Belemniten) werden erwähnt. Da Schwenckfeld, wie der Titel anzeigt, nicht blos die eigentlichen Minerale, sondern Alles, was aus der Erde stammt, in seinen Catalog aufgenommen, so erwähnt derselbe unter anderen auch die Wütteringen (Exhalationes ardentes); sie sollen im Herbst und selbst in Sommernächten häufig im Gebirge sichtbar sein, ebenso wie die fliegenden und springenden Feuer (Irrwische). Veilchenstein (Jolithus) ist richtig erkannt als ein röthliches Moos, das den Steinen der Sudetenkämme fest angewachsen ist. Auch die aus der Erde ausgegrabenen Thongefässe, vasa fictilia (Erdtöpfe, gewachsene Töpfe, Zwergtöpfe), werden in ihren verschiedenen Formen beschrieben: mit engem Hals und geschwollenem Bauche, mit einem, zweien, dreien, oder auch ohne Henkel, mit und ohne Deckel, gelb, grau oder röthlich; erwähnt wird ihr häufiges Vorkommen bei Sorau, Guben, Sommerfeld, und dass sie, in der Erde feucht und weich, an der Luft erhärten. Das Volk glaube, sie seien in der Erde gewachsen, Andere, sie seien das Werk der Zwerge; die Gelehrten aber meinen, es seien die Begräbnisse der Germanen gewesen, welche die Asche vom Scheiterhaufen darin gesammelt und unter einem Hügel im Sande vergraben hätten.

Interessant sind Schwenckfelds Berichte über die Schlesischen Mineralquellen, die ja überhaupt erst im 16. Jahrhundert zu rationeller medicinischer Verwerthung gelangten. Er theilt sie ein in kalte und

in warme, Thermen; letztere sind lau, wie Landeck und St. Johannisbrunnen (Johannisbad) oder warm, wie der Hirschberger Brunnen (Warmbrunn). Von diesem, den Schwenckfeld genau kennt und, wie wir bald sehen werden, später noch einmal monographisch bearbeitet hat, giebt er an: im steinernen Bade sei das Wasser so warm, dass man wegen übermässiger Hitze die Hand im Quell nicht ohne Belästigung halten könne. In Johannisbad dagegen müsse das Wasser erst durch hineingethane heisse Steine in die zum Bad erforderliche Temperatur erwärmt werden, so dass manche die Wirksamkeit den Steinen und nicht dem Wasser zuschrieben. Auch in Landeck, dessen Thermen 1501 renovirt und restaurirt worden seien, müsse das Wasser wegen zu grosser Kälte erst künstlich durch Feuer angewärmt werden. Die Temperatur der Warmbrunner Quellen liegt in der That zwischen 35—43°, die von Johannisbad beträgt 29,6°, die von Landeck 25—28°. C. Man hielt, wie Schwenckfeld erzählt, die Thermen am wirksamsten am Tage St. Johannis (24. Juni), weshalb auch Johannisbad diesem Heiligen geweiht war.

Die kalten Quellen werden in Säuerlinge oder Bierbrunnen (Acidulae) und in Salzbrunnen (Salsulae) unterschieden. Zu den Bierbrunnen wird Flinsberg (beim Dorfe Fegesbeutel, wo man zur Iserwiese geht) und Liebwerda gerechnet. Ueber den „Salzbrunn unter dem Hochberg“ berichtet Schwenckfeld, er habe von demselben erst zufällig erfahren, als er 1597 zu einem ärztlichen Consilium nach Schloss Fürstenstein berufen wurde, wo Conrad von Hochberg an einem Abscess am Schenkel darniederlag und von ihm durch eine geeignete Diät und den Gebrauch des Warmbrunner Bades wiederhergestellt wurde. Er habe darauf den Brunnen besichtigt, und sein Wasser untersucht, das in der Mitte eines viereckigen Gemäuers aus einem Fass hervorquoll und von den benachbarten Bauern zur Erquickung in Sommerhitze und zur Tränkung der Rinder benutzt wurde, deren Milchreichthum es vermehren sollte. Es scheint hiernach, dass erst durch Schwenckfeld der Grund zu dem ärztlichen Weltruf des Salzbrunnen gelegt worden ist.

Im Jahre 1603 erschien endlich, als Abschluss des grossartigen Unternehmens, die Fauna von Schlesien unter dem Titel: Theriotropheum Silesiae, in quo animalium h. e. quadrupedum, reptilium, avium, piscium, insectorum natura vis et usus 6 libris perstringuntur, concinnatum et elaboratum a Casp. Schwenckfeld, medico Hirsberg., omnibus Philosophiae, Medicinae et Sanitatis studiosis profiturum, Lignicii, Impens. Dav. Alberti Bibliop. Vratisl. 4. 563 S. Wie der „Catalogus stirpium“ die erste Flora, so ist der „Schlesische Thiergarten“ die erste Fauna, die von einem Lande überhaupt an die Oeffentlichkeit gebracht worden ist. Das Buch ist dem Herrn Joach.

Nostitz von Noes „der auf deutschen und französischen Universitäten, insbesondre in Paris studirt und sich ernstlich auch für Medicin interessirt habe", gewidmet. In der Epistola Dedicatoria, welche, wie in jener Zeit allgemein üblich, die Stelle einer Vorrede vertritt, und in welcher der gelehrte Pedantismus des 17. Jahrhunderts bereits sich nur allzu weitschweifig ausspricht, wird der Nutzen der Zoologie aus dem alten und neuen Testament wie aus den Classikern erwiesen; schon die alten jüdischen Patriarchen, und der König Salomo, nicht minder aber auch Alexander der Grosse und die römischen Welteroberer hätten sich mit der Zucht und Sammlung von Thieren beschäftigt, ganz besonders nothwendig aber sei die Kenntniss der Thiere für den studirenden Arzt wegen der vielen Heilmittel aus dem Thierreich; für Gicht- und Steinleidende, wo es besonders auf eine gute Diät ankomme, sei es wichtig, die gesunden Fleischsorten kennen zu lernen u. s. f.

Im Gegensatze zu der pedantischen Vorrede ist das Werk selbst voll gesunder Naturanschauung und unbefangener Beobachtungen. Das erste Buch, dem ein Verzeichniss von nahezu 100 zoologischen Autoren, unter denen sich kein einziger Schlesier befindet, und 7 Widmungsgedichte vorgedruckt sind, enthält die allgemeine Zoologie mit besonderer Beziehung auf die Fauna von Schlesien, sodann eine Eintheilung der Thiere nach Wohnort, Lebensweise und Organisation; hierauf folgt generelle Anatomie, Fortpflanzung und Nutzen der Thiere.

Das zweite Buch (vivarium) behandelt die schlesischen Säugethiere und deren besondere Anatomie, welche mit grösster Ausführlichkeit bearbeitet ist; die einzelnen Thiere sind alphabetisch aufgeführt; zuerst „Alce, Ἄλκη, Elch," das indessen zwar häufig in Ungarn, Preussen und Lithauen, nicht aber in Schlesien vorkomme, doch werden Felle und Klauen eingeführt. Da nämlich das Buch für Studirende zugleich als Lehrbuch der Zoologie bestimmt war, so wurden, wie das angeführte Beispiel zeigt, ausser den in Schlesien wirklich einheimischen auch solche Thiere aufgenommen, die nur gelegentlich in Menagerien oder Zwingern zu sehen waren, wie Tiger, Löwe, Kameel, Elephant Papageien u. a.; ebenso sind die Thiere, von welchen gewisse Theile zu medicinischen oder anderen Zwecken eingeführt wurden, berücksichtigt; so u. a. auch die Seefische.

Die Beschreibungen sind meist sehr ausführlich; hier und da erwähnt Schwenckfeld, dass er ein geschossenes Thier zum Geschenk erhalten, seine Section vorgenommen und den Mageninhalt untersucht habe. Lebensweise und Wohnort werden genau geschildert; besonders eingehend wird die Verwendung behandelt, insbesondere die ökonomische bei den Hausthieren, während die medicinischen Wirkungen wohl zum grössten Theil fabelhaft sind. Während Elch

und Ur am Ende des 16. Jahrhunderts in Schlesien nicht existirten*), was im Gegensatze zu abweichenden Angaben hervorzuheben ist, sind Bär und Wolf im Gebirge noch so häufig, dass sie nicht blos Rehe und Hirsche, sondern auch die Heerden und selbst die Menschen gefährden; ein Luchs wurde 1601 hinter dem Kynast geschossen.

In ähnlicher Weise wie die Säugethiere, und mit ausführlichster Darstellung der Anatomie, Fortpflanzung und Lebensweise, werden in den folgenden Büchern die übrigen Thierklassen behandelt, und zwar im dritten die Reptilien, im vierten (aviarium) die Vögel, im fünften die Fische, zu denen auch Krebse, Wasserschnecken und Flussmuscheln gezählt sind; von den letzteren werden die Perlen im Queis von Mohnkorn- bis Erbsengrösse gerühmt. Das sechste und letzte Buch behandelt die schlesischen Insecten, mit denen die Würmer vereinigt sind: Bienen, Ameisen, Seidenraupen sind ganz besonders ausführlich dargestellt.

Während das grosse Werk über die Naturgeschichte von Schlesien sich an die ganze gelehrte Welt wendet und deshalb lateinisch geschrieben ist, ist die von Schwenckfeld verfasste Monographie des Warmbrunner Bades für das grössere Publikum bestimmt und demgemäss in deutscher Sprache geschrieben**). Sie erschien 1607 bei Joh. Rhambaw zu Görlitz, dessen Physicus Schwenckfeld inzwischen geworden war, unter dem Titel: Hirschbergischen Warmen Bades in Schlesien, unter dem Riesen Gebürge gelegen, kurze und einfältige Beschreibung, was dessen Natur, Artey, Eigenschaft, Kraft und Wirkung: und Wie es recht und nützlich zu gebrauchen, was vor eine Diät darinnen zu halten, auch wie man den Zufällen begegnen und abhelfen möge, Neben einem allgemeinen Bericht von mineralischen Wässern und Wildbädern u. s. w. Gestellet und verfasset durch Casparum Schwenckfeldt Phys. reip. Gorlitz. ordin. 8⁰. Gewöhnlich beigebunden ist eine im nämlichen Jahre von Schwenckfeld verfasste Beschreibung der Thermen von Teplitz „Thermae Teplicenses. Von des Töplitzen warmen Bades in Böhmen, nicht weit von Graupen gelegen, Ursprung, Gelegenheit, Abtheilung, Natur, Eigenschaft und rechtem Gebrauch“ 8⁰, 34 S. Das Büchlein ist der Frau Magdalena Waldsteinin, Gemahlin des Christoph Hans von Waldstein auf Arnau gewidmet.

Wie schon der Titel anzeigt, giebt diese älteste aller schlesischen Badeschriften vor allem diejenigen praktischen Nachrichten, welche

---

*) Versprengte Elche sind von Zeit zu Zeit bis nach Schlesien gekommen; das letzte ist nach Zeitungnachrichten im Herbst 1888 im Trebnitzer Kreise geschossen worden.

**) Mereklin (Lindenius renovatus de scriptis medicis Nürnberg 1686, S. 163), citirt auch eine lateinische Ausgabe: Descriptio et usus Thermarum Hirsbergensium cui accedit de aquis mineralibus et thermis ferinis instructio generalis. Gorliciae bei Bartolom. Voigt, 1607. 8⁰.

den Besuchern des Warmbrunner Bades in Bezug auf dessen Einrichtung und Benutzung, auf die dabei zu beobachtende Diät, auf seine Heilwirkung in den verschiedensten Krankheiten u. s. w. zu wissen erforderlich ist; es enthält auch „etliche Gebete, die vor, während und nach der Badecur, Morgens und Abends zu gebrauchen." Der erste Theil handelt von den mineralischen Wassern im Allgemeinen, der zweite von dem Hirschbergischen warmen Bade insbesondere; der dritte Theil lehrt, wie sich Badegäste mit bequemenen und nützlichen Ertzneyen versehen, auch wie man den Zufällen kömlich begegnen und abhelfen könne. Aber an die praktischen und medicinischen Abtheilungen schliesst sich als vierter Theil „Von den Kräutern und Mineralien, welche um diesen warmen Brunnen auf dem Gebürge fürnehmlich zu finden sind." Hier ist die Flora und Gaea des Gebirges gegeben, „dessen höchster und fürnehmster Berg der Riesenberg genennet wird weil er als ein hoher Riese mit seiner Köppe vor den andern allen herfürraget;" sie ist noch vollständiger als im Catalogus stirpium et fossilium und giebt Zeugniss von dem unermüdlichen Forschertrieb des trefflichen Mannes. Die Pflanzen und Gesteine sind hier ebenfalls alphabetisch, aber nach ihren deutschen Benennungen geordnet. Charakteristisch für seinen unbefangenen Beobachtungssinn ist, dass Schwenckfeld sich zwar verpflichtet fühlt, über den „wilden Berggeist Rübezahl", der in allerlei Gestalten auf dem Berge sein Spiel treibe, in voller Ausführlichkeit zu berichten und die Ansichten der Gelehrten und des Volkes über sein Wesen mit aller Gründlichkeit aufzuzeichnen; jedoch fügt er hinzu, er selbst habe, obwohl er vielmal daroben gewesen, und die Gebirge hin und wieder durchgangen, auch des Nachts daroben gelegen, aber von Rübezahl nichts spüren noch sehen mögen. Auch erklärt er offen, dass von den wunderbaren Schätzen und reichen Erzgängen, die angeblich im Gebirge versteckt sind, und nach denen von abergläubischen Bergleuten vielfach gegraben wurde, niemals etwas Besonderes in Wirklichkeit gefunden worden sei.

Es ist ein günstiges Zeugniss für das wissenschaftliche Interesse der Schlesier in den ersten Decennien des 17. Jahrhunderts, dass eine so gelehrte Badeschrift schon nach wenig Jahren vollständig vergriffen war, und deshalb bereits 1619, zehn Jahre nach Schwenckfelds Tode eine neue revidirte und corrigirte Auflage von Georg Opitz, Mitwohner und Buchbinder in Hirschberg herausgegeben wurde. In der dritten Auflage, die 1708 mit etwas abgeändertem Titel (gründliche Beschreibung des Hirschberger warmen Bades u. s. w.) ohne Angabe des Druckortes erschienen, ist die Aufzählung der Flora und der Minerale des Riesengebirges weggelassen: offenbar weil das Badepublikum von Warmbrunn bereits im vorigen Jahrhundert das Interesse

an diesen naturhistorischen Belehrungen verloren hatte und dieselben für ebenso überflüssig hielt, als sie heutzutage dem Verfasser und dem gewöhnlichen Leserkreis einer Badeschrift erscheinen würden.

Caspar Schwenckfeld ist der letzte unter den humanistisch gebildeten schlesischen Aerzten, welche im Verlauf des XVI. Jahrhunderts mit der Medicin gründliche Kenntnisse in den beschreibenden Naturwissenschaften verbanden; er bezeichnet zugleich den Höhepunkt, den die Erforschung der Natur und ihrer lebenden und leblosen Erzeugnisse auf schlesischem Boden damals erreichte: im 17. Jahrhundert tritt bald auf allen Gebieten geistigen Lebens ein Rückgang ein, der erst nach der preussischen Besitzergreifung allmählich wieder durch eine aufsteigende Bewegung verdrängt wurde. Man hat Schwenckfeld den schlesischen Plinius genannt, und in der That ist seine Naturgeschichte, wenn auch auf ein kleines Landgebiet beschränkt*), doch der Historia naturalis des römischen Encyclopädisten verwandt in der Grossartigkeit des Unternehmens, das alle drei Naturreiche gleichmässig umfasst, in der Vielseitigkeit der Gesichtspunkte, in der Fülle der gesammelten und verarbeiteten Beobachtungen. Aber Plinius war doch nur ein Compilator, der seine Naturgeschichte aus älteren Büchern ohne Kritik und ohne Sachkenntniss zusammenschrieb; seine culturgeschichliche Bedeutung beruht wesentlich nur darin, dass durch ihn die Ergebnisse der verloren gegangenen griechischen und römischen Naturforschung erhalten worden sind. Schwenckfeld dagegen war selbst ein wirklicher Naturforscher, der seine Beobachtungen nicht aus Büchern, sondern aus

---

*) Prorector Dr. Schummel bemerkt in einem Vortrage, den er am 27. Sept. 1811 in der schlesischen Gesellschaft „über die frühere Naturkunde Schlesiens“ hielt, und der in dem Correspondenzblatt der schles. Gesellschaft 2. Jahrg. 2. Heft, No. 9—18, 1811 abgedruckt ist: „In den Abhandlungen der Böhmischen Gesellschaft der Wissensehaften 1787 wird eine in der Strahofer Bibliothek zu Prag aufbewahrtes Manuscript von Schwenckfeld „historia serpentum“ aufbewahrt, das von ihm selbst geschrieben ist. Dieses Manuscript scheint eigentlich der Entwurf zu jenem, naeh welchem Schwenckfeld sein Theriothropheum und den Catalogus stirpium et fossilium drucken liess, es enthält mehre Anmerkungen und Beobachtungen als das gedruckte, und es scheint vielmehr, dass es eine allgemeine Naturgeschichte werden sollte, da er in der gedruckten nur die schlesischen Naturproducte angab.“ Schummel bemerkt mit Recht: „Um Schwenckfelds ganzen naturhistorischen Werth zu schätzen, müsse man nothwendig dieses Manuscript zur Hand haben.“ Ich verdanke die Kenntniss des Schummelschen Aufsatzes, in welchem zuerst das Andenken an Männer wie Crato, Laur. Scholz, Caspar Schwenckfeld, die beiden Volkmann und andere schlesische Naturforscher des XVI. und XVII. Jahrhundert wieder erneut worden ist, der gütigen Mittheilung des Stadtbibliothekars Prof. Dr. Markgraf, der mich auch sonst bei diesen Studien bereitwilligst unterstützt hat. Jöchers Gelehrten-Lexicon führt von Schwenckfeld noch einen Catalogus Silesiorum doctrina illustrium virorum an, der mit dem Verzeichniss der gelehrten Schlesier in der geographischen Einleitung des Catalogus stirpium identisch zu seiu scheint.

der lebenden Natur schöpfte. Seine Schriften sind mit Recht von A. W. Henschel als ein Nationalwerk bezeichnet worden; die vielen Schwächen und Lücken derselben erklären sich zur Genüge aus dem allgemeinen Zustande der Naturwissenschaft in seiner Zeit. Dass heutzutage kein Naturforscher im Stande wäre, gleichzeitig die Thiere, Pflanzen und Gesteine eines Landes zu bearbeiten, wie Schwenckfeld es gethan, mag an den ausserordentlich gesteigerten Ansprüchen liegen, die wir heut an dergleichen Werke stellen, und die eine Specialisirung auf ein einziges Gebiet zur Nothwendigkeit machen. Doch wenn wir uns auch nur allein auf die Flora von Schlesien beschränken, so vergingen 176 Jahre, ehe Schwenckfeld in dem Grafen Heinrich Gottfried von Mattuschka, dem Verfasser der Flora Silesiaca, einen Nachfolger fand, der die Zahl der schlesischen Pflanzen von 898 auf 1221 brachte *).

Die Leistungen Schwenckfelds sind um so höher zu schätzen, als er durchaus keine Vorgänger hatte, deren veröffentlichte Arbeiten ihm hätten zu Gute kommen können; wir können von ihm sagen: Schwenckfeld hatte Schlesien in naturwissenschaftlicher Hinsicht als terra incognita vorgefunden, und er hat es hinterlassen als ein in seiner gesammten Natur, in seiner Thier- und Pflanzenwelt, wie in seinen mineralischen und metallischen Schätzen so sorgfältig durchforschtes Land, wie es kein zweites zu seiner Zeit gegeben hat.

---

*) Die Phytologia magna, das zehnbändige Prachtwerk der Liegnitzer Aerzte, Isaak Volkmann (1634—1706) und seines Sohnes Dr. G. Anton Volkmann (1664—1721), das nach dem Bericht in Christ. Rungii Miscellanea literaria II, S. 70, Brieg 1713, auf selbstständigen Beobachtungen und Sammlungen beruht und kostbare Originalabbildungen enthält, ist niemals publicirt worden und wird in der königl. Bibliothek zu Dresden aufbewahrt; Vergl. auch Goeppert, l. c. S. 199

Johann Jessenius von Jessen (auch Jessensky).

Johann Jessenius von Jessen entstammt einer altadligen Familie aus Ungarn, welche nächst ihrem Stammhaus Nagh oder Gross Jessen über einen riesigen, in der Nähe von Ofen gelegenen Gütercomplex verfügte. Als ein grosser Theil ihres Besitzthums 1514 nach der Einnahme der Hauptstadt Budapest in die Hände der Türken fiel, begaben sich Lorenz und Balthasar, Söhne des Stephan Jessenski, Richters und Hauptmanns der Grafschaft Thuroch in Ungarn, nach Schlesien. Balthasar war der Vater unseres grossen Arztes und Märtyrers der Politik, Johann Jessenius von Jessen. Dieser, geboren den 27. Dezember 1566 zu Breslau, bezog nach Absolvirung des Gymnasiums zu St. Elisabeth im Jahre 1586 die Universität Leipzig, um sich dem medicinischen Studium zu widmen. Von da wandte er sich 1588 nach Italien, dem gelobten Lande der Wissenschaften, wie es damals üblich war. Nachdem er in Padua auf Grund seiner öffentlichen Discussion über die aristotelische Philosophie die Doctorwürde erlangt, ging er nach Venedig, und hier war es, wo er zum ersten Male in die Oeffentlichkeit trat, indem er seine Abhandlung: „de divina humanaque philosophia“ dem römischen Kaiser Rudolph II. dedicirte, eine unglaubliche Kühnheit, wie sie einem Studenten in solch' jugendlichem Alter sicherlich nicht geziemte. Jessen geht darin von der Ansicht aus, dass diejenigen Staaten glücklich zu nennen wären, deren König ein Philosoph sei und concentrirt schliesslich seine Ausführungen in einer übertriebenen Lobeserhebung seines kaiserlichen Herren.

Was er in dieser Erstlingsarbeit in gedrängter Kürze auseinandergesetzt, führte er in weit grösserem Umfange in dem 1593 zu Wittenberg herausgegebenen „Zoroaster“ aus. Aus Italien kehrte er zunächst nach Breslau zurück und prakticirte daselbst einige Zeit lang. 1595 trat er als Docent in der medicinischen Facultät der Universität Wittenberg auf. Die umfassende Gelehrsamkeit Jessens, welche zahlreiche Zuhörer zu seinen Vorlesungen lockte, fand sehr bald

entsprechende Würdigung durch seine Ernennnng zum ordentlichen Professor der Medicin an dieser Universität und zum chursächsischen Leibarzte. Jessen war insbesondere als anatomischer Lehrer von grosser Bedeutung. Trotz aller Anfeindungen und niederen Verdächtigungen, die er wegen seiner Beschäftigung mit praktischer Anatomie von theologischer Seite erleiden musste, hielt er unentwegt unter grossem Beifall seiner Schüler Sectionen ab, und als ihn 1600 politische Angelegenheiten nach Böhmen resp. Prag riefen, hielt er auch hier vom 8—12 Juni des nämlichen Jahres im Beisein von mehr als tausend Personen aller gebildeten Stände an der Hand von Sectionen Vorträge über die anatomische Disciplin. Noch in demselben Jahre erschien von ihm zu Wittenberg eine kurz gefasste literarische Geschichte der Medicin und zugleich der medicinischen Facultät der Universität Wittenberg, von ihrer Gründung bis zu diesem Zeitraum und einige Monate später erfolgte die Veröffentlichung der in Prag abgehaltenen Demonstrationen, ferner des Tractatus de ossibus, welchen er Peter Ursin de Rosis, einem der vornehmsten böhmischen Barone, widmete, und seiner Institutiones chirurgicae, wiederum mit einer Dedication an Rudolph II. Ende October 1601 eilte Jessen auf Wunsch seines schwerkranken vertrauten Freundes Tycho de Brahe zum zweiten Male nach Prag, fand diesen aber nicht mehr am Leben. Die glänzende Leichenrede, die er diesem hielt, in der er sowohl dessen Tugenden wie Fehler mit bewunderungswürdiger Unparteilichkeit entwickelte, hat in Prag unstreitig die Zahl seiner Gönner, Freunde und Verehrer, die er sich bereits durch seine früheren oratorischen und anatomischen Leistungen erworben, noch um ein Beträchtliches vermehrt. Man drang in ihn, für immer in Prag seine Heimstätte aufzuschlagen, und Jessen gab dieser Aufforderung ein um so willigeres Gehör, als er in Wittenberg von Missgönnern und Widersachern umgeben war, die ihm sein Leben verbitterten. Um aber ohne Schwierigkeiten seine Absicht zu erreichen, brachte er es durch seine Gönner bei Hofe dahin, dass Kaiser Rudolph für ihn an den Kurfürsten von Sachsen schrieb, der ihn auch auf sein Gesuch den 24. August 1602 seiner Aemter als chursächsischer Leibarzt und Professor, die er neun Jahre hindurch inne gehabt, enthob. Am Hofe Kaiser Rudolphs prakticirte er sieben Jahre, und als dieser starb, trat er in nämliche Beziehung zu seinem Nachfolger Kaiser Matthias, dessen besondere Gunst ihm dadurch zu Theil wurde, dass er ihn in einer Geschichte seiner Krönung und in einer damit verbundenen kurzen Chronik der Könige von Ungarn schriftstellerisch verherrlichte. Nachdem er 1617 Rector und Kanzler der Universität Prag geworden, liess er es sich sehr angelegen sein, die Erziehung in den Schulen auf einen besseren Fuss zu setzen.

Er erliess daher ein dahin zielendes Rescript an alle Rectoren der Schulen in Böhmen und Mähren und fügte ein Gebet in böhmischer Sprache hinzu, welches auf die damaligen Zustände in Böhmen gerichtet war, und überall zu Anfang der Lehrstunden gebetet werden sollte.

Jessen hatte sich damit gewissermassen einen Uebergriff erlaubt, der sich bitter rächen sollte. Das Geschick begann seine verderblichen Kreise um diesen wissenschaftlich hoch bedeutenden, aber politisch unvorsichtigen Gelehrten zu ziehen. Die Vorgeschichte des 30jährigen Krieges, seine unmittelbare Veranlassung, ausgehend von den böhmischen Unruhen des Jahres 1618 ist mit der Person Jessenskys auf das innigste verknüpft, dessen Streben aus Vaterlandsliebe und Religionseifer, vielleicht aber auch aus Ehrgeiz sich Grösserem zuwandte, als ihm geziemte, der um so tiefer fallen musste, je höher er auf der Staffel des Unerreichbaren emporstieg. Es erscheint allerdings nicht wunderbar, dass eine hervorragende geistige Grösse wie Jessen an den inneren Unruhen, wie sie damals ganz Böhmen mächtig aufwühlten, einen so lebhaften Antheil nehmen konnte, dass er sich mehrfach mit Rücksicht auf seine nachdrückliche Beredsamkeit und Geschicklichkeit zur Ausführung von Geschäften gebrauchen liess, die, da sie gegen das regierende Staatsoberhaupt gerichtet waren, ihn in mannigfache Schwierigkeiten verwickeln mussten.

Als nämlich Ferdinand II., Erzherzog von Oesterreich, der den Böhmen von Kaiser Matthias als König präsentirt und auch unter der Bedingung acceptirt worden war, dass er ihnen die bisher innegehabten Privilegien, insbesondere den Majestätsbrief bestätigte, den Bekennern der evangelischen Religion in Böhmen vielfache Hindernisse in den Weg legte, wandten sich diese, Beschwerde führend, an den Kaiser, erhielten jedoch abschläglichen Bescheid. Dies hatte zur Folge, dass eine aufrührerische Masse, über solche Missachtung auf das Höchste aufgebracht, wie bekannt, das kaiserliche Schloss zu Prag überfiel und die kaiserlichen Räthe zum Fenster hinauswarf, welche allerdings durch einen glücklichen Zufall keinen Schaden nahmen. Ausserdem betrauten die böhmischen Barone und Stände Joh. Jessensky mit einer Gesandschaft an die ungarischen Stände der reformirten Religion, in der Absicht, mit den Ungarn behufs gemeinsamen Vorgehens in ihren Religionsangelegenheiten ein Bündniss abzuschliessen. Mit Instruction und Beglaubigungschreiben versehen, langte derselbe den 26. Juni 1618 zu Pressburg an. Man empfing ihn hier seitens der Vertretung der Staatsregierung misstrauisch als einen Verschwörer, als einen Abtrünnigen. Man bewachte auf's Strengste alle seine Schritte, sein Thun und Lassen,

um vielleicht das nöthige Material für eine gegen ihn demnächst zu erhebende Klage zu sammeln, wodurch man seiner leichten Kaufs hätte ledig werden können. Und in der That gelang es dem Paladin von Ungarn, wenn auch durch elende Ueberlistung, sich der Person Jessensky's zu vergewissern, von dem er mit Bestimmtheit annehmen zu müssen glaubte, dass er gegen den Kaiser selbst agitire, ein um so unerhörteres Vorgehen, als der Paladin durchaus eigenmächtig, unter Vorzeigung eines gefälschten kaiserlichen Befehls, seine Gefangennahme in's Werk setzte.

Von Pressburg brachte man ihn unter starker Bedeckung nach Wien in noch strengere Haft. In die schmutzigsten, widerlichsten Räume eingekerkert, in denen bisher nur Verbrecher schlimmster Sorte zu hausen verurtheilt waren, erlebte unser Jessen qualvolle Tage, ungewiss, was er eigentlich verschuldet und wie sein Schicksal sich weiterhin gestalten würde.

Nach 22 Wochen öffneten sich endlich die Thüren seines Gefängnisses. Jessen verliess dasselbe wohl mit gebrochenem Körper, aber sein Geist erschien um vieles gestählter und kampfesmuthiger. Bald nach seiner Ankunft in Prag, im März des Jahres 1619, erstattete er einen ausführlichen, in lateinischer Sprache abgefassten Bericht über seine verunglückte Gesandtschaft. Nun zeigte er sich wieder als Rector und Kanzler der Universität thätig, indem er zunächst den in Prag versammelten Ständen des Königreichs Böhmen, Markgrafenthum Mähren, Herzogthum Schlesien und der Markgrafschaft Lausitz, im Namen der übrigen Professoren einen Plan zur Verbesserung der Prager Academie vorlegte, welcher ebenfalls zu Prag in lateinischer, böhmischer und deutscher Ausgabe erschien. Indessen traten schon im nächsten Jahre Ereignisse ein, die Jessen mehr und mehr seinem eigentlichen Berufe entzogen. Nach dem Tode des Kaisers Matthias hatte Ferdinand II., der bisherige König von Böhmen, den römischen Kaiserthron bestiegen, und dies gab den Böhmen erwünschte Veranlassung, von Neuem ihre Unzufriedenheit mit den obwaltenden Verhältnissen zu bethätigen. Sie schickten deshalb eine Gesandtschaft nach Frankfurt, wo die Kaiserwahl stattfinden sollte, um anzuzeigen, dass sie Ferdinand nicht als K ö n i g von Böhmen betrachten, und dass ihm demnach nicht das Recht zustände, als solcher an der Wahl theilzunehmen. Ausserdem erhoben sie Friedrich V., Kurfürsten von der Pfalz, zu ihrem Könige und liessen sogar Münzen drucken mit seinem Bildniss und der Umschrift: Regni nicht regis Bohemiae. Ferdinand sah diesem Treiben nicht müssig zu. Tief erbittert über die Widersetzlichkeit der Böhmen, die, wie er glaubte, insbesondere als ein Product der wunderbaren Redekunst Jessens aufzufassen wäre, rüstete

er ein Heer von 50 000 Mann, nach damaligen Begriffen eine ungeheure Streitkraft, um auf blutigem Wege von den Böhmen Gehorsam zu ertrotzen. Am 8. November 1621, am weissen Berge bei Prag, massen beide Parteien ihre Kräfte. Die Schlacht endete mit der vollständigen Niederlage der Böhmen, und Friedrich sah sich gezwungen, sein Heil in der Flucht zu suchen. Ferdinand hielt jetzt die Zeit für gekommen, mit den Anstiftern und Führern dieser Bewegung, die so lange schon gegen ihn agitirt hatten, endgiltig abzurechnen.

Damit war Jessens Schicksal endlich besiegelt. Er zweifelte auch nach seiner Gefangennahme keinen Augenblick mehr, welchen Ausgang der Process für ihn nehmen müsste, erinnerte er sich doch einer Episode, die sich bald nach seiner Entlassung aus dem Gefängniss zu Wien zugetragen. Als er nämlich dessen Schwelle verlassen, hatte er an die Mauern die Worte I. M. M. M. M. geschrieben. Jeder, der sie sah, bemühte sich, eine Deutung dafür zu finden. Keinem, ausser dem Erzherzog Ferdinand war dies gelungen. Dieser glaubte, in ihnen lesen zu müssen: Imperator Matthias Mense Martio Morietur — der Kaiser Matthias wird im Monat März sterben, — schrieb aber sofort darunter: Jesseni mentiris, mala morte morieris; Jessenius, Du lügst, Du wirst eines bösen Todes sterben. In Folge dessen vermuthete Jessen, zumal das Erstere zur angegebenen Zeit eingetreten, dass Ferdinand nicht zögern würde, auch das letztere zur Wahrheit zu machen. Jessen hatte sich darin nicht getäuscht. Er sowohl, wie einige zwanzig vornehme Böhmen wurden zum Tode verurtheilt, und zwar sollte Jessen, bevor man ihn enthauptete, seiner Zunge verlustig gehen, weil es vor Allem seine Beredsamkeit war, die dem Kaiser geschadet. Am 21. Juni 1621, nachdem noch die Jesuiten, allerdings vergeblich, versucht hatten, ihn zu bekehren, wurde er auf den Richtplatz geführt. Als sich die Henker ihm zuwandten, bemühte er sich, zum letzten Male zu sprechen. Bei dem grossen Lärm waren nur die Worte verständlich: „Vergebens sucht Ferdinand seine tyrannische Regierung zu befestigen, Friedrich wird doch siegen."

Er nahm also diese Hoffnung mit in die bessere Welt hinüber. Er bewahrte bis zum letzten Moment ritterliche Standhaftigkeit, wie er sie im Leben oft genug gezeigt. Sein Kopf wurde aufgespiesst, sein Rumpf geviertheilt und die einzelnen Gliedmassen auf Pfähle gesteckt. Nach der Schlacht bei Leipzig soll der Graf von Thurn mit Erlaubniss des Kurfürsten von Sachsen seinen Schädel abgenommen und in feierlicher Procession, von einer zahlreichen Menge Adelicher, Geistlicher und gewöhnlichen Volkes geleitet, in die Kirche getragen haben, woselbst eine Gedächtnisspredigt abgehalten wurde. Nach demselben Bericht wurde er an einer ganz verborgenen

Stelle beerdigt, und jedem einzelnen der Betheiligten das strengste Stillschweigen anbefohlen, um die Feinde der Möglichkeit zu berauben, ihn zurückzuholen.

Sein trauriges Geschick wurde von der gesammten gebildeten Welt auf's Tiefste beklagt, selbst viele seiner Gegner empfanden tiefschmerzlich diese unmenschliche Grausamkeit, ja ein sehr berühmter katholischer Bischof äusserte öffentlich, dass er sein reines Papier mit der Beschreibung einer so schrecklichen Fleischerei nicht beflecken wolle, die er auf's höchste verabscheue, und vor der nicht nur ein Christ, sondern jeder noch so wilde Barbar zurückschrecken musste.

So musste ein Mann enden, der, hätte er sich mit Geringerem begnügt, einer glänzenden Zukunft entgegen gegangen wäre.

Von seinen zahlreichen Schriften führen wir hier die merkwürdigsten an. Es sind dies:

Eine Abhandlung über die Gebeine.

Ein Urtheil über das Aderlassen.

Institutiones chirurgicae, die öfters ausgegeben und auch in's Deutsche übersetzt worden sind.

Die Geschichte seiner anatomischen Demonstrationen zu Prag.

Eine historische Nachricht von einem Bauer in Böhmen, der ein Messer verschluckt hatte.

Hilfsmittel wider die Pest.

Eine allgemeine Betrachtung des menschlichen Körpers.

Eine Abhandlung von der Seele und dem Körper des Menschen, nach peripatetischen Grundsätzen.

Genealogische Ausführung des Stammbaums Kaiser Ferdinand des zweiten.

Ακροαςις περιπατητικη de anima et corpore humano. — Progenies Augusta Ferdinandi I.

Eine Lobrede auf den Kaiser Matthias, als er die Regierung von Böhmen antrat.

Eine Rede vom Leben und Tode des Tycho de Brahe.

Ausserdem gab er verschiedene Schriften anderer gelehrter Männer heraus und zwar:

Campolongi Semiotice; Vesalii Examen observationum anatomicarum Fallopii; Durastantis tractatum de aceto scillino et aloe. Nic. Curtii liber de medicamentis.

Quellen.

Henelius. Mart. Hanckii, Silesia erudita. Lexikon Buddei, Lexikon Hofmanni, Lexikon Richebourcq, Lexikon Joechlers.

Archive der Stadt Breslau. Kundmann, Silesii in nummis.

Daniel Sennert.

Daniel Sennert wurde am 25. November 1572 zu Breslau geboren, als Sohn des Schuhmachers Nicolaus Sennert, eines ebenso fleissigen, als geachteten Bürgers. In seiner Vaterstadt empfing er die erste Erziehung. Nachdem sein greiser Vater im Jahre 1585 gestorben, blieb die Erziehung des erst 13jährigen Daniel Sennert nunmehr gänzlich in den Händen seiner Mutter.

Selten hat eine Frau aus solchen Ständen mit gleich grossem Verstande und gleich grosser Vorsorge für das Wohlergehen ihres Kindes Sorge getragen, als es hier der Fall war. Schon längst der Ueberzeugung lebend, dass ihr Sohn mit besonderer Vorliebe wissenschaftliche Studien betreibe, und dass ihn hierin Scharfsinn und Talent wirksam unterstützten, hielt sie ihn zu fleissigem Schulbesuche an und liess ihn ausserdem noch in den verschiedensten wissenschaftlichen Zweigen insbesondere unterrichten. Der Erfolg krönte das Werk; die Fortschritte, mit denen er alle seine Mitschüler überflügelte, erregten sehr bald Aufsehen und Bewunderung unter seinen Lehrern und Bekannten, und man rieth ihm allgemein, sich auf höheren Schulen weiter fortzubilden.

Sennert kam der Rath nur allzu gelegen; am 6. Juni 1593, also im 21. Lebensjahre, wurde er in der philosophischen Facultät der Universität Wittenberg immatriculirt. Seine Absicht ging nämlich dahin, sich mit philologischen Studien zu beschäftigen, um später in seiner Heimatstadt als Lehrer in Schulen thätig sein zu können. Bescheidenen Sinnes widerstrebte er dem Gedanken an höhere Würden und Ehrenstellungen.

Mit welchem Eifer und Streben er seinem Ziele näher zu kommen suchte, beweist der Umstand, dass er im April 1598 unter dem Decanat des Professors der hebräischen Sprache M. Laurentius Fabricius auf Grund seiner vorzüglichen Leistungen als vierter unter 58 Bewerbern den Magistergrad erlangte. Von regstem Forschungsgeiste und Wissensdrang beseelt, versuchte sich Sennert nun auch

auf andern Gebieten. Mit dem Studium der Philosophie verband er das ihm sehr sympathische der Medicin.

Da die medicinische Facultät Wittenbergs seinen Ansprüchen wenig genügte, so vertauschte er diese Universitätsstadt mit Leipzig, Jena und Frankfurt a. O., die sämmtlich an medicinischen Capacitäten reich waren, und verliess sie nach dreijährigem Aufenthalte im Jahre 1601 mit einem Schatz von Lehren und Erfahrungen ausgestattet, um nunmehr von seinem reichlichen Wissen praktischen Nutzen zu ziehen.

Zu diesem Zwecke wandte er sich nach Berlin, wo damals schon eine stattliche Anzahl äusserst tüchtiger praktischer Aerzte ihres Berufes walteten; es gelang ihm auch, in ihren Wirkungskreis gezogen zu werden, insbesondere trat er in näheren Verkehr mit dem berühmten Joh. Georg Magnus, und dieser liess es sich in hohem Grade angelegen sein, den jungen Sennert gewissermassen in die Praxis einzuführen, in der festen Ueberzeugung, dass in ihm ein vielversprechendes Talent schlummere, das nur der Anregung bedurfte, um sich mächtig zu entfalten und zu glänzen. Sennert selbst, dessen Tüchtigkeit sowohl, wie sein liebenswürdiges Benehmen ihm zahlreiche Gönner unter seinen Collegen verschaffte, fand in der hilfreichen segenspendenden ärztlichen Thätigkeit Vergnügen. Das Glück begünstigte sein Streben; die schwierigsten Kuren waren von Erfolg begleitet, überall, wohin er sich wandte, war er gern gesehen und geachtet. Alles dies liess ihn zu dem Entschlusse gelangen, sich ganz und gar der praktischen Ausübung der Medicin zu widmen. Bevor er dazu überging, war es nothwendig, seine Stellung durch Erwerbung des Doctorgrades der Welt gegenüber äusserlich näher zu kennzeichnen. Dies sollte in Basel geschehen. Während er aber mit den Vorbereitungen beschäftigt war, wurde er von Wittenberg aus benachrichtigt, dass mehrere seiner Freunde daselbst sich einer gleichen Prüfung unterziehen wollten, und dass er ihnen keine grössere Freude bereiten könnte, als wenn er mit ihnen zugleich disputiren wollte. Im Zweifel, was er thun sollte, wandte er sich, um Rath fragend, an seinen Freund Magnus.

Letzterer schlug ihm vor, wiederum Wittenberg aufzusuchen, mit dem Bemerken: „Wer weiss, wozu es gut sein möchte", und Sennert gehorchte. Am 10. September 1601 wurde ihm die höchste akademische Würde, der Doctorgrad, zuerkannt.

Nachdem so sein Studiengang einen Abschluss gefunden, trat er der Idee näher, in seiner Heimat praktische Medicin zu treiben. Ein glückliches Ereigniss vereitelte seine Absicht. Denn als der Professor der Medicin an der Universität Wittenberg, Johannes

Jessenius von Jessen, späterer von Jessensky, der bereits Gegenstand unserer Betrachtung gewesen, einem Rufe nach Prag Folge leistend, 1602 seinen Lehrstuhl verliess, erging an Sennert die wohlgemeinte Aufforderung, dieser Professur wegen bei der Behörde vorstellig zu werden; wusste man doch allgemein, dass ein würdigerer Vertreter wie Sennert, welchem sein Wissen, seine Tüchtigkeit und Sittsamkeit als die besten Empfehlungen zur Seite standen, sich kaum würde finden lassen. Sennert zögerte nicht, seine Meldung einzureichen.

Das medicinische Collegium, einstimmig im Lobe dieses hervorragenden Mannes, erklärte sich bereitwilligst mit dessen Wahl einverstanden, und nach der durch den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich, erfolgten Bestätigung wurde ihm am 5. September 1602 die Berufungsurkunde übermittelt. In den 35 Jahren, während welcher er an der Universität Wittenberg lehrte — die Ferien verbrachte er gewöhnlich bei seinen Kindern in Breslau — wurde sein Name weltberühmt. Der Aufschwung der Universität in der medicinischen Wissenschaft und den ihr verwandten Gebieten war vornehmlich sein Verdienst, indem er sowohl durch vorzügliche Collegien und praktische Curse, als durch zahllose epochemachende wissenschaftliche Arbeiten auf seine Zeit belehrend und aufklärend einzuwirken suchte.

Der Ruf seiner immensen Bedeutung in der praktischen Medicin durchdrang die fernsten Weltgegenden; seine Patienten rekrutirten sich aus Repräsentanten der verschiedensten Nationalitäten und der höchsten Stände. Der Kurfürst von Sachsen, der ihn öfters consultirte, ehrte ihn durch Ernennung zu seinem Leibarzt. Was ihm aber ganz besondere Achtung eintrug, das waren seine rein menschlichen Tugenden, seine Gottesfurcht und Uneigennützigkeit, auf denen all sein Thun basirte. Jedem, der seine Hilfe begehrte, zeigte er sich willfährig, ohne Rücksicht auf Stand und Reichthum, niemals für sich Belohnung fordernd. In den schweren Zeiten der Pest, welche während der Anwesenheit Sennerts sieben Mal Wittenberg überfiel, war dieser das Centrum aller auf Wohlthätigkeit gerichteten Bestrebungen; mit unermüdlicher Ausdauer besuchte er Tag und Nacht seine Patienten und brachte den Armen aus eigenen Mitteln Arzneien und Lebensmittel, bis er schliesslich selbst, den 21. Juli 1637, im 65. Lebensjahre, als die Krankheit wiederum die Stadt heimsuchte, ihr zum Opfer fiel.

Ihm wurden aber auch Ehren zu Theil, wie sie vielleicht nur sehr Wenige aufzuweisen vermochten; denn die Universität Wittenberg wählte ihn sechs Mal zu ihrem Rector magnificus, ganz abgesehen von seiner noch viel öftern Berufung zum Dekan der medicinischen Facultät.

Sennert hat sowohl auf naturwissenschaftlichem, wie auf rein medicinischem Gebiet Ausserordentliches geleistet. Man darf ihn mit Fug und Recht in die Reihe der bedeutendsten Naturforscher stellen, denn er besass eine eigenthümliche Begabung, Vorgänge, wie sie in der Natur sich abspielen, kritisch zu beobachten, zu unterscheiden und verständnissvoll zu schildern. Seine Anschauungen treten in besonderer Klarheit in seinem „Grundriss der Naturwissenschaften“ hervor, in welchem er namentlich der Zoologie Beachtung schenkt, ein seiner Zeit hoch angesehenes und viel benutztes Werk, dem auch heute noch nicht alle Bedeutung abzusprechen ist*).

Aus der wahrhaft erdrückenden Fülle medicinischer Literatur, die uns der im Schreiben unermüdliche Sennert darbietet, greifen wir nur einen höchst interessanten Punkt „Morbilli ignei“ heraus, weil uns dieser über eine bisher unbekannte Krankheit Aufschluss giebt, und weil gerade zwei Breslauer zu gleicher Zeit Sennert**) sowohl wie sein Schwiegersohn, der so bedeutende und gelehrte Stadtphysikus zu Breslau, Dr. Michael Döring, früherer Professor in Giessen, sie zum Gegenstand ernster Studien machten; wir meinen den „Scharlach“. Bereits 1550 hatte Joh. Philippus Ingrassias aus Palermo die Aufmerksamkeit der Aerzte auf ein von den Variolae und Morbilli (Blattern und Masern) verschiedenes acutes Exanthem gelenkt, aber es war ihm nicht möglich gewesen, eine Trennung dieser Zustände auf Grund wissenschaftlicher Untersuchungen herbeizuführen, die unterschiedlichen Symptome näher zu kennzeichnen. Für den praktischen Arzt war daher seine Entdeckung durchaus werthlos. Sennert und Döring dürfen dagegen das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, als die eigentlichen Entdecker dieser exanthematischen Krankheit zu gelten, obwohl sie dieselbe, ohne sie mit einem besonderen Namen zu bezeichnen, noch zu der Kategorie der „Morbilli“ rechnen. Aus der Schilderung, wie sie uns Sennert in seinem Werke: De febribus Lib. IV Capt. XII (De variolis et morbillis) Morbilli ignei Seite 485 und in einem Briefe an Döring Seite 641 entwirft, gewinnen wir ein anschauliches Bild über das Auftreten und den Verlauf dieser seit dem Jahre 1661 mit dem Ausdruck „Scharlach“ benannten Kinderkrankheit. Mit der ganzen Schärfe eines gelehrten, genau und sicher beobachtenden Arztes zählt er, jeden Zweifel ausschliessend, die einzelnen charakteristischen Momente auf, welche bei den Variolae

---

*) Vergl. „Geschichte der Zoologie bis auf Johann Müller und Charles Darwin“ von J. Victor Carus. München 1872 III. Bd., wo ihm eine ganze Seite gewidmet und sein Urtheil wörtlich abgedruckt ist.

**) Vergleiche Haeser, Geschichte der Medicin III. Band und Hirsch Handbuch der historisch geographischen Pathologie I. Band.

und Morbilli, mit denen man bisher den Scharlach beliebig zusammenwarf, nach seiner Erfahrung nicht in Erscheinung treten, vielmehr als eine besondere eigenartige Affection aufzufassen wären. Die Ansicht Sennerts mag wohl auch für Döring massgebend gewesen sein; er stimmt mit ihm in Allem völlig überein.

Die noch vollzählig erhaltene Correspondenz dieser beiden Männer, ihr geistiger Meinungsaustausch, beweist uns, mit welcher Spannung, mit welchem Eifer und Interesse sie alles darauf Bezügliche verfolgten, wie sie sich gegenseitig Rath holten und belehrten, um zu einem sie beide befriedigenden Gesammtresultat zu gelangen.

Einige Jahre später erfolgten schon Publicationen über Scharlachepidemien und zwar durch Winkler*) (Brieg 1642) und durch Fehr**) (Schweinfurt 1652). Das Bekanntwerden des Scharlachs in weiteren Kreisen verdanken wir Sydenham und Morton, Ersterem sogar den Namen Scharlach***).

---

*) Ephemerid. nat. cur. Dec. I. Ann. 6 et 7 1675—76. Obs. 42.

**) Anchora sacra etc Jen. 1666. 90.

***) Wir lassen hier einen den Brieger Arzt Winkler betreffenden archivalischen Beitrag folgen, der der gewandten Feder des Breslauer Stadtarchivars, Herrn Professor Dr. Markgraf, entstammt. Der Herr Archivar hat, wie bereits früher, so auch zu dieser Arbeit manch vortreffliches Scherflein aus seinem umfangreichen Wissensschatz beigetragen, wofür wir ihm an dieser Stelle unseren herzlichsten Dank abstatten.

Am 30. April 1658 promovirte in Heidelberg Gottfr. Christ. Winkler aus Brieg als Doctor der Medicin mit einer Dissertation: De morbillis igneis. In der Widmung derselben an die Herzöge von Brieg erörtert er, dass in der Gegenwart neue, den früheren Zeiten unbekannte Krankheiten aufgetaucht seien. So hätten sich auch vor etwa 14 Jahren nach der Belagerung von Brieg gezeigt monstrosi illi morbilli ignei, die zwar den Geist vieler Aerzte beunruhigt hätten, über die aber keiner von ihnen bisher etwas Sicheres veröffentlicht hätte. Sein Vater indess, der damals in Brieg Arzt gewesen, habe eine noch nicht gedruckte Schrift darüber verfasst, in der er die Natur huius bestiae genau auseinandergesetzt, seine Gestalt und die zu seiner Vernichtung dienenden Mittel beschrieben habe. In der Absicht, seines verstorbenen Vaters Buch später ganz herauszugeben, veröffentlichte er den Inhalt desselben in Form von Thesen als Dissertation. Dieselbe enthält 49 Thesen. (Stadtbibliothek Breslau.)

Der Vater dieses Gottfried Christian Winkler, vom Sohne selbst als wenigstens nach seiner Kenntniss erster Beschreiber der morbilli ignei angesehen, war Daniel Winkler, gebürtig aus Reichau bei Nimptsch in Schlesien am 12. August 1599, der 1624 am 15. Januar unter Dan. Sennerts Rectorat in Wittenberg promovirt und sich später in Brieg als Arzt niedergelassen hatte. Dort war er am 24. Februar 1658, also wenige Monate vor der Promotion seines Sohnes, in der Stellung eines fürstlichen Leibarztes gestorben.

Es scheint nicht, dass der Sohn seine Absicht, des Vaters nachgelassene Schrift über die Morbilli ignei zu veröffentlichen, ausgeführt hat; wenigstens wird das Buch nirgends erwähnt. A. v. Hallers Bibliotheca medicinae practicae kennt nur zwei Schriften von Dan. Winkler: Animadversiones de vita foetus in utero. Jenae 1630 4⁰ und De opio tractatus in quo simul liber de opio Joh. Freitagii examinatur. Cp. 2 1630. 8⁰. (Haller fälschlich 4⁰. In der Breslauer Stadtbibliothek vorhanden.)

Dagegen bringt der Sohn in der Miscellanea curiosa medico-physica Academiae Naturae Curiosorum s. Ephemerides medico-physicae auf die Jahre 1675/76 (Frankfurt und Leipzig 1677) eine Reihe von Beobachtungen seines Vaters mit Scholien von ihm selbst zum Abdruck, darunter

Sennerts Schriften.

Quaestionum Medicarum controversarum liber, nebst einem Anhange de Pestilentia.

Epitome naturalis scientiae.

Auctuarium Epitomes Physicae.

De Chymicorum cum Aristot. et Galenicis consensu ac dissensu.

Institutiones Medicinae libri V.

De febribus libri IV.

Epitome Institutionum Medic. et librorum de febribus.

De Scorbuto tractatus.

Epitome Instit. Medicarum, Disputat. XVIII comprehensa.

Medicinae practicae libri VI.

De Dysenteria Tractatus.

De Arthritide Tractatus.

Medicamenta officinalia.

De bene vivendi beateque moriendi ratione Meditationes.

Hypomnemata Physica. I. De rerum naturalium principiis. II. De occultis medicamentorum facultatibus. III. De Atomis et mistione. IV. De generatione viventium. V. De spontaneo viventium ortu.

De origine et natura animarum in brutis sententiae Clarissimorum virorum in aliquot Germaniae Academiis.

Paralipomena, cum praemissa methodo discendi medicinam tractatus posthumus.

De Fermentatione Platonica Epistola.

Opera omnia in tres Tomos divisa.

---

auch Seite 76 die Observ. XLII. De angina in morbillis igneis. In dem Scholion dazu bemerkt er unter Berufung auf seine Dissertation, die Morbilli seien zuerst in Brieg 1642 nach der Belagerung (in der Dissertation erst 1644; die Belagerung war 1642) aufgetreten und nur bei Kindern, bald nachher habe man sie auch in Leipzig an Wöchnerinnen beobachtet, wie eine Leipziger Disputation von Welsch 1655 bezeuge. Diese Disputation von Welsch (Gottfried) war ihm offenbar bei seiner Dissertation im Jahre 1658 noch unbekannt gewesen.

Haeser hat nur die Stelle in der Miscellanea gekannt und auszugsweise mitgetheilt, wobei durch Nachlässigkeit oder Druckfehler Winsler statt Winkler gedruckt ist*).

---

*) Wir haben nachträglich gefunden, dass schon Göppert den Dr. Christian Winkler erwähnt und dessen Namen in richtiger Orthographie schreibt; vgl. darüber dessen Arbeit: „Ueber ältere schlesische Pflanzenkunde als Beitrag zur vaterländischen Culturgeschichte“ in den Schlesischen Provinzialblättern des Jahres 1832.

Quellen.

Oratio Panegyrica, memoria viri incomparabilis, Danielis Sennerti Medici, dicata ac dicata d. 25. Juli 1638 in Academia Wittenbergensi ab Augusto Buchnero in den Memoriae medicorum nostri seculi clarissimorum Renovatae Decas prima curante M. Henningo Witten.

Lindenius renovatus sive Johannis Antonidae von der Linden de Scriptis Medicis Libri duo.

Haeser Geschichte der Medicin II. Band.

Historia vitae Sennertianae quoad ingressum, progressum egressum im Anschluss an die von Paulus Roberus Dr. Profess. Pastor und Superintendent zu Wittenberg gehaltene christliche Leichenpredigt. W. 1638.

Zu den speciell um die Stadt Breslau verdienten Männern gehört auch ohne Zweifel

Philipp Jacob Sachs von Loewenheim oder Loewenheimb.

Seine Geburt fällt auf das Jahr 1627. Er lag auf verschiedenen Universitäten seinen Studien ob. Nächst Leipzig, wandte er sich nach mehreren holländischen Universitäten, auch nach Strassburg, Paris, Montpellier und Padua und promovirte an letzterem Orte zum Dr. med. Nachdem er alsdann einige Zeit lang in seiner Vaterstadt Breslau practicirt, wurde er daselbst 1670 zum Physikus ernannt, stand diesem Amte jedoch nur 2 Jahre vor, da er schon 1672 starb.

Sachs von Löwenheimb gilt aus doppelten Gründen als bedeutend.

Einmal hat er durch populär wissenschaftliche Schriften allgemeineres Interesse gewonnen und das anderemal hat er sich durch seine der Breslauer Academia Leopoldina Carolina Naturae curiosorum geleisteten Dienste mit Ruhm bedeckt. Von ersteren nennen wir hier das Werk über die Trauben:

> „Ampelographia sive vitis viniferae eiusque partium consideratio physico-philologico-historico-medico-chimica (Leipzig 1661), sowie: Oceanus macro-microscosmicus seu dissertatio epistolica de analogo motu aquarum ex et ad Oceanum sanguinis ex et ad cor. Breslau 1664*)“

Während wir Sachs von Löwenheim wegen seiner hervorragenden Leistungen in seinem Berufe als Gelehrter und Arzt hochschätzen und verehren, sind wir ihm als Bewohner Breslaus zu ganz besonderem Danke verpflichtet, darf er doch das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, das „wissenschaftliche“ Breslau auf seiner Höhe erhalten und dessen ruhmreicher Thätigkeit weitere Kreise erschlossen zu haben. Wir meinen damit seine Beziehungen zur deutschen Academie der Wissenschaften. Er war es zuerst, der dies Institut, nachdem es bereits 20 Jahre bestanden, ohne dass der Geist, der es beseelte, durch Veröffentlichungen irgend welcher Art auch der Aussenwelt

*) Biogr. med. VII pag 85. Dechambre 3 Serie VI pag 36. Poggendorff. II pag 731.

bekannt gegeben war, zur Herausgabe der in seinem Schosse stattfindenden Verhandlungen und wissenschaftlichen Betrachtungen veranlasste. Die „Ephemeriden," unter welchem Namen nunmehr die regelmässigen Berichte erschienen, fanden allgemein den ungetheiltesten Beifall, wissenschaftlichen Bestrebungen und Untersuchungen aus allen nur möglichen Gebieten war dadurch eine sichere Basis gewährt. Sachs selbst machte den Anfang mit seiner „Ampelographia." Er sorgte aber auch dafür, und dies ist ein Verdienst, das seinem Namen in dem Andenken der gelehrten Welt eine bleibende Stätte geschaffen, dass die Academie an Allerhöchster Stelle die ihr gebührende Würdigung erfuhr, welche allein das Fortbestehen dieser wissenschaftlich so hochbedeutenden Gesellschaft ermöglichte. Er verstand es, seinen Einfluss am kaiserlichen Hofe zu Wien, den er in hohem Grade besass, zu Gunsten der Bildung einer Akademie geltend zu machen. Der Erfolg blieb nicht aus. So verlieh ihr Kaiser Leopold I. am 5. August 1677 unter Bestätigung der bedeutend erweiterten Gesetze der Akademie den vollständigen Titel: S. R. I. Academia Naturae Curiosorum, ehrte sie auch im Verlauf der folgenden Jahre durch Gnadenbeweise der mannigfachsten Art. Schliesslich, am 7. August 1687, erhielt sie den Namen S. R. I. Academia Caesarea-Leopoldina und im Anschluss daran eine Menge der weitgehendsten Rechte und Privilegien, wie sie sonst nur den allerbedeutendsten Einrichtungen des Reiches zu Theil werden. Für den hohen Werth ihrer Leistungen spricht es, dass ein Werk von sechs Mitgliedern der Akademie, die „Historia morborum, qui annis 1699—1702 Vratislaviae grassati sunt," im J. 1746 von Bousquet in Genf und Lausanne herausgegeben und von keinem Geringeren als Alb. Haller mit einer Vorrede versehen wurde. Ein skeptischer Geist durchweht dieses Werk und geht in einem der angehängten Traktate „de experientia" § 5 soweit, faktische Curiositäten, wie Blut- und Steinregen, als Fabel anzusehen. Ein Blick in die Geschichte der Akademie giebt uns also ein beredtes Zeugniss dafür ab, wie viel wir dem Breslauer Physikus Sachs von Löwenheim schulden, wie fruchtbringend seine Thätigkeit gewesen. Er hat sich damit unzweifelhaft und für alle Zeiten ein Denkmal gesetzt*).

---

*) Academiae Naturae Curiosorum historia ab ejusdem praeside Büchnero Halae Magdeb. S. 755 p. 464 et index.

Matthäus Gottfried Purmann

stammt aus Lüben in Niederschlesien, wo er kurz nach dem Ende des 30 jährigen Krieges, im April 1649, als Sohn des Bürgermeisters und fürstlichen Land-Hof-Richters Michael Purmann geboren wurde. In Gross Glogau erlernte er die Wundarzneikunst bei Paul Rumpelt und begab sich nach vollendeter Lehre zu Balthasar Kaufmann in Frankfurt a. O., mit dem er auch nach Cüstrin übersiedelte. Er ging dann einige Zeit nach Leipzig, Wittenberg und wieder nach Frankfurt a. O. Da er keine ihm zusagende Stellung fand, trat er im Jahre 1668 in den Kurbrandenburgischen Militärdienst und machte die Feldzüge des grossen Kurfürsten gegen Frankreich und Schweden als Compagnie- und später als Regimentschirurgus bis zum Jahre 1679 mit. Im Anfange des zweiten Raubkrieges Ludwig's XIV. kämpfte sein Regiment in Westphalen und am Rhein, dann marschirte es 1675 gegen die in die Mark eingefallenen Schweden und Purmann machte nun alle Feldzüge in Pommern bis zum Friedensschlusse von St. Germain en Laye mit, worauf er 1679 auf vielfältiges Begehren seine Entlassung aus dem Militärdienst erlangte. Die Erfahrungen seiner 12jährigen Dienstzeit legte er in dem 1680 zum ersten Male erschienenen Buche: „Der rechte und wahrhaftige Feldscherer" nieder, dessen Brauchbarkeit vier Uebersetzungen in fremde Sprachen bezeugen. Es erschien sogar 1687 zu Minden, bei Johann Heudorn, ein Nachdruck unter dem Titel: „Der vollkommene und wohlerfahrene Wundarzt angeblich aus der holländischen Sprach in Teutsch übergesetzet," natürlich ohne den Namen des Verfassers. Fortan angewiesen, sich einen bürgerlichen Nahrungszweig zu suchen, liess er sich in Halberstadt, wo er früher längere Zeit in Quartier gelegen und auch sein Herz hatte hängen lassen, als Barbier und Chirurgus nieder und gewann dort schnell solches Ansehen, dass er bei dem Ausbruch der Pest daselbst im Juli 1681 als Ober-Pest-Chirurgus angestellt wurde, in welcher Stellung er bis zum Ende des nächsten Jahres verblieb. Er veröffentlichte damals auf Befehl der kurbrandenburgischen Regierung zu Halberstadt eine „Pestanweisung", die eben-

falls nachgedruckt wurde. Daneben schrieb er ein ausführlicheres Buch unter dem Titel: „Der aufrichtige und erfahrene Pest-Barbierer", worin er vielfältig auf seine Halberstädter Erfahrungen Bezug nimmt. Er wäre beinahe selber ein Opfer der Seuche geworden. Erst nachdem er seine amtliche Stellung als Pestchirurg aufgegeben, konnte er an die Vollendung eines schon früher begonnenen grossen Werkes herangehen, welches als „Chirurgischer Lorbeer Krantz oder Wund-Artzney in drei Theil und 86 Capittel abgetheilet" 1684 in Halberstadt erschien und die Summe seiner Erfahrungen zog. Er muss schon damals Verbindungen mit Breslau, der Hauptstadt seines Vaterlandes, gehabt haben, denn er widmet das Buch dem Breslauer Rath und siedelte im nächsten Frühjahr 1685 nach Breslau über, wo er die Barbier-Offizin des Raphael Nürnberger, welche durch den Tod des Besitzers frei geworden, käuflich erwirbt. Auch der Breslauer Rath wusste bald seine Tüchtigkeit zu schätzen, er ernannte ihn 1686 zum Garnison-Chirurg und 1690 am 3. Mai zum Stadtarzt am Allerheiligen-Hospital. Hier in Breslau wirkte er nun noch 21 Jahre in eifrigem praktischem Dienst, wie auch in fruchtbarer literarischer Thätigkeit. In der letzteren bekundet er sowohl eine hervorragende Fähigkeit, die eigenen Beobachtungen und Erfahrungen geschickt und belehrend darzustellen, wie auch eine grosse Belesenheit in der medicinischen Literatur, sogar der fremden Völker, und eine warme Begeisterung für seine Kunst, so dass er nicht nur als ein routinirter Praktiker, sondern auch als ein wissenschaftlicher Kopf erscheint. Zuerst veröffentlichte er 1687: „Fünf und zwanzig Sonder- und wunderbare Schusswunden Curen", welche er 1693 auf 50 vermehrte, wieder herausgab, und die 1721 noch einmal aufgelegt wurden.

In hohem Grade offenbart sich hierin seine chirurgische Kunstfertigkeit. Oft genug kann man bei Erzählung der zahlreichen schweren Verletzungen, welche Purmann bei den Belagerungen der pommerschen Städte Anclam, Wolgast, Demmin und Stettin zu sehen Gelegenheit hatte, die Kühnheit bewundern, mit der er die Behandlung dieser Verletzungen leitete. Ein durchaus selbständiger Geist, voll der trefflichsten Ideen, liess ihn zu den erstaunlichsten Resultaten gelangen. Besonders hervorzuheben ist die Thatsache, dass Purmann mit aller Entschiedenheit die damals viel verbreitete Anschauung von der Vergiftung der Schusswunden bekämpfte.

Im Jahre 1690 gab er eine neue Auflage des Feldscheerers heraus, um einen fünften Theil vermehrt. Das Buch fand solchen Anklang, dass im Jahre 1721 die sechste Ausfertigung nebst Beifügung des Pest-Barbiers erschien. Auch erfolgte schon 1692 eine neue, auf 127 Capitel vermehrte und umgearbeitete Auflage des Lorbeerkrantzes oder Wundarzney in einem stattlichen Quart-

bande von mehr als 1000 Seiten mit häufiger Bezugnahme auf die in den letzten Jahren in Breslau beobachteten Fälle.

Diese Arbeit können wir gewissermassen als sein wissenschaftliches Testament betrachten. „Auf jeder Seite seines ‚Lorbeerkranzes‘ machen wir“, meint Herr Dr. Partsch, Privatdocent und consultirender Wundarzt am israelitischen Hospital, „die Wahrnehmung, dass man es in Purmann mit einem durch und durch medicinisch gebildeten, mit der Literatur seiner Zeit wohl bekannten, für seine Kunst begeisterten Wundarzt zu thun habe, der nicht nur an sich selbst, sondern auch an jedes Mitglied seiner Zunft hohe Anforderungen stellte.“ „Es ist zu beklagen,“ so schreibt er, „dass viele Lehrschüler und Gesellen in der Wundarzneikunst so unwissend und allein mit nichtswürdigen Dingen bemüht sind. Unter allen Künsten, die gelernt werden, ist keine vortrefflicher, als die Chirurgie. Das Subjectum anderer Künstler ist Eisen, Holz und Steine und dergleichen, der Chirurgie aber der menschliche Leib, der von dem Höchsten so zierlich gebaut ist, dass er Niemand, auch im geringsten Theile, zur Genüge bekannt worden, und daher sollten sich Alle, welche sich der Chirurgie befleissigen wollen, nicht mit Flöten, Geigen, Lauten und anderem Saitenspiel, wie es meist bei ihnen gewöhnlich ist, sondern in der Anatomie bemühen, dann würden sie in 1000 Fällen nicht allein den Kranken helfen, sondern auch sich selbst grosse Ehre einlegen.“

In demselben Jahre 1682 veröffentlichte er ferner einen „Ausführlichen Unterricht und Anweisung, Wie die Salivation-Kur Nach allen Umbständen und Vortheilen aufs beste und sicherste vorzunehmen.“ Eine zweite Auflage dieses Werkes erschien 1728. Die reichen Erfahrungen, die er in seiner Stellung an dem grossen Breslauer Hospitale zu machen Gelegenheit hatte, veranlassten noch 1694 die Chirurgia curiosa und 1710 die Curiosen Chirurgischen Observationes. Die Herausgabe des letzteren Buches war durch seine vielseitige Beschäftigung in den Hospitälern, so wie durch andauernde Kränklichkeit — er litt an Hüftweh — lange verzögert worden, und er hatte sie schon seinem in Halle Medicin studirenden Sohne Gottfried Purmann vorbehalten, doch entschloss er sich auf vieles Zureden seiner Freunde, als er sich wieder einmal wohl fühlte, sie noch selbst in Druck zu geben. Den 27. Mai des nächsten Jahres setzte der Tod seinem fleissigen Leben im 63. Jahre ein Ziel.

Diese Angaben sind seinen eigenen Werken entnommen, wobei indess zu bemerken ist, dass die Daten sich zuweilen widersprechen. Das Todes-Datum stammt aus dem städtischen Todtenbuch von 1711. Dasselbe giebt Abzehrung als Todesursache an.

Johann Christian Kundmann.

An der Schwelle der Neuzeit steht Johann Christian Kundmann, Dr. der Medicin und praktischer Arzt in seiner Vaterstadt Breslau Mitglied der römisch kaiserlichen Reichsakademie der Naturforscher. Unter seinen Ahnen, die wir bis in das fünfzehnte Jahrhundert zurück verfolgen können, ist Ulrich Kundmann, Rathsherr und Baudirector zu Kostnitz, der Erfinder einer später privilegirten Holz-Sparkunst, von einiger Bedeutung. Dieser gilt als der Gründer der in vielfachen Zweigen über ganz Deutschland ausgebreiteten Familie.

Der Urgrossvater des Dr. Kundmann, dessen Biographie hier folgt, ist Sylvester Kundmann, welcher Anfang des 17. Jahrhunderts als Leibarzt des Kurfürsten von Sachsen fungirte. Sein Erbe, Johann, Pastor in Thüringen, besass zwei Söhne, von denen der jüngere, Johann Samuel, Wachtmeister, Lieutenant und Aeltester der Destillatorum in Breslau, der Vater unseres Johann Christian Kundmann ist. Letzterer wurde am 26. October 1684 als ältestes unter acht Kindern in Breslau geboren. Ihm wurde im elterlichen Hause eine vorzügliche Erziehung zu Theil. Sowohl durch Privatunterricht, als durch den Besuch des Gymnasiums zu St. Magdalena, an welchem damals eine Reihe ausgezeichneter Gelehrten und Pädagogen, wie Titius und Pohl, Christian Gryphius und Caspar Neumann docirten, schuf er ein sicheres Fundament für seine wissenschaftliche Ausbildung. Auf dieser Anstalt weilte er zehn Jahre von 1695—1705. Seine Eltern hätten ihn gern, wie berichtet wird, für das Handelsfach bestimmt, waren jedoch verständig genug, von ihrem Vorhaben abzustehen, als sie einsahen, dass ihres Sohnes Sinn sich ausschliesslich naturwissenschaftlichen und anatomischen Studien zuwandte, dass ihm nichts grösseres Vergnügen gewährte, als der Versuch, die zahllosen Wunder der Natur zu erforschen. In diesen Bestrebungen unterstützte ihn aufs Bereitwilligste der spätere Frankfurter Professor Riessmann. 1705 bezog er die Universität Frankfurt an der Oder, wandte sich aber bald darauf nach Halle. Hier erschloss sich für

ihn ein weiteres Feld der Thätigkeit. Halle galt zu dieser Zeit gewissermassen als die Centralstation des medicinischen Lebens, als der Mittelpunkt der fortschrittlichen Entwickelung der Medicin, in welchem die Fäden des weit verzweigten Gebiets zusammenliefen, wo Männer wie Fr. Hoffmann und Stahl, die Begründer der bedeutendsten medicinischen Schulen, wirkten und, als natürliche Folge, eine zahllose Zuhörerschaft in ihren Bannkreis zogen.

Was Kundmann von jeher so sehnlichst herbeigewünscht, durfte er jetzt verwirklichen. Nächst Hoffmann und Stahl hörte er noch die hervorragendsten Vertreter der anderen Facultäten. Gundling unterrichtete ihn in der Geschichte, er wie sein College Anton Volkmann aus Liegnitz ein eifriger Förderer der Urgeschichte seines engeren Vaterlandes (cfr. Dr. Kurniks Vortrag im hiesigen Humboldt-Verein, 9. Jahresbericht, Seite 3), Thomasius in der Philosophie, und sein berühmter Landsmann, Freiherr Christian von Wolf, der erst seit Kurzem sich in Halle aufhielt, in der Mathematik. Es war vorauszusehen, dass Kundmann, der wie wenige mit strengstem Ernst sich seiner Aufgabe unterzog, die entsprechenden Examina mit Glanz und Auszeichnung bestehen würde. Im Besitze vorzüglicher Zeugnisse beschloss Kundmann, bevor er in's praktische Leben übertrat, durch ausgedehnte Reisen in ihm bisher unbekannte Gegenden neue Anregungen und Erfahrungen zu sammeln, und zwar wandte er sich zunächst nach dem nordwestlichen Deutschland und nach Holland. Er zeigte ein wunderbares Interesse für Alles, was nur irgend merkwürdig erschien; er besuchte Berg-Hüttenwerke im Harz sowohl, wie im Mansfeldischen und verfolgte mit grosser Aufmerksamkeit alle Naturwunder, die sich ihm unterwegs darboten, war jedoch nicht minder entzückt, wenn es galt, seltene literarische Producte, wie z. B. Luthers Manuscripte in Eisleben, in Augenschein zu nehmen. Holland zog ihn insbesondere an. Hier fand sich für ihn Gelegenheit, eine Anzahl hochbedeutender Gelehrten wie Commelin, Ruysch, Rau, Bidloo, Leeuwenhoek und Helvetius persönlich kennen zu lernen, während das Land selbst von Sehenswerthem und Eigenthümlichkeiten förmlich wimmelte, so dass er nicht genug Zeit hatte, den ungeheuren Stoff ganz kennen zu lernen.

Nachdem er sich schöne Sammlungen angelegt, kehrte er, von dem Erfolg seiner Reise voll befriedigt, wiederum nach Halle zurück. Am 25. September 1708 promovirte er daselbst auf Grund seiner Inauguraldissertation „de regimine", an welche sein Freund und Lehrer Stahl ein „propempticum sistens historiam pathologicam affectuum cum coxarum dolore symbolizantium Hippocraticam", verbunden mit einer Biographie Kundmanns, angeschlossen, zum Doctor Medicinae. Nun wandte sich Kundmann nach seiner Vaterstadt Breslau um hier

praktisch und literarisch thätig zu sein. Sein reger Geist verweilte nicht allein bei der Medicin und den ihr verwandten Wissenschaften, vielmehr beschäftigte er sich, der Eigenthümlichkeit seiner Zeit Folge leistend, mit den verschiedenartigsten Gebieten, und immer war es gerade das Merkwürdige, Seltsame und Geheimnissvolle, dem er mit wunderbar glücklichem Spürsinn nachging, das ihm besonderes Vergnügen zu bereiten schien. In solcher Sphäre fühlte er sich glücklich, hier erwarb er sich auch die grössten Verdienste. Mit theologischen und philosophischen Schriften trat er zuerst vor das Forum der Oeffentlichkeit. Noch als Student 1704 veröffentlichte er „Gesammelte Abendmahlsbetrachtungen", und als junger Arzt, im Jahre 1715, schrieb er eine „Abhandlung von dem Verstande des Menschen vor und nach dem Falle", eine ebenso geistvolle als gelehrte tief wissenschaftliche Arbeit, in der er, auf seinen theologischen, philosophischen und medicinischen Kenntnissen fussend, die Ehre seines Lehrmeisters Stahl durch Vertheidigung einer von ihm aufgestellten Theorie zu retten sich bemüht. Diese Schrift erschien 1720 in zweiter bedeutend verbesserter Auflage. Seine Thätigkeit gewann an allgemeinerem Interesse, als er 1717 zusammen mit den beiden Breslauer Aerzten Kanold und Brunschwitz eine wissenschaftliche Zeitschrift redigirte, betitelt: „Sammlung von Natur- und Medicin-Geschichten wie auch hierzu gehörigen Kunst- und Literaturgeschichten, so sich in Schlesien und andern Ländern begaben."

Als Motiv wurde in der Einleitung kundgegeben, „darin aufzuzeichnen, was in den einzelnen Jahren in physikalisch-medicinischen Dingen Neues geschehen sei supra et infra lunaria", ein ebenso interessantes als nützliches Gebiet, das, weil man es bisher stiefmütterlich zu behandeln pflegte, in diesem neuen Rahmen die Aufmerksamkeit der Gebildeten erregen musste, dem Werkchen also eine günstige Prognose zu sichern versprach.

Gewiss hätten es sich die Verfasser nicht träumen lassen, dass daraus das hellleuchtende Licht einer neu entstandenen Wissenschaft seinen Glanz weithin verbreiten, dass ihr einst sämmtliche, so ungeheuer mannigfaltige Zweige menschlichen Wissens und Könnens unterthan werden würden, wir meinen die Statistik, insbesondere die Medicinalstatistik. Dies giebt uns Veranlassung, die Schrift etwas näher in Augenschein zu nehmen. Sie zerfällt in 6 Abtheilungen. Nebst der Geburts- und Mortalitätsstatistik, des für uns wichtigsten Abschnittes, sind darin meteorologische Notizen, Untersuchungen über klimatische Einflüsse und Ackerbauangelegenheiten, Capitel aus der eigentlichen Medicin und den ihr verwandten Gebieten, Erfindungen und Entdeckungen, sowie die einschlägige Literatur enthalten. Der Verfasser der statistischen Tabellen ist zweifellos Kundmann. Von der

Ansicht ausgehend, dass eine geregelte Handhabung in der Veröffentlichung der Zahl der Geborenen und Gestorbenen, insbesondere der Krankheiten, denen der Einzelne erlegen, vielfach Aufklärung über die Gesundheits- resp. Morbiditätsverhältnisse der betreffenden Ortschaften schaffen würde, stellt er ziemlich genaue statistische Listen zunächst über die Mortalität grösserer Städte wie Breslau, Wien, Dresden, London u. s. w., soweit ihm das Material zur Hand war, auf, vermochte jedoch in Folge der Unvollständigkeit mehr nur eine Anregung als ein Musterbild für ähnliche Bearbeitungen zu geben. Aber gerade in der grundlegenden Idee solcher statistischen Zusammenstellungen, welche der Statistik als Wissenschaft die Wege geebnet, liegt Kundmanns Hauptverdienst*).

Der berühmte Süssmilch war der Erste, der aus dieser Zeitschrift Nutzen zog; hat er doch sogar das gesammte, oben genannte Zahlenmaterial der Kundmann'schen Arbeit wörtlich entlehnt, ohne sich auf die Quelle zu berufen. Kundmann hat die Breslauer Listen bis zum Jahre 1724 fortgeführt; von 1725 an übernahm Kanold selbstständig das Journal, 1726 ging dasselbe auf E. A. Büchner über.

In zweiter Reihe beschäftigten ihn (fast das ganze Leben hindurch) numismatische Studien, welche mehrere interessante Arbeiten in's Leben riefen. Aber auch jeder andere Gegenstand, der sich nur durch Seltsamkeit und Merkwürdigkeit auszeichnete, erweckte sein lebhaftes Interesse und keine Mühe war für ihn, wie schon erwähnt, gross genug, wenn es sich darum handelte, seine Naturaliensammlung von Neuem zu bereichern. Den Reigen der zu dieser Kategorie gehörigen Werke eröffnete der 1726 herausgegebene Katalog der Breslauer Sehenswürdigkeiten unter Hervorhebung seiner eigenen Sammlungen. In schneller Aufeinanderfolge erschienen nun eine Anzahl numismatischer Werke.

Wir erwähnen unter ihnen als die wichtigsten: „Nummi singulares", in denen er „sonderbahre Thaler und Müntzen, so oft wegen einer kleinen Marque oder kuriösen Historie oder fabelhaften Mährgen von den Müntzliebhabern hochgeschätzt werden," einer kritischen Prüfung unterwirft. „Nummi Jubilaei", eine seinen Eltern anlässlich der Feier ihrer goldenen Hochzeit gewidmete Festschrift, sowie „Silesii in nummis" als Fortsetzung der Dewerdeckschen „Silesia numismatica," ein sowohl wegen seiner äusserst detaillirten genealogischen Betrachtungen, als wegen der vorzüglichen, selten schön gelungenen

*) Indem wir auf unsere Arbeit „Daniel Gohl und Christian Kundmann" verweisen, können wir nicht umhin, zu gestehen, dass eigentlich von Gohl aus die allererste Idee, statistische Daten zu sammeln, ausgegangen, und dass er auch eine ähnliche Arbeit über Berliner Verhältnisse geschrieben, die sich aber nur auf ein Jahr erstreckte und im Allgemeinen auch unvollkommen ist.

Abbildungen allgemein bekanntes und geschätztes Werk, das noch heut für Medaillensammler massgebend ist. Mit Uebergehung seiner in der Zeitschrift „Germania literata vivens" oder „das jetzt lebende gelehrte Deutschland" niedergelegten biographischen Leistungen wenden wir uns seinem 1737 erschienenen bedeutungsvollsten Werke zu, welches die Ueberschrift führt „Rariora Naturae et Artis item in re medica" oder „ Seltenheiten der Natur und Kunst des Kundmann'schen Naturalienkabinets wie auch in der Arznei-Wissenschaft", aber noch bei weitem mehr liefert als der Titel verkündigt*). Von diesem in sechs besondere Abtheilungen geschiedenen Werke interessirt uns vor Allem das letzte Capitel, weil uns darin Kundmann von Neuem auf das wichtige Gebiet der Statistik hinweist und in seinen „Reflexiones über die Krankheits- und Todtenlisten mit medicinischen Anmerkungen" gewissermassen ein Facit seiner bisher gesammelten statistischen Erfahrungen unterbreitet, aus welchem ein gewaltiger Fortschritt unverkennbar hervorgeht. Wir erhalten in dieser Abhandlung Aufschluss über Populations-, Mortalitäts-, und Morbiditätsverhältnisse grösserer Städte, hauptsächlich Breslaus**), über ihre Ursachen und Wirkungen, hören auch noch manch vortreffliche Massregel zur Abänderung bestehender Ungehörigkeiten; überall leuchtet der medicinische Geist hervor, aufklärend und belehrend, kurz, es ist ein ganzer Schatz von Wissenswerthem, das sich hier vor unseren Augen entrollt, geeignet, weithin nutzbringend zu wirken.

Es erscheint natürlich, dass eine solch hervorragende wissenschaftliche Thätigkeit auch von der Welt Anerkennung finden musste. In der That wurde diese unserem Kundmann reichlich zu Theil.

---

*) Dass Kundmann in dieser Arbeit auch der Pest gedenkt und sich bemüht, Verhaltungsmassregeln festzustellen, mit denen man diese furchtbare Seuche am besten bekämpfen könne. darf uns durchaus nicht Wunder nehmen, war doch „die Pest" immer noch das Punctum saliens, das die Medicin am allermeisten beschäftigte.

**) Merkwürdiger Weise war keine unter so vielen geeigneter, der noch jungen statistischen Wissenschaft die rechten Wege für eine mächtige Entwickelung zu weisen, als gerade Breslau. Wie Kundmann mit der Medicinal-Statistik, so hat Dr. Caspar Neumann, Diaconus bei Maria Magdalena zu Breslau, ein halbes Jahrhundert vorher mit der Zusammenstellung der Geburten und Sterbefälle seiner Vaterstadt Breslau so zu sagen ein Gebiet in's Leben gerufen, das einen unschätzbaren Werth in sich fasst, weil auf Grund dessen das gesammte sociale Leben im Verlauf der folgenden Jahre eine äusserst vortheilhafte Umgestaltung erfahren. Nur mit Zuhilfenahme der Neumann'schen Tabellen, die uns aus den von Neumann an Justell übersandten Briefen bekannt geworden, vermochte der berühmte Londoner Mathematiker Edmund Halley die Wahrscheinlichkeit der Lebensdauer, einen für Versicherungen so wichtigen Punkt, zu berechnen und Tabellen zu schaffen, die für diese tief in das praktische Leben einschneidende Frage manch plausiblen Fingerzeig abgeben.

Ueber die Halleyschen Tafeln u. a. cfr. „Edmund Halley und Caspar Neumann, von Dr. J. Graetzer, Breslau. S. Schottlaender 1883."

Durch Diplom vom 7. Januar 1727 wählte ihn die Akademie der Naturae Curiosorum unter dem Namen Epimenides zu ihrem Mitgliede. Seine Mitbürger, voran seine ärztlichen Collegen, empfanden es mit Stolz, seinen Umgang zu geniessen, weit über die engen Grenzen seiner Vaterstadt hinaus verbreitete sich der Ruf seiner Gelehrsamkeit, und die bedeutendsten Gelehrten traten mit ihm in Correspondenz, so dass sich das Leben für ihn recht angenehm gestaltete. Inmitten dieser beglückenden Thätigkeit, im Jahre 1750, verfiel er in eine Krankheit, von der er nicht mehr genesen sollte. Noch ein volles Jahr vermochte er sich schwerleidend hinzuschleppen. Am 11. Mai 1751, im 67. Lebensjahre, ereilte ihn der Tod.

Kundmanns Schriften:

Disput. Inaug. de Regimine. Praes. G. E. Stahlio. Halae. 1708. acced. G. Stahlii propempt. sistens historiam pathologicam affectuum cum coxarum dolore symbolizantium Hippocraticam.

Abhandlung von dem Verstande des Menschen vor und nach dem Falle. Bauzen 1716.

Sammlung von Natur- und Medicingeschichten, wie auch hierzu gehörigen Kunst- und Literaturgeschichten, so sich in Schlesien und anderen Ländern begeben. Unter Mitwirkung von Kanold und Brunschwitz. Breslau 1717.

Promptuarium rerum naturalium et artificialium Vratislaviense, praecipue quas collegit I. C. K. etc. Vratisl. 1726.

Nummi singulares oder sonderbare Thaler und Münzen, so oft wegen einer kleinen Marque oder theils curiösen Historie, theils fabelhaften Mährgen von den Münzliebhabern hochgeschätzt und deswegen in Münzcabinetten vor andern aufbehalten werden. Breslau 1731.

Nummi Jubilaei oder Jubel-Schaustücke, so nach fünfzigjähriger Hochfürstlicher Regierung, nach eben so lange geführten wichtigen Amtswürden, insonderheit auf Hochzeit Jubilaea zum Vorschein gekommen, nebst dem hierbei veranstalteten Jubel-Gedächtniss als der andere Theil der sonderbaren Münzen. Breslau 1733.

Rariora naturae et artis item in re medica, oder Seltenheit der Natur und Kunst des Kundmann'schen Naturaliencabinets, wie auch in der Arzneiwissenschaft. Breslau und Leipzig. 1737.

Silesii in nummis oder berühmte Schlesier in Münzen, welche durch grosse Heldenthaten, durch hohe und wichtige Amtswürden, oder durch Gelehrsamkeit und Schriften ihren Namen unvergesslich gemacht. Breslau 1738.

Academiae et scholae Germaniae, praecipue ducatus Silesiae, cum Bibliothecis in nummis, oder die hohen und niederen Schulen Deutschlands, besonders des Herzogthums Schlesien, mit ihren Büchervorräthen in Münzen, wie andere ehemals und itzo wohleingerichtete Schulen dieses Herzogthums, dann ein Anhang alter rarer goldener Münzen, so bei Grundgrabung des Hospitalgebäudes zu Januar 1726 gefunden worden, beigefügt. Breslau 1741.

Die Heimsuchungen Gottes im Zorn und Gnade über das Herzogthum Schlesien in Münzen. Liegnitz 1742.

Von einer zu edirenden Historie der Gelehrten in Münzen, wie auch von denen allbereits dem Druck überlassenen und, so Gott will, noch nachfolgenden Schriften D. I. C. K. etc. Liegnitz 1742.

Quellen.

Dr. Friedrich Börners „Nachrichten von vornehmsten Lebensumständen und Schriften jetzt lebender berühmter Aerzte und Naturforscher in und um Deutschland“ I. Band Wolfenbüttel 1749.

Biographisches Lexikon der hervorragendsten Aerzte aller Zeiten und Völker. Herausgegeben von Dr. August Hirsch, Professor der Medicin zu Berlin. III. Band Seite 571. Wien u. Leipzig 1886.

Dr. J. Graetzer „Daniel Gohl und Christian Kundmann“ zur Geschichte der Medicinal-Statistik. Breslau 1884.

Joh. Sigmund Hahn.

In der Geschichte der Medicin ist es wohl eine allgemein anerkannte Thatsache, dass die moderne Ausbildung der Kaltwasserheilkunde ihre wesentliche Anregung in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts durch die erfolgreichen Kaltwasserkuren des schlesischen Bauernsohnes, Vincenz Priesznitz aus Gräfenberg (1799—1852), empfing und von ihm, der zuerst diese Curen in seiner zu Gräfenberg gegründeten Anstalt machte, ihren Ausgang nahm. Die wissenschaftliche, methodische Entwicklung stützte sich auf erweiterte Erfahrungen oder neue Entdeckungen in der Chemie, Physiologie und Pathologie, von denen Priesznitz selbst, als Laie in der Medicin, gar zu wenig wusste. Winternitz („Hydrotherapie" S. 60) ist demgemäss zu der Annahme geneigt, dass Priesznitz als „originell denkender Kopf," selbständig zu seiner Methode gelangt sei, welche schon 100 Jahre vorher in ähnlicher Weise von dem englischen Geistlichen Hancoke empfohlen worden war. („Febrifugum magnum or Common Water the best cure of fevers" 1723, cf. Winternitz S. 42.) Dass Priesznitz in der medicinischen Literatur selbst seines Faches wenig bewandert war, wissen wir durch seine Biographen*); es ist uns auch nicht überliefert, welche Bücher er gelesen hat**). Vielleicht gehörte zu diesen das Werk über die Wasserheilkunde, das im Jahre 1738 der zu früh vergessene Landsmann des Priesznitz, Dr. Joh. Sigmund Hahn, Stadtarzt zu Schweidnitz, verfasste. Dieser tüchtige Arzt hatte seiner

*) Cf. E. M. Selinger: Vincenz Priesznitz, S. 16. — Wurzbach: Biograph. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. XXIII, S. 291.

**) Dass Pr. lesen konnte, ist nach den in der vorhergehenden Note angeführten Stellen als sicher anzunehmen; dazu kommt Selinger V. Pr., S. 144. Die entgegengesetzte Behauptung Pagels in der „Allgem. Deutsch. Biographie" Bd. XXVI, S. 289/90 beruht wohl auf irrthümlicher Auffassung der von Priesznitz berichteten Aeusserung: „Hätte ich meinen Vater nicht elf Jahre herumführen müssen, so würde ich in der Schule wenigstens ordentlich lesen und schreiben gelernt haben." Cf. Neuer Nekrolog der Deutschen, Bd. 29, II, S. 896. — Einen regelmässigen Schulunterricht genoss er nicht, cf. Selinger l. c. S. 4; erst später muss er es zur Fertigkeit im Lesen gebracht haben.

Zeit, wie später Priesznitz, ausserordentliche Erfolge mit seinen Kaltwassercuren erreicht, die seinen Namen auch über die Grenzen seiner Heimat weit hinaustrugen; überlegen war er Priesznitz an Vorkenntnissen und Belesenheit auf dem Gebiete der Medicin in Folge seines Studiums sowie durch die wissenschaftliche Begründung seines Heilverfahrens in verschiedenen Krankheiten. Solch eine Persönlichkeit verdient es wohl, besonders an dieser Stelle, dass ihr Leben und Wirken der Vergessenheit entrissen werde.

Hahn wurde zur Beschäftigung mit der Wasserheilkunde durch die Thätigkeit seines eigenen Vaters, Sigmund Hahn, hingeleitet*), der, etwa gleichzeitig mit dem berühmten Arzt und Schriftsteller Friedrich Hoffmann, dem Führer der mechanisch-dynamischen Schule und Hallenser Universitätsprofessor (s. Winternitz, l. c. S. 45, 46), den Gebrauch des kalten Wassers in fast allen Krankheiten eindringlich empfahl und dasselbe, nachdem er dessen vortreffliche Wirkungen zum Theil an seinem eigenen Körper erprobt hatte (S. 13 seines „Alt-Kalt-Bad- und Trincken"), in seiner ausgedehnten Praxis in und ausserhalb seiner Vaterstadt Schweidnitz, als einer der ersten in Deutschland, mit grösstem Nutzen für die leidende Menschheit verwandte. Ein reiches Material an Erfahrungen und Beobachtungen, gesammelt während einer fünfzigjährigen ärztlichen Thätigkeit, konnte er, der mit den einschlägigen Arbeiten der bedeutendsten Autoren (Boerhaave, Chirac, Smith, Floyer u. a.) vertraut war, seinem Sohne für dessen literarisch-wissenschaftliche Thätigkeit zur Verfügung stellen. In seiner „Psychroluposia jam renovata", welche er, 1738, gelegentlich seines 50jährigen Doctor-Jubiläums in deutscher Uebersetzung als „Wiederaufgewärmt Alt-Kalt-Bad- und Trincken" herausgab, erzählt uns der ältere Hahn, wie er schon als junger Doctor (S. 8, Text und Anmerkung) — 1688 hatte er in Leyden promovirt — sich der Wasserheilkunde mit Eifer zuwandte und ihr, wie sehr er auch in seiner Heimat verspottet und angegriffen wurde, treu blieb; wie er besonders die bei Fieberkranken bisher angewandten Medicamente (S. 9): Essenzen, Tincturen u. s. w., untersucht und deren Schädlichkeit erkannt habe. So kam er darauf, in solchen Krankheiten mit „lufftigem Verhalten, kühlem Trincken und Waschen" (S. 12 u. S. 5 § 3) von Erfolg gekrönte Versuche zu machen. „Ich hab," so sagt er an einer Stelle, „ohne ruhmräthig mich bei meiner 50jährigen Praxis aufzuführen, Ehre genung in entlegnern Ländern**)

---

*) Er war der jüngere Sohn des Pastors Gottfried Hahn, geboren 1664, da er sich in seinem Werke, das 1738 erschien, als 74 Jahr alt angiebt (S. 17).

**) Er bekleidete eine Zeitlang die Stelle eines Leibarztes bei dem Thronfolger Polens Jakob Sobieski. Cf. Biograph. Lexikon der hervorrag. Aerzte. Bd. III, S. 17.

und hiesigen Fürstenthümern gehabt. Exempli Gratia: Ich bin in einem eintzigen Winter auf dem Schlitten fünfmahl in die grösste Stadt Schlesiens zur Conferentz gereiset.“ — Er erlebte auch die grosse Freude, seinen älteren Sohn, den Breslauer Oberarzt und Decan des Collegium Med. et Sanit., Johann Gottfried Hahn*), der im Jahre 1737 während der Typhus-Epidemie schwer erkrankte und hoffnungslos darniederlag, durch seine Wasserkur vom Tode zu erretten; so berichten uns der erkrankte Sohn selbst und dessen Bruder (cf. Winternitz Hydrother., S. 47 und Joh. Sigm. Hahn, „Unterricht von Kraft und Wirkung“, S. 38 der I. Auflage). Als der Vater im Jahre 1742 im Alter von 78 Jahren starb (s. Biograph. Lexikon Bd. III, S. 17), hatten beide Söhne sich bereits ein grosses Ansehen in der Aerzte- und Laienwelt verschafft und der jüngere von ihnen, Joh. Sigmund, auf demselben Gebiet, auf dem der Vater thätig gewesen war, als praktischer Arzt und Schriftsteller Bedeutendes geleistet.

Joh. Sigmund Hahn erblickte zu Schweidnitz im Jahre 1696 das Licht der Welt, ein Jahr nachdem der Vater, vermählt mit Susanne Marie geb. Franz, das grosse Schweidnitzer Bürgerrecht erworben hatte**). Der jüngere Sohn wird wohl, wie der zwei Jahr ältere Joh. Gottfried, zunächst von Privatlehrern unterrichtet worden sein und dann erst die evangelische Stadtschule besucht haben (Allgem. Encyklop. der Wissensch. u. Künste. Sectio II, P. 1, S. 186), bis er die Universität Leipzig aufsuchte, um daselbst Medicin zu studiren. Wann er sich als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt niederliess, ist nicht bekannt. Mit derselben Energie, wie der Vater, bekämpfte er die alten, eingewurzelten Vorurtheile von der Schädlichkeit des kalten Wassers für Gesunde und Kranke, sei es innerlich oder sei es äusserlich gebraucht (cf. Winternitz S. 47). Ein Denkmal kindlicher Liebe und Verehrung setzte er dem Vater in der Vorrede

---

*) Joh. Gottfr. Hahn war im Jahre 1694 geboren, besuchte die Universität Leipzig, an der er 1717 promovirte; 1731 wurde er zum Mitglied der Kaiserl. Akademie der Naturforscher ernannt. Friedrich II machte ihn 1745 zum Dekan des Collegii Medic. et San. in Breslau, wo sich H. niedergelassen hatte, und verlieh ihm den Titel „Hofrath“, 1748 auch den Adel; 1753 starb er. Ob er selbst die Wassercur oft angewandt hat, ist uns nicht bekannt, er war schriftstellerisch thätig. Cf. Allgem. Encyclop. der Wiss. und Künste. Sectio II, Pars 1, S. 186 u. 187.

**) Diese Nachricht verdanke ich einer archivalischen Mittheilung des Stadraths Caspari in Schweidnitz. — In den Schles. Provinzialblättern. Bd. 130, St. 12, S. 501 wird von Rob. Stetten die Inschrift von v. Hahns Denkmal bekannt gemacht. Hier wird als Mutter angegeben: Cathar. Sophie geb. Grass. Nachkommen v. Hahn's sind die Dichterin Agnes Franz und die Gattin des Anatoms Mich. Morgenbesser. cf. S. 87 dieses Werkes.

seines demselben gewidmeten Werkes über „die Kraft und Wirkung des frischen Wassers," das zugleich mit dem Werke des Vaters im Jahre 1738 veröffentlicht wurde. Der Einfluss Hahns in der Stadt Schweidnitz und sein Ansehen muss ganz bedeutend gewesen sein; ein curioses Factum aus der Geschichte der Stadt in diesen Jahren beweist es uns zunächst: Im Anfang der vierziger Jahre des XVIII. Jahrhunderts, als die Stadt durch die ersten schlesischen Kriege an Preussen gekommen war, klagte die Communalbehörde darüber, dass der Bierconsum in den vornehmen Familien durch die Schuld der Aerzte zurückgegangen sei, da man „sich mehr an das Wasser halte". (Cf. Schmidt: Geschichte der Stadt Schweidnitz. Bd. II, S. 254). Die Stadt aber erkannte die Verdienste und den Werth dieses Mannes bald an. Im Jahre 1750 wurde er zum Oberkirchenvorsteher an der evangelischen Friedenskirche, an der schon Vorfahren Joh. Sigmunds als Seelsorger gewirkt hatten, erwählt*). In diesem Amte befindlich, verfasste Hahn, als im Jahre 1752 das hundertjährige Bestehen der erwähnten Kirche festlich begangen wurde, das in französischer Sprache abgefasste Begleitschreiben für die zu Ehren des Tages gestiftete und an Friedrich II. gesandte goldne Jubelmedaille**). Die ehrendste Anerkennung fand Hahn im Jahre 1755 bei Erledigung der Stadt-Physikatsstelle durch den Tod des bisherigen Inhabers. Der Magistrat brachte Hahn anbetracht „der ihm beiwohnenden Wissenschaft und Praxi Medica" in Vorschlag für diese Stelle bei dem Breslauer Collegium Med. et Sanitat., ohne dass eine Meldung Hahns zu diesem Posten vorlag. Das Collegium verschloss sich den Vorzügen dieses Candidaten keineswegs, musste ihn aber, da er kein Physikatsexamen abgelegt hatte, abweisen. Nachdem er jedoch einen ihm aufgegebenen „Casus elaborirt", also eine Art Examen bestanden hatte, wurde er im Jahre 1756 in der Physikatsstelle bestätigt. Noch einmal begegnen wir Hahn in der Geschichte seiner Vaterstadt und zwar in einer schweren Zeit und in kritischer Lage. Als die Stadt im Jahre 1758 wieder in die Gewalt der Oesterreicher gelangt war, kam es zu einem Conflict zwischen Hahn als Oberkirchenvorsteher und dem Commandanten

---

*) Der Grossvater, Gottfr. Hahn d. Aeltere, war Diaconus an der evangel. Friedenskirche seit d. J. 1655; cf. Schmidt, S. 140 u. 209. — Der Oheim J. Sieg. Hahns, Gottfr. Hahn d. Jüngere, war Senior des evangel. Ministerii an derselben Kirche, hochangesehen als Prediger, machte sich um das protestantische Lyceum verdient und starb 1748, 86 Jahr alt. Cf. Schmidt, S. 215, 220, 249.

**) Cf. Schmidt, S. 250. — Dies über Hahn Gesagte beruht auf gütiger Mittheilung des Stadtraths Caspari in Schweidnitz, ebenso wie die oben folgende interessante Nachricht aus dem Leben Hahns.

General Thierheim*). Gegen das Verbot dieses hatte Hahn am Gründonnerstag die Kirchenglocken zu läuten befohlen, wurde zur Rechenschaft gezogen und in's Gefängniss abgeführt. Vor längerer Haft sicherte sich Hahn nur durch seine feierliche Erklärung, dass dieser Brauch den Evangelischen schon von dem Habsburger Karl VI. genehmigt worden sei. Am 27. Juli 1773 beschloss Hahn sein werkthätiges, erfolgreiches Leben im Alter von 77 Jahren (cf. Schlesische Provinzialblätter 1849. Bd. 130, S. 501).

Wenn Hahn im Gedächtniss der Nachwelt keinen oder nur einen winzigen Platz fand, so lag dies einmal wohl daran, dass sich „Charlatane der Sache bemächtigten und sie in Misscredit brachten"**), zweitens daran, dass sich unter den ihm Nahestehenden kein Pfleger seiner Lehren, kein Verbreiter seiner Anschauungen und Grundsätze fand. Seine Heimat und ihre Umgebung, wie Tannhausen, Charlottenbrunn u. a., haben daher von seinem und seines Vaters Wirken nicht jene materielle Förderung, nicht jene segensreichen Folgen erfahren, deren sich das bekannte, uns nahe Gräfenberg in Folge der Thätigkeit Priesznitz'***) bis auf die Gegenwart zu erfreuen hat. Wie der Name Hahns, so wurde auch sein Werk bis in den Anfang unseres Jahrhunderts vergessen.

Das Werk Joh. Sig. Hahns, welches im Jahre 1738 das erste Mal erschien und zu Lebzeiten des Verfassers bis zum Jahre 1764 noch drei neue Auflagen erfuhr, ist betitelt: „Unterricht von Kraft und Wirkung des frischen Wassers bei dessen innerlichem und äusserlichem Gebrauch." Da Hahn nicht nur für Aerzte, sondern vornehmlich für die Laienwelt schreiben wollte, so ist der Ton seines Buches meistens ein populärer, allgemein verständlicher, ohne dass der Verfasser in den oft polternden und unverständlichen Ton†), der

---

*) Cf. Schmidt, S. 267. — Dass das bei ihm Berichtete sich auf Hahn bezieht, beruht auf Mittheilung des Herrn Caspari.

**) Cf. Winternitz, S. 47. Er berichtet hier, dass sich der berühmte Leibchirurg Friedrichs d. Grossen, Theden, der Kaltwassercur nach Hahn'schen Grundsätzen bei den verschiedensten Leiden bediente.

***) Welch geringe Anerkennung Pr. grade bei bedeutenden Aerzten, die ihn in Gräfenberg aufsuchten, fand, bezeugt eine Bemerkung Griesingers im „Archiv für physiol. Heilk. II. Jahrgang, S. 467: „Ein schlesischer Bauer, der weiss, was man dem Publikum bieten darf, wendet die Dreistheit seiner Ochsentherapie keck auf Menschengesundheit an." — Als ich Wendt bei seiner Rückkehr aus Gräfenberg fragte, wie es ihm dort gefallen, meinte er: „Das Beste an dem ganzen Gräfenberg ist die schöne Tochter Priesznitz'" (später Frau von Ujhazy) u. a. ähnlich.

†) Winternitz sagt S. 47: „Der jüngere (Hahn) war es, der in Schriften (?), welche, in populärem Stil gehalten, viele Verbreitung fanden, das Wasser gegen alle Krankheiten und für Alle anrieth, ohne deswegen in den ordinären Ton und die polternde Exclusivität der Wasserfanatiker und Naturärzte zu verfallen, da ihm ärztliche Kenntnisse nicht abgingen." Letzteres ist zu wenig gesagt.

sich in der Arbeit des Vaters zeigt, fällt. Vom Anfang bis zum Ende haben wir es mit einem wissenschaftlichen Geiste zu thun, mit einem ernsten, von der Wichtigkeit der Sache erfüllten Mann. Nach einer kurzen, gedrängten Uebersicht über die physikalischen Eigenschaften des Wassers, der „Vorbereitung,“ zerlegt er seinen Stoff, wie schon im Titel präsumirt, in zwei Theile. Der erste handelt in fünf Capiteln von den Vorzügen des kalten Wassers bei innerlichem Gebrauch*). Dabei hat er stets neben den Kranken auch die Wohlfahrt der Gesunden im Auge und empfiehlt Beiden das frische Wasser zunächst, weil es alle schädlichen, scharfen Säfte mildert und die Hitze dämpft. Ein besonderes Capitel widmet er dem Nutzen des frischen Wassers bei chronischen Krankheiten, vor Allem der Wassersucht. Er schildert den pathologischen Zustand (S. 19), dann die Wirkungen, welche das in grösseren Quantitäten genossene Wasser hierbei auszuüben im Stande ist (vgl. Winternitz auf S. 161/162 über „methodisches Wassertrinken bei Hydropsieen“), und die Fälle, in denen eine heilsame Wirkung von demselben nicht mehr zu erwarten ist (S. 20). Er erklärt am Schlusse dieses letzten Capitels, dass er weit davon entfernt sei, zu glauben, dass nun damit alle Wassersüchtigen zu heilen seien**), oder dass das Wasser allein die ganze Cur verrichten könnte, „indem wir auch verschiedene andere bewährte Mittel haben, so wir hier oftmals mit gutem Nutzen anwenden mögen.“ (S. 23.) Auch für die äusserliche Verwendung von kaltem Wasser bei Wassersucht plaidirt Hahn in einem besonderen Capitel des zweiten Theiles und, wenn auch in unsrer Zeit diese Cur nicht in demselben Masse und in derselben Form, wie Hahn es will, angewandt wird, so findet sich doch bei Winternitz (S. 186, 291 und 292) noch die Empfehlung von Regenbädern oder feuchten Abreibungen in einer combinirten Methode bei Hydrops. Im zweiten, grösseren Theile führt H. in acht Capiteln aus, welche Bedeutung der äusserliche Kaltwassergebrauch für die Gesundheit der Menschen hat, indem er dabei seine Ansichten durch diejenigen eines Septalius, Bonnet, Verheyen, Smith, Sangez, Floyer u. A. stützt. Die Reinlichkeit der Haut werde am vollkommensten durch kaltes Wasser erreicht, welches zugleich überaus heilsam für dieselbe sei und vor schädlichen Ausschlägen und Entzündungen an den Körpertheilen schütze. Ganz besonders empfiehlt er, sich der Ansicht des Vaters anschliessend (§§ 5 und 6 im „Alt-Kalt-Bad- und Trincken“), die Kaltwasserverwendung bei allen mit Fieber verbundenen Krank-

*) Ich lege hier die erste Auflage des Werkes, 1738, zu Grunde. — Er stützt sich im ersten Theile auf die Werke Boerhaaves, Hoffmanns und Heimreichs und auf die „Mémoires de l'Académie des Sciences. 1701.

**) Wie ja heute bei manchen die Organe tiefer ergreifenden Formen der Hydrops.

heiten, wie heute bei Typhus (Cap. III); mit Hilfe des „Thermometrum Farenheitianum“ stellt er die Temperaturzunahme fest*) und verwendet nun, um Abkühlung zu erzielen, die sich bis in die inneren Theile des Organismus erstreckt, kalte Abwaschungen, Umschläge um den Kopf, Unterleib und Magen, Begiessungen, kalte Klystire, temperirte Bäder, sogar Eis**). In dem folgenden Capitel spricht er vom Gebrauch des Wassers in der Form von kalten Voll- und Theilbädern bei Geschlechtskrankheiten, Brüchen und Verrenkungen und empfiehlt die Application von Eis bei Blutstürzen und Wunden. In den nächsten beiden Capiteln verbreitet er sich über die Wirkungen des kalten Wassers bei erfrorenen Gliedern und deren Lähmung; Kopf- und Genickwaschungen, Bäder des gelähmten Theiles, Sturzbäder auf das durch besondere Schwammkappen verwahrte Haupt und die mit leinenen Tüchern bedeckten Glieder haben sich in seiner Praxis bewährt. Auch bei der Gicht***) will er ähnliche Arten der Application verwerthen, obwohl „auch berühmte Praktici verbieten, keine erkältenden Sachen an die gichtischen Glieder zu bringen“. In dem letzten Capitel weist er in längerer, eindringlicher Ausführung die Annahme zurück, dass das kalte Wasser die schädlichen Säfte des Innern am Austreten verhindern und zurücktreiben könne (S. S. 62—64; cf. Winternitz, S. 47). Zum Schluss giebt er ein kurzes Resumé über die verschiedenen Arten der Application des kalten Wassers und verwahrt sich gegen irgendwelche niedere Verdächtigungen seiner Person wegen seiner Empfehlung der Wassercur. Die Diätetik berührt er in seinem Werke ebenfalls, wie sie in der Arbeit des Vaters auch häufiger erörtert wird†).

In einer „Zugabe“ zu seiner Schrift warnt er in kräftigen,

*) Cf. Winternitz, S. 47: „Beide Brüder sind sich über das Ziel der Wasserbehandlung bei Fiebernden klar“ u. s. w.

**) Es sei hier erlaubt, darauf hinzuweisen, dass auch Ludw. Traube sich, im Todesjahr Priesznitz' 1851, gerade bei Fieberkrankheiten den hydrotherapeutischen Versuchen zuwandte, wie aus einem Briefe von ihm 1852 hervorgeht (bei Leyden: Gedächtnissrede auf L. Traube. 1877, S. 33, Anm. 23). Es verlohnt sich, seine Ausführungen mit denen Hahns zusammenzuhalten.

***) Die Behauptung Selingers, dass die Hahn den langen Gebrauch des kalten Wassers scheuten, um den Ausbruch von bösen Geschwüren und Ausschlägen zu vermeiden (S. 52), ist nicht richtig. Man lese, was Hahn S. 59 über die Cur bei der Gicht sagt und S. 27. Selinger will aus dem von ihm Behaupteten ein besonderes Verdienst für Prieszn. extrahiren.

†) So z. B. S. 26, 30 im Werke des Vaters; SS. 4, 8, 10 bei Joh. Sigm. Es finden sich überhaupt alle Elemente der Wasserheilkunde: die verschiedenen Formen der Anwendung des kalten Wassers, die Diät und die Wichtigkeit der frischen Luft, die Priesznitz gebrauchte und zwar methodischer, schon bei den beiden Hahns; nur verwerfen sie nicht, wie dieser, temperirte Bäder und Eis; cf. Allgem. Encyklop. der W. und K. Sectio II., P. 32, S. 192. Artikel: Kaltwassercur.

entschiedenen Worten davor, Fieberkranke in trockene Tücher, viel Betten u. s. w. fest einzuhüllen und in dumpfigen, nicht durchlüfteten Zimmern zu lassen. „Wieweit er seiner Zeit vorgeschritten," sagt Winternitz, S. 47, „zeigt der grosse Werth, welchen die Diätetik bei ihm hat; die Energie, mit welcher er der frischen Luft in Krankenzimmern das Wort redet, erinnert an die scharfe Feder P. Niemeyers."

Wir können, mit Rücksicht auf den Heimatsort Hahns, nach unseren Ausführungen sagen, dass man in Deutschland der Stadt Schweidnitz die Priorität in der Einführung des hydrotherapischen Verfahrens einräumen muss. Die Stadt kann in Joh. Sigm. Hahn einen ihrer edelsten und besten Bürger verehren, dem es bei mangelnder Nachkommenschaft leider nicht vergönnt war (cf. Schles. Provinzialbl. 1849, Bd. 130, S, 501), Nachhaltiges in und ausserhalb seiner engeren Heimat zu schaffen*). Der ganze sittliche Ernst und Stolz des Mannes, die nur bei einem wahrhaft Gebildeten anzutreffende Kunst, „Mass zu halten und Ziel", zeigen sich in den Schlussstellen seines Werkes ganz besonders. „Wer da nicht erkennen wollte," heisst es S. 66, „dass wir hiezu (sc. Wassercuren) allein durch bündigste Ueberzeugung und offenbare vielfältig bestätigte Erfahrung aufgemuntert und von der Ehrlichkeit und Liebe gegen den Nächsten angetrieben würden, der müsste uns entweder für so einfältig halten, als gedächten wir Trauben von den Dornen zu sammeln; oder für so unwissend, als könnten wir nicht auch ganze Bogen voll Recepte ausschreiben; oder endlich für so nachlässig, dass wir ausser dem schlichten Wasser sonst auf keine heilsamen Mittel möchten bedacht sein.„**) Und der folgende Absatz enthält die schönen, männlichen Worte:

„Ich lebe nun der festen Zuversicht, der geneigte Leser werde weder an der Redlichkeit meiner bei diesen Blättern geführten Absicht, noch an der Richtigkeit der hin und wieder eingestreuten Observationum einigen Zweifel tragen: Ist mir aber in dem Beweis meiner Gründe und in der Folgerung meiner Schlüsse etwas Mensch-

---

*) Zweifellos schädlich musste in diesem Jahrhundert für das Andenken Hahns die umgeänderte Auflage seines Werkes, die Prof. Oertel in Ansbach 1834 vornahm, wirken, da der Ton in derselben, der medicinischen Wissenschaft nicht angemessen, abstossend ist und sich willkürliche Aenderungen, Auslassungen und Erweiterungen darin finden. — Kisch in seinem Artikel über Hydrotherapie in der Eulenburg'schen: „Realencyklopädie der gesammten Heilkunde." Bd. VI, S. 679, datirt von den drei Hahns „eine neue Epoche in der Hydrotherapie".

**) Auf S. 67 heisst es: „Ob wir zwar das Wasser bei allen Unpässlichkeiten anpreisen, so gebrauchen wir doch dabei mancherlei durch die Erfahrung bewährte Mittel, ohne welche uns die Lust zu prakticiren beinahe vergehen würde."

liches widerfahren, so werde ich mich gern eines Besseren belehren lassen, wenn man nicht mit Vorurtheilen, sondern mit überzeugenden Sätzen mich meines Irrthums überführen wird."

Werke der drei Hahns.

I. Sigmund Hahn:
- a) „Peterswälder Gesundbrunnen." 1732.
- b) „Wieder aufgewärmt Alt-Kalt-Bad- und Trincken." 1738. (Lateinischer Titel: Psychroluposia vetus renovata.)
- c) siehe III b.

II. Joh. Sigm. Hahn:
- a) „Unterricht von Krafft und Würckung des frischen Wassers." I. Aufl. 1738. IV. Aufl. 1764. Breslau—Leipzig.
- b) Zugabe zu a: „Von dem frischen lufftigen Verhalten der Patienten."

III. Joh. Gottfried von Hahn:
- a) Variolarum antiquitates. 1733.
- b) Ueber die Rachitis. 1735. (Doch scheint dies eine Arbeit des Vaters gewesen zu sein; cf. Alt-Kalt-Bad- und Trincken. S. 28. Anm. ff.)
- c) Carbo pestilens a carbunculis sive variolis veterum distinctus. 1736.
- d) Geschichte der Fieberepidemie von 1737 in Breslau. 1739.
- e) Variolarum ratio exposita. 1751. Breslau b. Korn.
- f) Avertissement sur le nouveau système de la petite vérole. Breslau 1751.
- g) Historia podagrae Eminentiss. Cardinalis Comitis a Zinzendorf, Episcopi Vratislaviens. Nürnberg 1751.
- h) Morbilli variolarum vindices. 1753. Breslau.

Literatur zur Biographie J. S. Hahns.
(Ausser den Werken von Sigm. und Joh. Sig. Hahn.)

1. F. J. Schmidt. Geschichte der Stadt Schweidnitz. Schweidnitz 1848. II. Bd.
2. Provinzial-Blätter, Schlesische. 1849. 130. Bd. 12. Stück. Breslau.
3. W. Winternitz. Hydrotherapie. Leipzig 1881. (3. Theil des II. Bd. des „Handbuch der allgem. Therapie", ed. Ziemssen.)
4. E. M. Selinger. Vincenz Priesznitz. Wien 1852.

5. Real-Encyklopädie der Gesammt. Heilkunde, ed. Eulenburg. VI. Bd. Wien—Leipzig 1881. (Artikel über Hydrotherapie, S. 679.)
6. Hirsch-Gurlt Biograph. Lexicon der hervorragend. Aerzte. Bd. III. Sigm. Hahn.
7. Ersch-Gruber. Allgem. Encyklopädie der Wissensch. und Künste. Sectio II. Pars 1, S. 186, 87. J. G. von Hahn.
8. Kayser. Bücherlexicon aus den Jahren 1750—1832. Bd. III. S. 13. Werke J. G. von Hahns.
9. Archivalische Mittheilungen.

Eine interessante, erst nach Vollendung des Druckes uns zukommende Nachricht aus dem Raths-Protokoll-Buch der Stadt Schweidnitz, welche der Stadtarchivar daselbst, Stadtrath Caspari, uns gütigst zukommen liess, belehrt uns, dass schon im Anfang des XVII. Jahrhunderts ein ehrsamer Tuchmacher David Schaffner in Schweidnitz das kalte Wasser als Heilmittel angewandt. Von der Barbierzunft deshalb beim Rath wegen Kurpfuscherei verklagt, sass über ihn eine aus einem Rathsherrn, einem Theologen und einem Arzte bestehende Commission zu Gericht. Die Commission entschied sich dahin, dass Schaffner ein unnatürliches Wesen und sein Werk ein dämonisches sei, und wies ihn 1609 aus der Stadt.

Dr. Balthasar Ludwig Tralles*).

Derselbe war ein Sohn des Breslauer Kaufmanns Johann Christian Tralles, geboren den 1. März 1708 zu Breslau, bezog bereits mit 19 Jahren, nachdem man den anfangs gehegten Plan, ihn zum Kaufmann heranzubilden, auf Wunsch seines Grossvaters, des Breslauer Physicus Christian Tralles, hatte fallen lassen, zunächst die Universität Leipzig, um Medizin, daneben aber auch Physik, Mathematik und Philosophie zu studiren. Gegen das Ende seiner Studienzeit wandte er sich nach Halle, wo er zum Doctor der Medizin und Chirurgie promovirt wurde, und kehrte von hier aus, da seine Geldverhältnisse leider so schlechte waren, dass er nicht nach der Sitte der damaligen Zeit grössere Capacitäten auch des Auslandes hören konnte, wiederum nach seiner Vaterstadt Breslau zurück. Es wollte ihm daselbst anfangs sehr schwer werden, unter der Menge prakticirender Aerzte auch seinerseits einen grösseren Spielraum für die practische Ausübung seines Berufes zu gewinnen, so dass er nothgedrungen sich zur Unthätigkeit verdammt sah. Bald traten jedoch Ereignisse ein, die ihm wider alles Erwarten ein weites Feld für seine Thätigkeit erschlossen, die dauernd sein Lebensglück begründeten, indem sie ihn gewissermassen dem Kreise, in dem er bisher gelebt, entrückten und mit den höchstgestellten Personen in Verbindung brachten. Denn als er im Jahre 1734 als ärztlicher Begleiter des schwerkranken Feldmarschalls Grafen Wackerbart in Dresden erschien, erging an ihn vom königl. sächsischen Hofe aus der Ruf, die Stelle eines Leibarztes anzutreten. Dass er diese abgelehnt, ist nur ein Beweis seiner Charakterfestigkeit; als frommer Protestant glaubte er es seiner Religiosität schuldig zu sein, vom sächsischen Königshofe fern zu bleiben. Indess, diese im Sande verlaufende Affaire hatte doch das Gute für Tralles im Gefolge, dass man jetzt auch in seiner Heimat auf ihn aufmerksam wurde und seinen Rath im weitesten Umfange in Anspruch nahm. Durch seine wissenschaftlichen Leistun-

*) Tralles ist der Erfinder einer Spirituswaage. Die heutigen modificirten im Gebrauch befindlichen Waagen tragen noch immer den Namen unseres Tralles.

gen hatte er sich bereits Männer wie Albrecht von Haller zu Freunden und Gönnern gewonnen, und dieser war es, welcher den noch jugendlichen Tralles zum Professor an der Universität Göttingen vorschlug. Zum Danke dafür widmete ihm unser grosser Breslauer Arzt sein reizendes Gedicht über das schlesische Riesengebirge. Tralles stieg die Stufenleiter der höchsten Ehrenstellen sehr schnell empor. In kurzer Aufeinanderfolge wurde er Assessor des Breslauer Medicinal-Collegiums und Mitglied der Akademieen zu Wien und München. 1752 schrieb er sein treffliches medicinisches Werk: „Ueber die Cholera“ (wahrscheinlich nostras), wozu ihm der Besuch seines an dieser Krankheit schwer darniederliegenden Freundes, des Pastors Volkmar in Petersdorf im Riesengebirge, Veranlassung gab. Dem König Stanislaus von Polen, der ihn gern als Leibarzt an seiner Seite gehabt hätte, antwortete er in abschlägigem Sinne 1762. Dagegen leistete er 1767 der Aufforderung, an den Hof von Sachsen-Gotha zu kommen, Folge, bekleidete jedoch nur kurze Zeit diese ehrenvolle Stellung, da seine Kräfte der grossen Arbeitslast gegenüber nicht recht Stand halten wollten.

Im Uebrigen war er bis in das hohe Alter hinein unermüdlich in der Verfolgung seiner edlen Zwecke. Erst mit 80 Jahren gab er den geräuschvolleren Theil seiner Wirksamkeit auf und liess sich nur noch in seinem eigenen Hause consultiren.

Am 7. Februar 1797, als Greis von 90 Jahren, beendete Tralles sein segensreiches Leben.

Dieser berühmte Breslauer hat uns ein äusserst reichhaltiges schriftstellerisches Material hinterlassen, das uns ermöglicht, in das Innerste seines Seins und Denkens zu schauen, seine wissenschaftliche und gesellschaftliche Stellung zu einem Ganzen zusammen zu fassen.

Es wäre interessant, dürfte uns jedoch zu weit führen, wollten wir zur Vervollständigung der Auffassung über ihn, namentlich in letztgenannter Beziehung, die einzelnen Merkmale seines Lebens in entsprechendem Umfange fixiren. Wir begnügen uns vielmehr mit einem allgemeinen Hinweise.

Aehnlich wie sein berühmter Landsmann Crato von Krafftheim ist Tralles mit einer poetischen Ader begabt, von der er uns in einer grossen Anzahl von Gedichten aller Art den schönsten Beweis abgiebt. Sie bieten ein Abbild der merkwürdigen Episoden, die er durchlebt, von den kleinsten nichtigsten Dingen bis zu den schwerwiegendsten Begebenheiten; wir freuen uns der Gedankenfülle und der sprachlichen Schönheiten, die wir um so mehr anerkennen müssen, als die Poesie jener Zeit sich, so zu sagen, noch im Uebergangsstadium befand, und wir lernen andererseits seine Charaktereigenschaften kennen, die ihm selten schöne Auszeichnungen eingetragen haben.

Ueberall schlingt sich der religiöse Gedanke hindurch, was uns durchaus nicht Wunder nehmen darf; giebt es doch Wenige, die Gottesfurcht und Frömmigkeit als Grundlage für alle ihre Handlungen in gleich hohem Grade betrachteten, als Tralles. Es geht dies insbesondere daraus hervor, dass er die ihm von vielen Seiten angetragenen Hofämter, das Höchste, was er wohl erreichen konnte, energisch ablehnte, sobald er auf religiösem Gebiete in irgend welchen Conflict zu gerathen glaubte. Der poetische Theil seiner literarischen Thätigkeit ist es also namentlich, welcher uns den Ideengang unseres Tralles voll und ganz erschliesst.

Von seinen medicinischen Schriften sind diejenigen „über die Cholera", „über das Opium" und „über die Pocken" hervorzuheben. Sie sind unmittelbare Resultate seiner practischen Erfahrungen und daher nicht ohne Werth. Wie er einerseits gut zu beobachten verstand, wusste er sich andererseits das Vertrauen seiner Patienten und die Achtung seiner Collegen zu gewinnen und zu erhalten.

Tralles war ein unvergleichlich tüchtiger praktischer Arzt, gewissenhaft in der Behandlung, consequent in seinen Anordnungen, galten diese Jung oder Alt, Armen oder Reichen. Wohin er kam, trat er mit derselben Festigkeit auf; niemals liess er sich durch Anderer Rathschläge beirren, wenn er ihnen nicht aus innerster Ueberzeugung zustimmte. Nichts könnte die Art seines Auftretens als behandelnder Arzt besser beleuchten, als die Skizzirung seines Verhältnisses zu dem schwer erkrankten Prinzen Ferdinand, dem Bruder Friedrichs des Grossen sowohl, wie zu dem König Friedrich II. selbst. Als nämlich bei dem Prinzen, welcher an einer Lungenentzündung litt, nach mehreren Tagen durchaus keine Besserung eintrat, erklärte der seit Anfang an das Krankenbett gerufene Tralles, nachdem bereits ein dreimaliger Aderlass vorausgegangen war, einen vierten noch vornehmen zu wollen, da seiner Meinung nach dies allein nur Rettung bringen könnte. Er stiess damit allerseits auf die heftigste Opposition, Tralles bestand aber auf das Allerfesteste darauf, und er hätte ihn sicher aus eigenem Gutdünken unternommen, wäre ihm nicht noch im letzten Augenblicke sein College Morgenbesser zu Hilfe gekommen, der, ganz zufällig herbeicitirt, sich ebenfalls mit der ganzen Macht seiner Autorität für den Aderlass entschied. Der Prinz genas, zur Freude für beide Aerzte, in kurzer Zeit vollständig. Der König, bereits bekannt mit dem standhaften Benehmen und den guten Erfolgen des Breslauer Arztes, wünschte eine Unterredung mit ihm, die auch bald darauf stattfand. Obwohl der König auf seine medicinischen Kenntnisse sich etwas zu Gute that, erklärte er sich doch mit dem Verhalten des Tralles, namentlich mit Bezug auf die Krankheit des Prinzen

Ferdinand völlig einverstanden. Die lakonischen Antworten Friedrichs: „Wenn sich das so verhält, so hat Er Recht“ genügen, um zu wissen, dass es Tralles auf das Beste verstanden hat, den König von der Richtigkeit aller seiner Ansichten, soweit sie die Medizin in engerem Sinne betrafen, zu überzeugen.

Alles dies auf die Unterhaltung zwischen Friedrich II. und Tralles Befindliche schildert sehr eingehend und anziehend der frühere Oberwundarzt des Allerheiligen-Hospitals, Dr. Hodann, in den „Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur“ (Philosophisch-historische Abtheilung 1868, Heft I), einer Quelle, die uns auch für unsere Biographie des Tralles wesentliche Dienste geleistet hat.

Schliesslich möchten wir noch erwähnen, dass Tralles so glücklich war, gelegentlich eines Besuchs, den er der Gräfin Schaffgotsch in Neuhof in Böhmen abstattete, in der Absicht, van Swieten und de Haen kennen zu lernen, mehrere Male mit der Kaiserin Maria Theresia zusammenzutreffen und sprechen zu können. Tralles gefiel der Kaiserin sehr, später gab sie ihrer freundschaftlichen Gesinnung gegen Tralles durch freundliche Aufnahme bei Hofe und Ueberreichung kostbarer Geschenke Ausdruck.

Die Unterredung mit der Herzogin von Sachsen-Gotha, Louise Dorothea, enthält gleichfalls des Interessanten sehr viel. Am besten schildert dies natürlich Tralles selbst in seinem Schriftchen:

> „Dr. Balthasar Ludwig Tralles' aufrichtige Erzählung seiner mit König Friedrich dem Grossen, der grossen Kaiserin Maria Theresia und der geistvollen Hertzogin von Sachsen-Gotha, Louise Dorothea, gehaltenen Unterredungen, als auch der Begebenheiten, welche sie veranlasst haben*), nebst einigen Anmerkungen.“

Zum Schluss will ich noch hervorheben, dass Tralles, abgesehen von seiner Eigenschaft als ausgezeichneter Arzt, auch als Philosoph bedeutender war, wie als Dichter und Theologe. In seiner Abhandlung: Deutliche und überzeugende Vorstellung, dass der für das Dasein und die Inmaterialität der menschlichen Seele aus der Medicin von der Veränderlichkeit aller festen Theile des Körpers hergenommene Beweis höchst richtig und giltig sei (Breslau 1778, in lateinischer Sprache schon 1776) kommt er, trotz unseres Breslauer Philosophen Wolf und Gegnerschaft von Leibnitz, doch auf Sätze, welche den später Fichteschen nicht unähnlich sind. (Kahlert 9).

---

*) Vgl. auch die Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Philosophisch-historische Abtheilung 1868, Heft I, Dr. Hodann, sowie Dr. Kahlerts Abhandlung über Tralles in den schlesischen Provinzial-Blättern. Bd. 119. S. 639.

Michael Morgenbesser.

Michael Morgenbesser, ein Sohn des Apothekers Michael Morgenbesser, wurde am 24. Juli 1714 zu Breslau geboren, besuchte das Gymnasium zu Maria Magdalena daselbst und liess sich bereits mit 19 Jahren, 1733, an der Universität Leipzig immatriculiren, an welcher er nächst der Medicin, die er zu seinem eigentlichen Berufe erkoren, namentlich deutsche Literatur und Philosophie studirte. Unter seinen Universitätslehrern ehrte er insbesondere Gottsched. Da Morgenbesser, den 1. Mai 1737, auch zugleich Mitglied der von diesem in Leipzig gegründeten „Deutschen Gesellschaft" wurde, so gestaltete sich das Freundschaftsverhältniss zwischen beiden Männern zu einem recht innigen. Gottsched hatte damit einen recht thätigen Mitarbeiter gewonnen, denn Morgenbesser trat sehr bald mit grösseren Arbeiten in die Oeffentlichkeit, wie „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache" und „von der Absicht Gottes bei der Darstellung der Blumen" so wie mit mehreren Gedichten wie: „Ueber das Unglück, welches 1737 Schlesien betroffen hatte", und „von der Glückseligkeit eines Weisen." Für die zweitgenannte Schrift erhielt er 1736 einen ausserordentlichen Preis. In der Reihe der Mitglieder obiger Gesellschaft figurirte Morgenbesser noch vor Haller; es wurde ihm selbst, vermöge seiner ausgezeichneten Leistungen, das Glück zu Theil, mit dem hochbedeutenden hallenser Professor Friedrich Hoffmann bekannt zu werden.

Seine Promotion, welche durch den Tod seiner Eltern sich um einige Jahre verzögerte, fand erst 1738 statt, und Morgenbesser hielt nunmehr den Zeitpunkt für gekommen, zumal ihm aus einer Erbschaft die nöthigen Mittel zuflossen, im Interesse seiner weiteren Ausbildung grössere Reisen zu unternehmen. Er berührte auf diesen Wittenberg, Helmstädt, Hannover, Marburg, Utrecht, Leyden, Paris, bereiste ganz Frankreich und die Schweiz, überall mit den hervorragendsten Geistern verkehrend wie Heister, Meibom, Gerike Werlhof und Dankwerts u. A., ging wiederum nach Deutschland zurück und war bereits 1740 in Breslau.

Morgenbesser besass die Fähigkeit, von seinen wissenschaftlichen Reisen, auf denen er so manches gesehen, so manches gehört, so vieles erfahren hatte, auch die nöthige Nutzanwendung zu machen. Breslau namentlich sollte den meisten Nutzen davon ziehen. Mit aller Macht warf er sich zunächst auf das Gebiet der Anatomie, und noch in demselben Jahre, in dem er in seine Heimat zurückgekehrt war, las er öffentlich über die Osteologie oder die Knochenlehre, musste aber bald davon abstehen, da der so eben ausgebrochene erste schlesische Krieg zu einer anderweitigen Verwerthung seiner Kenntnisse Veranlassung gab.

Fünf Jahre lang, bis zur Beendigung des zweiten schlesischen Krieges, widmete er sich in den Feldlazarethen mit grosser Sorgfalt den verwundeten Kriegern und erhielt zum Dank dafür den Titel eines Garnisonarztes. Während dieser Zeit verheirathete er sich mit der Tochter des als gesuchten Arztes bekannten preussischen Hofraths Dr. von Hahn.*)

Binnen kurzer Zeit durchlief Morgenbesser die höchsten Ehren-Stellungen, wie sie ein Arzt zur damaligen Zeit überhaupt nur erlangen konnte.

Bereits 1745 dem damals neu errichteten Collegium medicum et sanitatis als Adjunct beigegeben, wurde er im folgenden Jahre zweiter und im nächsten erster Ober-Stadt-Physicus**) und Pestilentiarius. 1752 wurde er zum Assessor und 1756 zum Decan des vorher ge-

---

*) Der Name Dr. von Hahn aus Schweidnitz brachte mir die Erinnerung an meinen verstorbenen Lehrer, Geheim-Rath Dr. Wendt, der mir, nach der Besichtigung Graefenbergs als Kaltwasserkurortes, Ende der dreissiger Jahre mittheilte, dass nicht Priesnitz diese Cur zuerst treibe, sondern schon ein Stadtarzt Dr. Hahn in Schweidnitz.

Dies veranlasste mich, mich eines Näheren hiervon beim Collegen Herrn Geheim-Rath von Scholz zu erkundigen. Ich erfuhr hierdurch, dass allerdings ein Bruder des obigen von Hahn, ein Dr. Johann Siegismund Hahn, ein Bruder des vorigen, ein Buch über den Gebrauch des kalten Wassers 1787 geschrieben habe, das er mir zu verehren die Güte hatte.

Es war dies die erste Auflage, der noch 4 folgten, die letzte von Professor Oertel in Ansbach 1837, worin auch Priesznitzens schon Erwähnung geschieht.

Somit hat Schweidnitz den Vorzug, der Erfindungsort der Kaltwassercur zu sein. cf. S. 72 u. ff. dies. Werkes.

Schweidnitz ist übrigens noch durch ein andres historisches Factum berühmt, nämlich dadurch, dass es schon 1264 eine Apotheke besass.

Eine zweite Tochter des Hofraths, Dr. von Hahn, wie oben bemerkt, ein Bruder des obigen Joh. Sigm. Hahn, heirathete den Regierungsrath Franz, dessen Tochter die bekannte Schriftstellerin Agnes Franz war, deren sich viele Breslauer gewiss noch erinnern, und der neuerdings Gustav Freitag in seinen Lebenserinnerungen ein so schönes Denkmal gesetzt hat. Sie ist 1843 gestorben und hier auf dem Elftausend Jungfernkirchhof begraben.

**) Cfr. Markgraf in Graetzers „Daniel Gohl und Christian Kundmann“ und Hodanns gut geschriebene Biographie Morgenbessers.

nannten Collegiums ernannt. Vorher, 1754, war er bereits Mitglied der kaiserlichen Academia Leopoldina geworden.

1757 verlor er durch den Tod seine edle Gattin geb. v. Hahn. 1758 war Breslau von den verschiedensten ansteckenden Krankheiten heimgesucht, und man stellte in Folge dessen an Morgenbesser Ansprüche, die er kaum zu erfüllen im Stande war. Mitten in seiner aufreibenden Thätigkeit verunglückte er, indem er sich durch einen Fall einen Beinbruch zuzog. Er erholte sich jedoch sehr schnell, zumal ihm die Cur in Warmbrunn recht gute Dienste geleistet, und war bald wieder vollauf mit neuen Einrichtungen und Vorschlägen beschäftigt, welche zur Vervollkommnung der medicinischen Wissenschaften dienen sollten. So begann er 1756 mit der Schutz-Impfung im Allerheiligen Hospital, schuf daselbst auch ein „anatomisches Theater", welches den Studirenden der Wundarzneikunst als feste Basis für ihre Wissenschaft dienen sollte, und genoss selbst noch das Glück, seinen eignen Sohn Johann als Professor an dem von ihm gegründeten Institut angestellt zu sehen. Ein Jahrzehnt später begann Morgenbessers Gesundheit ernsthaft zu wanken, 1781 traf ihn ein Schlaganfall, am 30. Juni 1782 schied er aus dem Leben, 68 Jahre alt.

Fassen wir die vielen Verdienste Morgenbessers zusammen, so tritt hauptsächlich dasjenige in den Vordergrund, die einleitenden Schritte gethan zu haben, um für die medicinische Wissenschaft in seiner Vaterstadt Breslau einen festeren Boden zu schaffen. Die Saat, die er ausgestreut, sollte in nicht allzu ferner Zeit die schönsten Früchte tragen.

Anton Krocker.

In der medicinischen Welt Schlesiens steht nun seit Generationen ein Name im besten Glanze, den der Grossvater zu hohen wissenschaftlichen Ehren brachte, und Sohn und Enkel fast in gleichen Ehren erhielten. Es ist der Name Krocker, und wir dürfen den Stammvater dieses Hauses in der Reihe der hervorragenden Mediciner nicht ausser Acht lassen.

Anton Johann Krocker wurde in Schönau bei Ober-Glogau im Jahr 1742 geboren, wo sein Vater als wohlhabender und betriebsamer Freigutsbesitzer lebte. Er hatte jedenfalls Sinn und Verständniss für Bildung, denn er schickte seinen Sohn auf gute Schulen, zuerst auf das Franziskaner-Gymnasium nach Leobschütz, dann zu den Jesuiten nach Olmütz, schliesslich zu den Piaristen nach Leipnik. Er wollte ihn zu einem praktisch thätigen Manne heranziehen; und da er selbst in jener Gegend die erste Bleiche angelegt hatte, daneben einen bedeutenden Getreidehandel trieb, sollte der Sohn Kaufmann werden. Es ist unbekannt, wie der junge Anton sich zu diesen Absichten seines Vaters stellte; wir wissen nur, dass äussere Umstände eine Veränderung des Lebensplanes herbeiführten. Eine längere Erkrankung, Fieber und Gelbsucht, zwang den jungen Mann, von der Schule zur Heimat zurückzukehren, und verhinderte ihn, wie es beabsichtigt war, eine Stellung als Lehrling anzutreten. Dazu kamen die für Kaufleute ungünstigen Zeitverhältnisse — noch spielte der siebenjährige Krieg, und sein Ende war nicht abzusehen — und so bewog alles dies den Vater, den Rath eines Freundes zu befolgen und den Jüngling nach Breslau zu schicken, damit er sich dort dem Studium der Medicin widme. 1763, also 21 Jahre alt, begab er sich dorthin. Allerdings fand er damals noch keine Anstalt, die für seine Zwecke dienlich war; das Theatrum academicum, das königliche Medicinal-Institut sind Gründungen des grossen Königs und entstanden natürlich erst, als nach dem Hubertsburger Frieden Schlesien dauernd in seinen Besitz gelangt war. So blieb ihm denn nichts übrig, als

auf privatem Wege sein Studium zu beginnen, und in der That fand er bei dem Dr. Wicke, der damals Arzt bei den barmherzigen Brüdern war, theoretischen Unterricht und zugleich Erfahrung in der praktisch ärztlichen Behandlung der Kranken. Drei Jahre weilte er dort; mit den nöthigsten Vorkenntnissen ausgestattet, ging er dann 1766 nach Wien, wo er unter van Swieten und de Haen noch mehrere Jahre studirte. Nachdem er noch Halle besucht, liess er sich 1769 in Breslau als Arzt nieder, und fand Gelegenheit zu reichlicher Praxis, um so mehr, als er an der Tharoult Blachaschen Hausarmenkrankenfundation angestellt wurde.

Aber Krocker ging nicht blos in der Praxis auf, sondern behielt Sinn und Liebe zur Wissenschaft, und zwar verdankt er der Kenntnissnahme von Linnés Philosophia botanica, die 1751 zum ersten Male erschienen war und später von Curt Sprengel neu herausgegeben wurde, die Neigung zur botanischen Wissenschaft. Er begann für eine Flora Silesiaca zu sammeln, setzte jedoch seine Bemühungen nicht weiter fort, da Graf Matuschka ein ebenso benanntes Werk herauszugeben beabsichtigte.

Als dieser letztere im Jahre 1779 starb und das Werk unvollendet zurückliess, ging Krocker an die Ausarbeitung des seinigen und veröffentlichte 1788 den ersten Theil; er setzte damit das 200 Jahre früher von Caspar Schwenkfeld*) begonnene fort. In 5 Bänden erschien die Flora Silesiaca in den Jahren 1787—1823.

Ein rühmliches Zeugniss seines Sammelfleisses ist der handschriftlich vorhandene „Catalogus omnium plantarum in Silesia sponte nascentium", der 3345 Nummern enthält, während Matuschka nur auf 1221 Nummern gelangte.

Der berühmte Decandolle hat das Verdienst A. Krockers dadurch genügend gewürdigt, dass er einer Pflanze den Namen Krockers beilegte.

Diese Liebe für Botanik hatte sich auch auf seinen trefflichen Sohn vererbt, der während seiner Universitätsstudien im Jahre 1800 mit einer Abhandlung „de Plantarum Epidermide" in Halle promovirte, zu der Curt Sprengel eine ausserordentlich rühmende Vorrede schrieb, welche mit den Worten schloss: ut gratuler Silesiae, optimis viris clarae, civem et medicum eximium, ut patri gratuler filium. Mit Vergnügen erinnert sich der Schreiber dieser Zeilen des gleichfalls angesehenen Sohnes, den er als Nestor der Breslauer Aerzte bis zu seinem Tode verehren lernte. Krocker sen. erlebte verdiente Freude an diesem Sohne sowohl, wie an seinen übrigen Kindern. Er (Anton) wurde später Mitglied der naturforschenden Gesellschaft zu Halle

*) cf. S. 29 u. ff. dieses Werkes.

und Bern, Dekan des Collegium medicum et sanitatis, erblindete aber leider im hohen Alter und starb 1823.

Sein Name blüht im Sohne und Enkelsohne fort, seine Lieblingswissenschaft in Schlesien gleichfalls, wie selten in einem Lande, nach Schwenkfeldt durch Göppert, Ferdinand Cohn, Pringsheim, Wimmer, Schroeter, Julius Sachs u. s. w. Sein unter uns noch lebender Sohn, mein lieber Freund und Commilito, nächst mir der älteste lebende Arzt hier, trat in seiner trefflichen Dissertation „über die Oberhaut der Pflanzen“ gleichfalls als Botaniker auf, verliess jedoch die Botanik, weil er eine sehr grosse Praxis bekam. Er war, wie sein Vater, am Spitale der Elisabethinerinnen, nach seines Vaters Abgange dirigirender Arzt an demselben, dann am Hausarmen-Medicin.-Institute, ist noch heute in seinem Berufe thätig und auch als Mensch sehr geschätzt.

Elias Henschel.

Wenn wir in der Reihe der durch wissenschaftliche Leistungen bedeutenden Männer Elias Henschel einen Platz einräumen, so wissen wir wohl, dass er ihn weniger durch seine Schriften, als durch sein Leben verdient. Möge vergessen sein, was der Mann in Wissenschaft und Praxis leistete, seine Erlebnisse allein dürfen auf unsere innigste Theilnahme rechnen; denn sein Schicksal ist ein merkwürdiges und lehrreiches.

Am 4. April 1755 von armen jüdischen Eltern geboren, wuchs er im elterlichen Hause bei dem damals ausschliesslich üblichen Unterricht im Hebräischen und Talmud auf. Aber wie so viele jüdische Knaben und Jünglinge*) jener Tage beseelte auch ihn das Streben, aus dem engen Bildungskreise heraus Sprache und Wissen des deutschen Volkes sich anzueignen. Mühselig genug lernte er deutsch lesen. Wolfs Anfangsgründe der Mathematik dienten ihm als Uebungsbuch und führten ihn zugleich auch in diese Wissenschaft ein, und sein Eifer bewog den Vater, ihn auch im Schreiben unterrichten zu lassen. Nun aber hatte der junge Elias sein dreizehntes Lebensjahr vollendet; nach jüdischem Brauche trat mit religiöser Selbständigkeit auch die Verpflichtung an ihn heran, sich selbst nunmehr materiell zu versorgen, zumal seine Eltern in dürftigsten Verhältnissen lebten. Ein älterer Bruder, der im Geschäfte des Kaufmanns Lippmann Freund diente, nahm ihn zu sich und führte ihn damit in das Geschäftsleben ein, so dass er die Stelle übernehmen konnte. Jeden freien Augenblick nutzte er für seine Fortbildung aus, las Alles, was er nur an Büchern erlangen konnte, Dichter und Philosophen, und begann auf eigene Faust französisch zu lernen. Nach Freunds Tode übernahm dessen gebildeter Sohn

*) Berthold Auerbach hat diesen Typus in seinem „Dichter und Kaufmann“ vorbildlich gezeichnet. Cf. Ephraim Moses Kuh's hinterlass. Gedichte durchgesehen von J. W. Rammler 2. Bändchen Zürich 1799. In neuester Zeit hat u. a. Theodor Seeman: Ephraim Moses Kuh Epigramme (bei Gelbart in Dresden 1872) in Auswahl herausgegeben.

das Geschäft und schenkte unserm Henschel, der auch kaufmännisch sich durch eifrige Studien fortgebildet hatte, so grosses Vertrauen, dass diesem fast die ganze Leitung überlassen blieb.

Jetzt tritt eine Katastrophe in seinem Leben ein, über die sein Biograph um so freimüthiger berichten darf, als Henschel selbst zu Nutz und Frommen der Jugend offen darüber sprach. Er gerieth in lockere Gesellschaft, spielte, verlor und griff zur Deckung seiner Spielschulden die Kasse seines Herrn an. Was einigermassen mit dieser verwerflichen Handlungsweise versöhnen kann, ist der offene Muth und die moralische Kraft, mit der der Uebelthäter sein Unrecht gesteht.

Er bezahlte in Raten von seinem Gehalt die veruntreuten Summen auf Heller und Pfennig, aber das Vertrauen seines Principals war verloren, und er verliess deshalb die Stelle. In's Elternhaus zurückgekehrt, begann nun eine Zeit der tiefsten Demüthigung für ihn. Eine Weile lebte er zurückgezogen mit seinen Büchern, aber er erkannte wohl, dass er seinen Eltern nicht länger zur Last fallen dürfe, und so entschloss er sich denn, eine von dem rühmlichst bekannten Dr. med. Warburg angebotene Bedientenstelle anzunehmen, indem er sich selbst zum Trost die Hoffnung vorspiegelte, in dem Hause des gelehrten Mannes Mittel zu seiner Fortbildung finden zu können. Der Empfang, den er bei Warburg fand, war nicht gerade verlockend. „Wenn ich Ihn zum Bedienten nehme", sagte der sonst so vortreffliche Mann „so setze ich voraus, dass Er Alles erfüllen wird, was einem solchen zukömmt. Ueberdies muss Er mich täglich frisiren, und wenn Er dieses nicht kann, muss er es erst erlernen. Monatlich erhält Er vier Thaler, wofür er sich beköstigen und bekleiden muss. Steht Ihm dieses an, so kann er mit dem ersten den Dienst antreten, und bis dahin wird Er wohl die Paar Locken machen gelernt haben."

Da ihm aber auch die geringste Aussicht, Gelegenheit zum Studiren zu finden, über Alles ging, so griff er mit Freuden zu. Zwei Jahre blieb er in dieser Stellung und lernte in derselben auch mancherlei Medicamente kennen und bereiten. Er verliess sie, um sich durch Unterrichtertheilen zu ernähren, trat sie jedoch, als dieser Plan missglückte, wieder an und schied erst daraus, als der bairische Erbfolgekrieg auszubrechen drohte, um Heulieferant zu werden. Da es überhaupt nicht zum Kriege kam, fiel sein Plan in's Wasser, und ärmer als je kehrte er nach Breslau zurück. Hier bot ihm Warburg eine Stelle als Kammerdiener des Grafen Potocki an, zu der er aber einige chirurgische Handgriffe erlernen musste. Bei dem sehr geschickten Chirurgen Homberg dem Aelteren trat er in die Lehre, und die Thätigkeit, die dieser in dem jüdischen Hospitale

ausübte, gefiel ihm so gut, dass er beschloss, sich zum Chirurgen auszubilden. Auch hier half der unermüdliche Warburg. Seine Empfehlung an den Professor Morgenbesser verschaffte Henschel den freien Besuch und Unterricht in der Anatomie, und als Morgenbesser ihn näher kennen lernte, munterte er ihn geradezu zum Studiren der Medicin auf. Morgenbessers Bekanntschaft führte den Umschwung seiner Laufbahn herbei. Von da ab bewegt sie sich in aufsteigender Linie. Als er dem edlen Gönner gegenüber auf seine Armuth als Hinderniss des Studiums hinwies, überraschte ihn dieser mit der angenehmen Mittheilung, dass er sich für ihn bei den wohlhabenden Mitgliedern der jüdischen Gemeinde verwendet habe, und dass diese ihm für die Zeit seiner chirurgischen Studien eine monatliche Unterstützung von 12 Thalern zugewilligt hätten. Henschel war dadurch überglücklich, vergass aber auch nie, seinem dankbaren Gefühle für seinen Lehrer Morgenbesser Ausdruck zu geben; da er sehr geschickt und fleissig im Präpariren anatomischer Gegenstände war und eine Vacanz der Stellung eines Prosectors der Anatomie eintrat, so gelangte Henschel auf Morgenbessers Empfehlung in diese und zwar mit einem Gehalte von 50 Thalern jährlich. Nunmehr regte sich in ihm der Wunsch nach dem Unterrichte in den Naturwissenschaften. Professor Frieboess ertheilte ihm denselben in Chemie und Physik. Auch zur Entbindungskunst gelangte er in der Hebammenschule Morgenbessers. Fünf Jahre des Glückes genoss er in dieser Stellung. Gern hätte er jetzt eine Universität bezogen. Aber woher die grossen Kosten dazu aufbringen? Da halfen wiederum Warburg und Morgenbesser, die ihn täglich mehr liebten, indem auf ihre Empfehlung hin die reichen Glaubensgenossen Henschels diesem 200 Thaler pro Jahr auf 2 Jahre bewilligten. Als tüchtiger Chirurg empfohlen, ging er nach Halle zur Universität, wo er sich binnen Kurzem eine solche Beliebtheit zu erwerben verstand, dass sich stets eine grosse Anzahl seiner Studiengenossen um ihn versammelte, mit denen er auf Spaziergängen wissenschaftliche Unterhaltungen zu führen pflegte. Es waren darunter Namen wie Curt Sprengel, der spätere berühmte Medicinalhistoriker uud Botaniker, Wildenow, Greu u. A. vertreten. Um die Universität Halle machte sich Henschel dadurch verdient, dass er daselbst eine Poliklinik in's Leben rief, welche sehr grossen Nutzen stiften sollte. Nachdem er sich gründliche Kenntnisse in der Medicin, namentlich in der Geburtshilfe, dank der ausgezeichneten Lehrmethode Friedrich Meckels erworben, verliess er Halle, um sich in Breslau als praktischer Arzt niederzulassen.

Henschel verstand es sehr bald, wenn auch unter Sorgen und Geldnoth, sich einen geachteten Namen zu verschaffen. Rastlose Thätigkeit in der Ausübung des Berufes ging hier Hand in Hand

mit wissenschaftlichen Arbeiten. Das Fach der Geburtshilfe, dem er sich insbesondere widmete, das aber bisher recht stiefmütterlich behandelt worden, trat durch ihn gewissermassen in eine neue Sphäre ein. Bei Antritt seiner ärztlichen Laufbahn hatte Breslau nur zwei Geburtshelfer, seinen unvergesslichen Lehrer Morgenbesser und einen Chirurgen, dem die Geburtshilfe blosses Handwerk war. Henschel fand daher sehr bald ein reiches Feld für seine geburtshilfliche Thätigkeit. Das Verhältniss zu seinen Collegen war indess in der ersten Zeit kein sehr angenehmes. Man conspirirte von allen Seiten gegen ihn, mehr aus Neid und Missgunst als auf Grund reeller Motive. Auch Warburg, der ihm früher so sehr entgegengekommen, konnte sich lange nicht gewöhnen, in dem ehemaligen Bedienten einen ebenbürtigen Collegen zu sehen. Henschel liess alle diese Widerwärtigkeiten mit standhafter Ruhe über sich ergehen, war er doch überzeugt, dass das Dunkel, das über seinem Haupte schwebte, sich allmählich lichten würde. Der Hass seiner Gegner nahm noch grössere Dimensionen an, als sich Henschel um die vacante Stelle eines Geburtshelfers für die Breslauer Ortsarmen bei der Königlichen Kriegs- und Domänenkammer bewarb.

Henschel fand auch darin einen Ausweg. Er meldete sich zur erneuten Prüfung in der Geburtshilfe gegenüber noch zwei anderen Concurrenten, und da der Ausfall des Examens einen glänzenden Beweis seiner Kenntnisse und Leistungsfähigkeit auf diesem Gebiete abgab, war man gerecht genug, namentlich auf Empfehlung Morgenbessers, ihm dieses mit einem jährlichen Gehalte von 100 Thalern dotirte Amt zu übertragen.

Henschel bewahrte eine bewunderungswürdige Consequenz in seinem Handeln ungeachtet aller Denunciationen und Beschimpfungen seitens seiner Widersacher, die niemals so recht zur Ruhe kommen wollten.

Er ging allein seinen Weg, besorgte auf das Gewissenhafteste seine Kranken und war in hervorragender Weise für seine Wissenschaft thätig, indem er ausgezeichnete Abhandlungen veröffentlichte, von denen wir diese:

„Auf welcher Stufe der Kultur steht die Entbindungskunst in Breslau?“

„Ueber die Lösung der Placenta,“

„Ueber die Pockenimpfung und die Ausrottung dieser Kinderseuche,“

sowie die

„Ueber die Natur und die Behandlung der Kopfblutgeschwulst der Neugeborenen“

hervorheben.

Dafür erntete er in ernsten wissenschaftlichen Kreisen grossen Ruhm.

So lebte er beglückend und glücklich, angesehen und bewundert und im Besitze einer wunderbaren Constitution, die allen Krankheiten Trotz zu bieten schien, bis auch ihn tiefe Betrübniss traf. Harte, seine eigene Familie betreffende Schicksalsschläge sollten seinen Lebensabend verkümmern. Seine älteste Tochter verunglückte im zartesten Alter und vermochte sich nicht mehr zu erholen; im 40. Jahre rief sie der Tod ab. Seine beiden übrigen Töchter, von denen die eine mit dem Professor Dr. Braniss vermählt war, starben in der Blüthe ihrer Jahre. So behielt er nur den einzigen Sohn A. W. Henschel, der später als Professor der Medicin an der Universität zu Breslau von 1830 an durch medicinalhistorische Arbeiten von grösserem Werthe*) für Schlesien Berühmtheit erlangte.

Solche traurige Ereignisse gingen nicht spurlos an dem Manne vorüber, aber seine kräftige Natur und das dauernde Streben, seine Lebensarbeit bis zum Schlusse zu erfüllen, hielten ihn aufrecht. Man muss, wie der Schreiber dieser Zeilen, die hoch angesehene und verdiente Stellung Henschels gekannt haben, um den Weg zu messen, den dieser Mann in seinem Leben zurückgelegt hat. Aus den beschränktesten dürftigsten Verhältnissen kämpfte er sich Schritt für Schritt durch Noth und Elend, durch Versuchung und Demüthigung hindurch und erreichte das Ziel, das er sich gesteckt, der Wissenschaft und der Menschheit zu Nutz und Frommen. Hochbejahrt starb er im Jahre 1843. Die Generation, die den wunderbaren Lauf seines Daseins kennen gelernt, ist fast ausgestorben, darum hielten wir es für nützlich, sein Andenken an dieser Stelle zu erneuen.**)

---

*) Cf. Ferd. Cohn in unserem ausführlichen Aufsatz über A. W. Henschel.

**) Eine Hauptquelle für obige Biographie gewährt uns die Schrift des Dr. med. Anselm Davidson: Dr. Elias Henschel in seinem Leben und seinem fünfzigjährigen Wirken als Arzt und Geburtshelfer. Breslau 1837.

Georg Philipp Mogalla.

Mogalla ergriff zuerst das Studium der Philosophie.

Geboren wurde er am 22. April 1766 zu Oppeln, studirte in Breslau und wurde, nachdem er sich im Jahre 1784 die höhere Lehrerwürde erworben, als erster weltlicher Professor am katholischen St. Matthias-Gymnasium zu Breslau angestellt.

Drei Jahre lang bekleidete er diese Stellung. Dann wandte er sich, in der Absicht, speciell Naturwissenschaften und Medicin, auch Thierheilkunde, zum Gegenstande seiner Forschungen zu machen, nach Wien, wo man ihn zu fesseln und für die dortigen Anstalten zu gewinnen trachtete, da er wie wenige durch enorme Leistungen die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich zog.

Mogalla, welcher auf alle dergleichen Anträge abschlägig antwortete, zog sich wieder nach seiner Heimat zurück und promovirte am 20. August 1790 in Frankfurt a. O. zum Doctor der Medicin und Chirurgie. 1791 erhielt er eine Anstellung als Oberbergarzt bei dem schlesischen Bergknappschafts-Institute mit der Verpflichtung, namentlich die hygienischen Zustände einer ganz besonderen Obhut zu unterziehen. Mogalla stand diesem Amte bis zum Jahre 1814 vor.

Aus dieser Zeit stammen seine bedeutendsten schriftstellerischen Producte, und zwar die populäre Zeitschrift:

„Der Freund des Landmanns", welche er von 1791—1793 redigirte, sowie die Beschreibungen der Mineralquellen und Heilbäder Schlesiens, ein ebenso nützliches als belehrendes Werk, auf das sich namentlich der Ruf Mogallas gründet. Viele schlesische Bäder haben durch ihn mannigfache Förderung erfahren. So verdankt ihm das in der Grafschaft Glatz gelegene Reinerz sein Entstehen und seine Bedeutung als Molkenkuranstalt, die er daselbst anlegte.

Auf einer Reise nach den böhmischen Molkenkurorten im Biliczer Gebirge hatte nämlich Mogalla die Ueberzeugung gewonnen, dass seine engere Heimat mit ihren Badeorten, vor Allem Reinerz, das sich durch seine Höhenlage — die höchste unter den Badeorten

Deutschlands — und subalpinische Flora auszeichnete, mit jenen Orten durchaus wetteifern könnte, und dass es sich sehr wohl der Mühe verlohnte, eine ähnliche Anstalt daselbst in's Leben zu rufen. Sein Wunsch war von bestem Erfolge gekrönt, indem die Breslauer Kriegs- und Domänenkammer im April 1800 eine solche Molkenanstalt in Reinerz errichten liess. Da Mogalla auch zugleich hier eine neue, bessere Art der Molkenzubereitung — auf chemischem Wege — als es die bisher in Böhmen geübte war, einführte, so gelangte Reinerz in seiner veränderten Gestalt sehr schnell zu hohem Ansehen, und von Jahr zu Jahr wuchs die Zahl der daselbst Hilfe und Heilung Suchenden.

Die Stadt Reinerz bewies ihre Dankbarkeit durch seine Ernennung zum Ehrenbürger.

Das Bad Liebwerda, um das er sich ebenfalls grosse Verdienste erworben, hat ihn durch eine auf seinen Namen bezügliche Inschrift auf der Denksäule geehrt.

Die Thätigkeit Mogallas wurde in den späteren Jahren direct dadurch noch segensreicher, dass er, bereits Medicinalrath seit 1803 und Director des Anatomie-Instituts seit 1804, im Jahre 1806 als dirigirender Arzt in den Typhushospitälern die zu der Zeit arg grassirende Typhusepidemie zu dämpfen verstand, und als die Rinderpest in Schlesien und der Grafschaft Glatz unermesslichen Schaden anrichtete, war er es wieder, dem es gelang, durch zweckentsprechende genial ersonnene Hilfsmittel das Uebel zu verdrängen.

In den Kriegsjahren 1813—1815 finden wir ihn in den Hospitälern und Lazarethen auf das Eifrigste beschäftigt.

Für seine dem Heere und dem Vaterlande geleisteten Dienste erhielt er das eiserne Kreuz. Im Jahre 1819 wurde er zum Königl. Regierungs-Medicinal-Rath ernannt und bald darauf mit der Direction des Medicinal-Collegiums betraut. Indess seine wankende Gesundheit nöthigte ihn, schon 1826 aus seiner bisherigen Stellung zu scheiden.

Bei seinem Abgange verlieh ihm der König in Anerkennung seiner vorzüglichen Leistungen den rothen Adlerorden dritter Klasse.

Am 15. October 1831 erlag er der Cholera.

Ueber seine sämmtlichen Schriften vergleiche Nowack, Schlesisches Schriftsteller-Lexikon, VI. Heft Seite 79.

Hervorgehoben zu werden verdienen:

Die Molkenanstalt in Reinerz, welche er als eine der besten zu gründen das Glück hatte und

Die Eisenquelle zu Cudowa, deren Beschreibung man ihm verdankt.

Johann Wendt.

Mit Wendt beginnt und schliesst gewissermassen eine Epoche; aufgezogen und herangebildet in den Principien der alten Medicin, welche noch recht wenig vom mittelalterlichen Schematismus eingebüsst, hat er mit bewunderungswürdiger Energie dahin gestrebt, die therapeutische Wirksamkeit des Arztes von allen abergläubischen, wissenschaftlich ungerechtfertigten Anhängseln zu befreien und jedwedes ärztliche Vorgehen immer wieder auf eine eingehende, sichere Beobachtungsweise zurückzuführen. Das Gebiet der Diagnostik, gewiss das wichtigste der gesammten medicinischen Wissenschaft, ist durch ihn nicht unwesentlich bereichert worden, und es ist dies ein um so grösseres Verdienst, als ihm durchaus unzureichende technische Hilfsmittel zur Seite standen, so dass ihm recht zahlreiche Schwierigkeiten entgegenrückten. Aber Fleiss und Ausdauer halfen ihm darüber hinweg, und was er als nützlich und gut erkannt, verstand er auch im praktischen Leben in richtiger Form anzuwenden, ohne sich um den Spott und Hass zu kümmern, denen jede Neuerung und Verbesserung ausgesetzt zu sein pflegt. Konnte er menschliches Elend, das ihm sein Beruf tagtäglich vor Augen führte, einigermassen lindern, so war sein Ehrgeiz schon voll und ganz befriedigt. Bestimmtheit und Consequenz im Handeln, Klarheit und Tiefe des Gedankens, Herzensgüte und persönliche Liebenswürdigkeit sind die Hauptcharakterzüge seines wechselreichen Lebens, die überall hervortreten, sei es am Krankenbett, sei es vom Lehrstuhl aus, und fast möchten wir sagen, dass diese vielleicht mehr geeignet waren, seinen Namen, wenn auch nur für kurze Zeit, der Nachwelt zu erhalten, als die grosse Zahl der auf uns gekommenen Schriften, die im Allgemeinen heute nur noch historischen, weniger wissenschaftlichen Werth besitzen. Indess hat durch diese Thatsache die Bedeutung Wendts nur wenig verloren, selbst wenn wir streng urtheilen wollten; denn einerseits können wir seine Leistungen nur mit einem seiner Zeit entsprechenden Maasse messen, und andrerseits hat gerade nach seinem Tode die

medicinische Wissenschaft in der kürzesten Zeit einen so ungeheuren Aufschwung genommen, wie nie vorher; fallen doch gerade die hervorragendsten Entdeckungen in die Mitte unseres Jahrhunderts, die unser Wendt nicht mehr erleben sollte. Mit seinem Tode hat also so zu sagen ein gewisses Entwicklungsstadium der medicinischen Wissenschaft zugleich sein Ende erreicht.

Johann Wendt wurde am 26. November 1777 in dem kleinen oberschlesischen Städtchen Tost geboren. Nachdem er den Elementarunterricht in Leobschütz genossen, überwies ihn sein Vater, welcher ausser einer Weinhandlung auch die Stellung eines Postcommissarius in Tost inne hatte, der Obhut einer Tante nach Troppau, woselbst er das Gymnasium absolvirte. Im Besitz des Reifezeugnisses wandte er sich an die Leopoldina nach Breslau, um philosophische Studien zu treiben. Zwei Jahre später folgte er einer Aufforderung seines Verwandten, des Geheimrathes und Professors Friedrich Wendt zu Erlangen, daselbst Medicin zu treiben, wurde jedoch bald durch einen glücklichen Zufall aus seinem neuen Wirkungskreise abberufen, und zwar wurde er durch den Bischof von Ermeland, der seinen Vater gelegentlich einer Durchreise durch Tost kennen gelernt und lieb gewonnen hatte, benachrichtigt, dass ihm die Ermeländische Stiftung zugewandt sei, aus welcher zwei Studirende und zwei Künstler während eines dreijährigen Aufenthaltes in Rom ausreichende Unterstützung und später noch Reisegeld erhalten sollten. Auf seiner Reise nach Rom berührte er Pavia und wurde hier mit dem berühmten Peter Frank näher bekannt, welcher ihm ein Empfehlungsschreiben an den hochbedeutenden, später auch politisch hervorragenden italienischen Arzt Corona übergab. Da ihm somit weite Kreise offen standen, fühlte sich Wendt recht bald in der römischen Hauptstadt heimisch, und die Fülle von Eindrücken, die er hier allenthalben empfing, sicherte diesem Aufenthalte in Rom eine bleibende Stätte in seinem Gedächtniss. Mit emsigem Fleiss besuchte er hier medicinische Vorlesungen und suchte sich nach theoretischer und praktischer Richtung für seinen Beruf vorzubereiten; dass ihm dieses recht wohl gelang, geht schon daraus hervor, dass er die für das Jahr 1797 von der Universität aufgestellten Preisaufgaben glänzend löste, wofür er nächst dem entsprechenden Preis auch den Doctorhut in der philosophischen und medicinischen Facultät erhielt. Dafür spricht ferner, dass er sofort, nachdem er in Besitz der ärztlichen Approbation gelangt, als Assistenzarzt in dem grossen Frauenhospital S. Giovanni in Laterano angestellt wurde, in welcher Stellung er bis zum Ende des Jahres 1798 verblieb. In der Zwischenzeit war er auch noch während der Invasion französischer Truppen nach Rom als Stabsarzt am Lazareth der polnischen Legion thätig gewesen.

Wendt entschloss sich nunmehr, dem klassichen Lande der Wissenschaften den Rücken zu kehren, um dem Wunsche seines Vaters, der ihn wegen seines hohen Alters noch zu sehen und bei sich zu haben begehrte, nachzukommen, und weil ausserdem die Zeit, während welcher ihm der Aufenthalt im Auslande gestattet war, bereits abgelaufen war. Indess reiste er zunächst nach Wien, um hier noch an dem Unterricht Peter Franks, welcher inzwischen hierher berufen worden, Theil zu nehmen, und er erwirkte auch noch die Erlaubniss, auf ein ferneres Jahr im Auslande verweilen zu dürfen. 1799 kehrte er in seine Heimat Schlesien zurück, unterwarf sich den Staatsprüfungen und liess sich dann, nach kurzem Aufenthalt in Berlin und Ohlau, 1802 in Breslau als Arzt nieder. Eine der ersten Auszeichnungen, die seiner Tüchtigkeit galt, war die Ernennung zum Mitglied der Jenaer mineralogischen Gesellschaft. Ihr folgte 1804 die Bestätigung seiner zu Rom erlangten Doctorwürde durch die Frankfurter Universität. Es währte nur kurze Zeit, bis es ihm gelang, sich einen achtunggebietenden Namen zu verschaffen. Namentlich erregten mehrere kleine Schriften von ihm Aufsehen wie: „Ueber das endemische-rheumatische Fieber, den Tanz, die Enthauptung (Fall Troyer) u. a. So war es möglich, dass ihm jedes Jahr neue Ehrenstellungen, neue Decorationen und Auszeichnungen eintrug, wie sie selten in einer Person vereinigt sind. Die öffentliche Laufbahn begann er 1809 mit seinem Eintritt in die Medicinalcommission, an deren Stelle später das Medicinalcollegium trat. 1810 wurde er zum Generalsecretär der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur ernannt, 1811 zum Medicinalrath. Gleichzeitig habilitirte er sich auf Grund seiner Dissertation „De Scarlatina" als Privatdocent an der Breslauer Universität und veröffentlichte noch mehrere Schriften wie: über den tollen Hundbiss, die chirurgische Heilmittellehre und über die physische Erziehung. 1812 wurde er Professor extraordinarius, 1813 ordinarius. Während der Freiheitskriege war er mit aufopferungsvoller Hingebung auf den Schlachtfeldern thätig und sorgte dafür, dass sämmtliche Verwundete einem entsprechenden Lazareth überwiesen wurden, wo ihnen ausreichende Hilfe zu Theil wurde. Der König von Frankreich belohnte ihn dafür mit dem Orden der Ehrenlegion und der Lilie. 1814 übernahm er die Direction des Kuh'schen Hausarmen-Medicinal-Instituts, in demselben Jahre wurde er Mitglied der Kais. Leopold. Akademie der Naturforscher und der Phys.-medicinischen Societät zu Erlangen. 1815 trat er in das eben gegründete Medicinalcollegium ein und veröffentlichte zu gleicher Zeit eine grössere Arbeit „über Lues," die noch in mehrmaliger Auflage, selbst in ungarischer Sprache, erschien; 1818 beschrieb er verschiedene Vergiftungen, 1819 den Scharlach und die letzte Krankheit Blüchers,

dessen behandelnder Arzt er gewesen. In dem nämlichen Jahre wurde er auch Mitglied der Halle'schen Naturforsch. Gesellschaft. 1820 wurde ihm der preussische rothe Adlerorden III. Klasse verliehen; 1822 erschien sein Buch über Kinderkrankheiten, wohl eins seiner besten Werke, das auch heute noch nicht ganz werthlos geworden. Von einer grösseren Reise (durch Frankreich, England, die Niederlande und die rheinischen Bäder) zurückgekehrt, wurde er 1823/24 zum Rector magnificus und ausserdem zum 1. Professor und Vorstand der Breslauer chirurgischen Lehranstalt erwählt, 1824, in welchem Jahre er den Charakter als Geheimer Medicinalrath erhielt, beschrieb er die Wasserscheu, die verborgenen Entzündungen und einen Prospectus materiae medicae, 1825 die Behandlung fieberhafter Krankheiten, 1828 die 3 Pockenformen, 1830 das russische Dampfbad. Im Jahre 1833 gab er die 2. Auflage seiner Arzneimittellehre heraus, wofür er vom österreichischen Kaiser die grosse goldene österreichische Verdienstmedaille erhielt. In der schweren Cholerazeit des vorhergehenden Jahres, die für ihn um so furchtbarer wurde, als er an dieser Krankheit seinen jüngsten Sohn verlor, war Wendts Thätigkeit äusserst segenspendend, und zwar gründete er sowohl eine Cholerazeitung, durch welche er belehrend auf die Masse einzuwirken suchte, als auch einen Cholera-Waisen-Verein. Auch empfing er zu dieser Zeit noch seitens des preussischen Königs die Schleife zum rothen Adlerorden, 1834 wurde er zum Director der delegirten Ober-Examinations-Commission und 1835 zum Mitglied der Academie royale de Médecine de France zu Paris und des Grossherzog. Badenschen Landwirthschaftlichen Vereins zu Carlsruhe ernannt. Da er sich durch eine Schrift über Kissingen namentlich um Baiern verdient gemacht hatte, verlieh ihm der König von Baiern 1838 das Ritterkreuz des Civil-Verdienst-Ordens. In den folgenden Jahren wurde er noch Mitglied einer grossen Anzahl gelehrter Gesellschaften, 1840 schrieb er über Warmbrunn, 1841 über Altwasser, wofür er vom König Friedrich Wilhelm IV. die grosse goldene Huldigungsmedaille erhielt. 1843 wurde er mit dem rothen Adlerorden II. Klasse mit Eichenlaub decorirt; 1844, schon schwerkrank, schrieb er noch vielleicht sein bestes Werk „über das Selbstbewusstsein“ und „über die Gicht.“ Am 13. April 1845 schied er aus dem Leben. Kurz vor seinem Tode wurde ihm noch die Freude zu Theil, von Schönlein, der hier beim Fürstbischof Diepenbrok auf Sendung des Königs behufs Consultation sich aufhielt, besucht und getröstet zu werden.

August Wilhelm Eduard Henschel.

A. W. E. Henschel, ein Sohn des rühmlichst bekannten Dr. Elias Henschel, dessen wir bereits eingehend Erwähnung gethan, wurde am 20. Dezember 1790 zu Breslau geboren; der äusserst lernbegierige Knabe erhielt anfangs Privatunterricht, später besuchte er die zur Zeit noch existirende Wilhelmsschule, sowie das Friedrichs- und Elisabethgymnasium. Eine zufällige Entdeckung gab dem erst 13jährigen Henschel Anlass, mit besonderem Augenmerk sich den naturwissenschaftlichen Fächern, namentlich der Botanik, zu widmen; er fand nämlich in den Bodenräumen seines Vaterhauses eine umfangreiche, von seinem Vater mit grösster Sorgfalt und Mühe angelegte Sammlung trockener Pflanzen, welche in ihm augenblicklich den Wunsch erregte, zunächst die deutschen Namen der einzelnen Pflanzen, sowie Einiges über die allgemeinen Sätze der botanischen Wissenschaft zu erfahren, und während er sich einer ähnlichen Arbeit zu unterziehen begann, trat er auch den der Botanik verwandten Wissenschaften näher. Als 15jähriger Student an dem Breslauer Collegium medico-chirurgicum beschäftigte er sich insbesondere mit Anatomie und Physiologie, ohne indess die Botanik zu vernachlässigen, und setzte diese Studien in Berlin am Ober-Collegium medicum erfolgreich fort, bis ihn Kränklichkeit nach Hause rief (1808). Es duldete ihn jedoch kaum ein Jahr in der Heimat; ein eifriger Anhänger Schelvers, begab er sich schon 1809 nach Heidelberg, um dessen medicinisch-physiologische Lehrsätze und Ideen selbst zu hören, musste aber seine Studien wiederum unterbrechen, weil die anhaltend sitzende Lebensweise auf seinen Körper nachtheilig einwirkte. Nach einjährigem Aufenthalt in Schlesien begab er sich zum zweiten Male nach Berlin, wo sich ihm jetzt an der daselbst neu begründeten Universität ausgezeichnete Gelegenheit bot, seine medicinische und philosophische Bildung unter Männern wie Reil, Hufeland, Horn, Gräfe, Fichte, Schleiermacher, Niebuhr, Wolf u. A. auf das Umfassendste zu erweitern. Nachdem die Breslauer Universität gegründet, kehrte er nach seinem Ge-

burtsort zurück, bestand bald darauf das Examen rigorosum und promovirte am 13. März 1813 als erster Doctor der Medicin der Breslauer Universität honoris causa gratis auf Grund seiner Dissertation „De asthmate millari et anginae polyposae diversitate".

Schon vorher, im Jahre 1812, war Henschel in die praktische Laufbahn eingetreten, indem er anfangs seinem Vater hilfreich zur Seite stand; die Kriegsjahre 1813 und 14, in denen Typhus-Epidemieen die Regel waren, nahmen seine Kräfte voll und ganz in Anspruch. Da er sich in dieser sorgenvollen Zeit als ein äusserst umsichtiger und tüchtiger Arzt erwies, der vor keiner Gefahr zurückscheute, wurde er schon nach kurzer Zeit als 3. Arzt am Hausarmen-Institut und als 2. an der israelit. Armen-Kranken-Anstalt angestellt. Ersteres Amt gab er 1816 wieder auf, letzteres behielt er für lange Zeit bei. Seine ersten, Horn und Hufeland dedicirten, schriftstellerischen Arbeiten publicirte er gelegentlich der Absolvirung der medicinischen Staatsprüfung; eine von diesen ist leider verloren gegangen.

Henschels medicinische Thätigkeit trat im Laufe der Zeit allmählich in den Hintergrund, es erschienen zwar noch später, wie z. B. 1831 während der Choleraepidemie einige grössere medicinische Arbeiten aus seiner Feder, welche berechtigtes Aufsehen erregten. Im Allgemeinen wandte er sich jedoch in der zweiten Hälfte seines Lebens von der eigentlichen Medicin fast ganz ab, ergriff dagegen ganz und gar das botanische Studium, für welches er ja frühzeitig Sinn und Verständniss an den Tag gelegt hatte, und habilitirte sich am 29. October 1816 als Privatdocent an der Universität Breslau durch eine Abhandlung: „Ueber die Natur der Pflanzen im Vergleich zu den übrigen Organismen." Einige Jahre später erschien sein bedeutendstes botanisches Werk „Von der Sexualität der Pflanzen", welches einen wahren Beifallssturm in Gelehrtenkreisen hervorrief, weil es nicht allein neue, grundlegende Ansichten offenbarte, sondern weil es namentlich für ähnliche experimentelle Arbeiten wundervolle Fingerzeige an die Hand gab. Wenn er auch vielfach, nicht gerade mit Unrecht, angefochten und bekämpft wurde, so gebührt ihm doch jedenfalls das Verdienst, auf diesen specielleren Zweig der Botanik mit der nöthigen Energie hingewiesen zu haben, der später zu so schöner und glanzvoller Entwicklung gelangen sollte. Interessant ist die Erwiderung, welche ihm Göthe zukommen liess. „Da er noch erlebe," schreibt Goethe, „dass so merkwürdige Erscheinungen der Wissenschaft aus seinen unschuldigsten Anregungen hervorgehen," so solle Henschel überzeugt sein, dass ihn seine Arbeit „nicht nur im Ganzen, sondern von Seite zu Seite interessire". Leider hatten die zahlreichen Anfeindungen, die sein Buch erfuhr und die natürlich eher in's Gewicht fallen mussten, als die noch zahlreicheren Lobes-

erhebungen, zur Folge, dass Henschel den verhängnissvollen Beschluss fasste, keinerlei Arbeit auf botanischem Gebiete mehr zu veröffentlichen. Seine Erfahrungen verwandte er jetzt einzig und allein auf die Vergrösserung und Verbesserung seines Herbariums, das sehr bald sich den Ruf erwarb, zu den bedeutendsten Deutschlands zu gehören. Auch hatte er immerhin als langjähriger Secretär der botanischen Section der vaterländisch-schlesischen Gesellschaft Gelegenheit, auf botanischem Gebiete, wenn auch in beschränktem Masse, sich thätig zu zeigen.

1821 erfolgte seine Ernennung zum Professor extraordinarius, nachdem er ein Jahr vorher zum Christenthum übergetreten war, gleichzeitig veröffentlichte er seine Dissertatio historico-botanica de Aristotele botanico philosopho. 1832 erhielt er die ordentliche Professur in der medicinischen Facultät der Universität Breslau, bei welcher Gelegenheit er eine Abhandlung: „Vita Rumphii, Plinii indici; accedit specimen materiae Rumphianae" herausgab. 1852 bis 53 bekleidete er die Würde eines Rector magnificus, das Decanat hatte er mehrere Mal inne. Seine Vorträge umfassten recht umfangreiche Gebiete, er las über Semiotik, Diagnostik, Geschichte und Encyklopädie der Medicin, Materia medica, allgemeine Pathologie, Anatomie und Physiologie der Gewächse, natürliche Pflanzenfamilien und einige andere Themen.

Henschels grösste Verdienste sind seine Leistungen auf historisch-naturwissenschaftlich-medicinischem Felde, sie liegen weniger auf botanischem Gebiete. Gewöhnt, bei seinen botanischen Studien stets nach dem Ursprung des bisher Bekannten, nach den Quellen und Ueberlieferungen zu forschen, bildete er sich mehr und mehr zum Historiker aus, so dass er mit der Zeit ausschliesslich sich mit Geschichte, namentlich der Medicin, beschäftigte. Seine bedeutendsten historischen Arbeiten sind: „Ueber berühmte Aerzte Schlesiens im 16. Jahrhundert, 1819. — Jatrologiae Silesiae specimen I., exhibens brevissimam medicorum Silesiorum saec. 13—16 notitiam, catalogo medicorum Silesiorum recentiorum adjecto, 1837 (Festschrift zum 50jährigen Doctorjubiläum seines Vaters). — „Zur Geschichte der Medicin in Schlesien: die vorliterarischen Anfänge, 1837." Zur Geschichte der botan. Gärten und der Botanik überhaupt in Schlesien (Allgemeine Gartenzeitung) 1837. — „Nachträge zur Geschichte der Medicin in Schlesien im 13. Jahrhundert." — „De codicibus medii aevi medicis et physicis bibliothecarum Vratislaviensium manuscriptis notitiae quaedam generalis adjecta eorundem catalogi particula prima (Festschrift zum 50jährigen Doctorjubiläum von Ernst Horn, 1847). — „Catalogi Mss. Vratisl. etc. particula secunda — inest Synopsis chronologica scriptorum medii aevi medicorum ac physicorum, qui codicibus Biblio-

thecarum Vratislaviens. continentur" (Festschrift zum 50 jährigen Doctorjubiläum von W. Remer). — „Schlesiens wissenschaftliche Zustände im 14. Jahrhundert," 1850. — „Crato von Craffttheims Leben und ärztliches Wirken". — „De praxi medica Salernitana commentatio, cui praemissus est anonymi Salernitani de adventu medici ad aegrotum libellus e Compend. Salernit. 1850". — „Francesco Petrarca, seine Bedeutung für Gelehrsamkeit, Philosophie und Religion, 1853." — Ausserdem hat er mehrere grössere Arbeiten in der Zeitschrift „Janus, Centralmagazin für Geschichte und Literaturgeschichte der Medicin" veröffentlicht.

Seit 1850 begann Henschels Gesundheit zu wanken, und trotz mehrmaliger Badereisen vermochte er sich nicht mehr vollständig zu erholen. Nach schweren Leiden starb er am 24. Juli 1856. Sein letzter Wille zeugt noch von seiner edelmüthigen Gesinnung, indem er seine grossartige Büchersammlung der Breslauer Studentenbibliothek und sein Herbarium von 40,000 Pflanzen der vaterländisch-schlesischen Gesellschaft zum Eigenthum überliess.

Ueber Henschel als Historiker hat Ferdinand Cohn nach eingehender Beschäftigung mit seinen Werken sein Urtheil in folgende Worte zusammengefasst: „H. war ein ausgezeichneter Historiker, gründlich, zuverlässig, erschöpfend, dabei voll Wärme der Darstellung und von allgemeinen weiten Gesichtspunkten, der wahre „Schliemann" der Schlesischen Geschichte der Medicin, der vergessene Literaturgrössen ab incunabulis ausgrub. Wir haben seine Bedeutung, da er lebte, gar nicht genug gewürdigt, weil sein bescheidnes Wesen ihn nicht an's Licht treten liess." —

Heinrich Robert Goeppert.

Es kann an dieser Stelle nicht unsere Aufgabe sein, unsern grossen Landsmann Goeppert in seiner Bedeutung für die Naturwissenschaften, als Pfadfinder in einer untergegangenen, von ihm reconstruirten Pflanzenwelt, als einen der hervorragendsten Physiologen und Anatom auf dem Gebiete der Botanik, als erfolgreichen Forscher in der Entwickelungsgeschichte und Morphologie der Pflanzen zu feiern. Diese Würdigung fand er seiner Zeit von der berufensten Seite in den Gedenkreden Ferdinand Cohns*). Wir haben uns hier auch nicht mit Goeppert als dem Neubegründer und Präsidenten der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur zu befassen; in dieser Hinsicht hat seines Nachfolgers Heidenhain**) treffliche Rede den unvergänglichen Werth des Mannes uns klar und rückhaltlos geschildert. Die Thätigkeit eines rastlosen Geistes, wie Goeppert es war, ist damit noch nicht erschöpft, sondern nur in ihren stärksten Aeusserungen gekennzeichnet. Hier ist der Ort, uns zu erinnern, dass Goeppert auch Mediciner war und als solcher, wenn auch nur den kleineren Theil seines langen Lebens, wie sein Vorgänger Professor A. W. Henschel, der sich von der Botanik ab der Geschichte der Medizin zuwandte, segensreich und anregend gewirkt hat, auf praktischem und literarischem Gebiete. Diese Erwägung rechtfertigt es, wenn wir in dieses Werk, seinem Zweck entsprechend, die Biographie Goepperts einreihen; dass wir aber damit nicht allein stehen, zeigt uns die Aufnahme Goepperts in das von Hirsch unter specieller Redaction Gurlts herausgegebene „Biographische Lexikon hervorragender Aerzte“ (Bd. II. S. 587).

Heinrich Robert Goeppert wurde am 25. Juli 1800 zu Sprottau in Niederschlesien als Sohn des Apothekers Goeppert, der zugleich Forstrath der Stadt war, geboren und verdankte die Neigung für

*) Cf. 62. Jahresbericht der Schlesisch. Ges. 1885 ersch. S. XII — XXVII, und Breslauer-Zeitung. 1884 No. 349, 364, 394.

**) Cf. 62. Jahresber. S. II.—XII.

die Naturwissenschaften, die sich schon während seiner Schuljahre zeigte, dem Gewerbe und Amte des Vaters. Im Jahre 1812 bezog er das Gymnasium zu Glogau, das er 1813 verliess, um seine Gymnasiallaufbahn noch in Breslau auf 2 Gymnasien bis z. J. 1816 fortzusetzen. Hier war es besonders ein Lehrer des katholischen Gymnasium, Kaluza, der den Sinn des Knaben für Botanik weckte, so dass Goeppert seinen Aufenthalt in dieser Stadt schon damals zum eifrigen Besuch des botanischen Gartens benutzte. Doch 1816 schon nahm die glückliche Schulzeit für ihn ein Ende, da er, dem Wunsche des Vaters folgend, nunmehr in dessen Apotheke seine Lehrlingszeit beginnen sollte, um später das Geschäft des Vaters weiterführen zu können. Vier Jahre später legte er vor der Prüfungscommission unter Vorsitz des Professors der Botanik an der Universität Breslau, L. Chr. Treviranus, der sich als Pflanzenphysiologe einen bedeutenden Ruf erwarb, sein Gehilfenexamen mit Auszeichnung ab und setzte danach in der Apotheke seines Grossvaters zu Neisse die praktische Thätigkeit fort. Aber diese Beschäftigung vermochte nicht lange, ihn zu fesseln; der Drang nach Erweiterung seiner Kenntnisse und nach einem höheren Ziele bemächtigte sich seiner, so dass der Vater schliesslich, als das fernere Bestehen der Apotheke durch den Eintritt eines jüngeren Sohnes in die Officin gesichert war, dem älteren die Erlaubniss gab, seine Stellung aufzugeben und nach Breslau zurückzukehren.

Nachdem er das Maturitätsexamen bestanden hatte, wurde er im Wintersemester 1821 unter dem Decanat von Treviranus, an den er sich in seinen ersten Studienjahren besonders eng anschloss, in das Album der medicinischen Facultät eingetragen. Sein Studiengang erstreckte sich gleichmässig auf die Medicin (Otto, Remer u. A.) und Naturwissenschaften (Treviranus u. A.) und, von der Wichtigkeit einer allgemeinen Bildung überzeugt, hörte er daneben philosophische und historische Vorlesungen. Zu einem seiner Lehrer, dem Kliniker Remer, trat er später in enge verwandtschaftliche Beziehungen, indem er sich mit einer Tochter desselben vermählte und nach ihrem Tode mit ihrer Schwester die zweite Ehe einging. Als Goeppert am Ende des dritten Studienjahres stand, gerieth er durch seine lebhafte Theilnahme an den deutschen Burschenschaftsbestrebungen, deren bei den Behörden verpönte Ideale die Freiheit und Einheit Deutschlands waren, in Conflict mit den Universitätsbehörden, welche die Relegation über ihn verhängten und somit sein ferneres Studium beinahe unmöglich machten. Es gelang ihm jedoch, die Erlaubniss zu erhalten, sein Studium an der Berliner Universität fortzusetzen, allerdings musste er sich die polizeiliche Aufsicht gefallen lassen. Er erfreute sich in Berlin des Umgangs mit den Botanikern Link,

Schlechtendal und Heyne, verkehrte viel mit Chamisso und im Mendelssohn'schen Hause, einer Pflegestätte der Musik, an der Goeppert hohe Freude fand. Schon im Januar 1823 wurde er von Link zum Doctor med. promovirt auf Grund seiner von Treviranus angeregten Arbeit: „Nonnulla de plantarum nutritione", in der „sich schon," wie Ferdinand Cohn sagt, „der exacte Experimentator, der kritische Beobachter zeigt." Es opponirten ihm zwei seiner Berliner Freunde, mit denen er im Jahre 1824 auf der Schneekoppe einen Bund der Treue gesschlossen hatte, Brandt, später Zoologe und Akademiker in Petersburg, und Ratzeburg, später Professor an der Forstakademie zu Eberswalde. Im Jahre 1826, nach beendetem Studium, liess sich Goeppert in Breslau, dem er nunmehr als einer seiner besten Bürger treu blieb, als praktischer Arzt nieder. Ein Jahr später habilitirte sich Goeppert als Privatdocent in der medicin. Facultät, zu deren Disciplinen damals auch die Botanik gehörte, mit einer Schrift über die Wirkung der Blausäure auf die Pflanzen (De acidi hydrocyanici vi in plantas commentatio). Zugleich hebt in Goepperts Innerm der Jahre dauernde, edle Wettstreit zwischen seinem humanen Sinn und seiner wissenschaftlichen Neigung an. Während diese ihn auf die Naturforschung besonders in der Pflanzenwelt hinweist, zwingt ihn jener, seine Kräfte in den Dienst der leidenden Menschheit zu stellen. Es ist bewundernswerth, wie er beiden neben einander herlaufenden Richtungen vermöge seiner Arbeitslust und Gewissenhaftigkeit gerecht wird und ihnen folgt, bis die Neigung zur Naturforschung obsiegt. Aber auch dann ist sein Ziel, die Resultate seiner Forschungen der Mitwelt nutzbar zu machen, weil ihn sein Herz dazu treibt.

Auf umfangreiche Privatpraxis kam es dieser Persönlichkeit nicht an, er wollte mit seinem medicinischen Wissen grösseren Kreisen nützen. So ist er nun Jahre lang als städtischer Armenarzt beschäftigt und, während er Conservator am botanischen Garten ist (seit 1827); während er seines Lehramtes für allgemeine Pathologie und Therapie und desjenigen für Arzneimittellehre an der Med.-Chirurg. Lehranstalt waltet (seit 1830); während er seine Untersuchungen über das Verhalten der Pflanzen dem Temperaturwechsel gegenüber anstellt und veröffentlicht, übt er die ärztliche Praxis aus im katholischen Gymnasium (seit 1826), im Elisabethospital (1829) und endlich im Allerheiligen-Hospital (seit 1830). — Bei keiner Gelegenheit aber treten die Schaffensfreude, die Arbeitskraft des jugend-

*) In den Jahren 1827—30; cf. Ferd. Cohn im „Jahresbericht der Schles. Ges." S. XVIII. 1830 erschien G.'s Arbeit „Ueber die Wärmeentwickelung in den Pflanzen, deren Gefrieren und Schutzmittel gegen dasselbe."

lichen Mannes, sein bedeutsames Wirken als praktischer Arzt in helleres Licht als zur Zeit der Cholera-Epidemie in Breslau 1831, einer Periode seiner Thätigkeit, über die wir den fast actenmässigen Beleg in der Schlesischen Cholera-Zeitung vor uns haben.

Als Mitglied des ärztlichen Comités für Schlesien, dem neben ihm unter Anderen Wendt, Krocker, Ebers und Henschel angehörten, betheiligte er sich an der Herausgabe dieser Zeitung. Er selbst konnte während der Epidemie reiche Erfahrungen sammeln und eingehendste Beobachtungen und Untersuchungen anstellen, da ihm und seinem Collegen Dr. Seidel die Leitung eines besonderen Cholera-Hospitals in Neu-Scheitnig übergeben war. Ueberaus häufig begegnen wir seinem Namen in den Spalten des während der Monate October 1831 bis Februar 1832 erscheinenden Blattes. — Er giebt Rathschläge, wie man die schädliche Einwirkung des Chlors auf die Respirationsorgane verhindern kann; welches die beste Art der Erwärmung Cholerakranker und das beste Mittel gegen Wadenkrämpfe sei. In einem kleinen Aufsatze (in No, 11. S. 87) spricht er sich aus theoretischen und Erfahrungsgründen für die Chlorräucherungen aus, welche sich im katholischen Gymnasium als Schutzmittel gegen die Cholera bewährt zu haben schienen. In den Sitzungen der medic. Section der Schles. Gesellschaft, deren Protokolle in der Zeitung im Auszuge mitgetheilt werden, liest Goeppert amtliche Berichte von Collegen ausserhalb Breslaus vor, referirt über die Literatur betreffend die Cholera, spricht über die Wirkung von Arsenik gelegentlich eines von einem Apotheker vorgelegten Heilmittels gegen Cholera und Arsenikvergiftungen u. s. w. In zwei vortrefflichen graphischen Darstellungen giebt er, auf amtliche Feststellungen sich stützend, uns ein anschauliches Bild von der Entwickelung der Cholera in Breslau und von dem Sterblichkeitsverhältniss der Civilpersonen in Breslau von Woche zu Woche aus den Jahren 1830 und 31, mit Berücksichtigung des Antheils der Epidemie; es sind dies vielleicht die ersten mit ausserordentlich instructiven Curven versehenen Tafeln. Ueber seine Thätigkeit als Arzt instruirt uns der von ihm und Dr. Seidel erstattete, ausführliche und gediegene Bericht*) über das Cholera-Hospital No. III. Der reiche Inhalt zerfällt in eine allgemeine Bemerkungen über den Ort, die Aerzte, das Hilfspersonal u. s. w. enthaltende Einleitung, an die sich eine Darlegung der „pathognomischen Zeichen der Cholera“ anschliesst. Dann wird der Verlauf der Krankheit geschildert und, nach einer kurzen Auslassung über die prognostischen Kennzeichen, den ätiologischen Verhältnissen in den einzelnen Krankheitsfällen eine Be-

*) No. 5 u. 7 der Neuen Folge und Nr. 1 der Letzten Folge der Zeitung.

sprechung gewidmet. Den Schluss bildet eine gedrängte Uebersicht über die angewandten Heilmittel und die damit erzielten Resultate: Eingestreut sind an den verschiedensten Stellen des Hospital-Berichtes tabellarische Zusammenstellungen über die Symptome der Krankheit, ihre Dauer und das Sterblichkeitsverhältniss von verschiedenen Gesichtspunkten aus u. s. w. — Diese bieten, zusammen mit den übrigen amtlichen Breslauer Listen, das umfangreiche Material zu den für die damaligen Verhältnisse ganz ausgezeichneten statistischen Untersuchungen des jungen Professors über „die Cholera in Breslau," welche den zusammenfassenden Finalbericht der Ch.-Zeitung, den 18. Februar 1832, bilden. Die Untersuchungen erstrecken sich auf das Alter der Erkrankten, ihren Stand, ihr Gewerbe und die Verbreitung der Epidemie in den Strassen und einzelnen Häusern; der Verfasser schliesst damit, dass er sich auf Grund der Untersuchungen für die Contagiosität der Krankheit mit einigen Worten ausspricht.

Bedenken wir, dass neben der Arbeit, die diese Publicationen erforderten, die praktische ärztliche Thätigkeit nebenherging und das Fundament für jene bildete, so ist das, was der junge Professor extraordinarius (seit 1831) in diesen 4 schweren Monaten (October — Januar) leistete, in der That Staunen erregend, und die medicinische Wissenschaft, speciell die Breslauer Facultät, konnte es nur schmerzlich empfinden, dass Goeppert später diesen unermüdlichen Fleiss ausschliesslich der Botanik zuwandte. Der Uebergang geschah allmählich; im Jahre 1830 war er zwar schon Secretär der naturwissenschaftlichen Section der Schl. Gesellschaft, aber seine ein Jahr später erscheinende Abhandlung: „Ueber die Wichtigkeit der naturwissenschaftlichen Studien für die zukünftige Ausbildung des Arztes" documentirt doch noch seine Zugehörigkeit zur medicinischen Welt. Als er hingegen im Jahre 1832 auf der Naturforscherversammlung zu Wien mit grossem Beifall einen Vortrag über ein Thema aus der Botanik gehalten hatte und 1833 durch Otto aufgefordert wurde, die fossile Flora Schlesiens zu bearbeiten, war die künftige Richtung seiner wissenschaftlichen Laufbahn, die ihn von der Medicin abführen musste, ihm klar vorgezeichnet. Der medicinischen Facultät gehörte er, seit 1841 als Professor ordinarius, noch bis zum Jahre 1851 an, obschon er in der Zwischenzeit bereits seine bedeutenden Arbeiten über die Coniferen, die fossilen Farnkräuter, die Entstehung der Steinkohlenlager, den Bernstein u. s. w. sowie Abhandlungen aus dem Gebiete der vergleichenden Pflanzenkunde veröffentlicht hatte. Es sind nur wenige Erzeugnisse seiner literarischen Thätigkeit, in denen uns noch der M e d i c i n e r Goeppert entgegentritt. In dieser Hinsicht sind von gewissem Interesse die 1835 ver-

öffentlichte Arbeit: „Die in Schlesien wildwachsenden officinellen Pflanzen“ und ein Werk aus dem Jahre 1857: „Die officinellen und technisch wichtigen Pflanzen unserer Gärten“ (Görlitz), wenngleich auch diese beiden Schriften sich in erster Reihe an die Pharmaceuten wenden.

Speciell für „Aerzte und Wundärzte“ verfasste er sein Werk „Ueber die chemischen Gegengifte“, welches er ursprünglich nur für seine Zuhörer an der medic.-chirurgischen Lehranstalt 1842 bestimmt hatte, aber wegen der günstigen Aufnahme desselben im Jahre 1843 in zweiter, erweiterter Auflage nebst einer „tabellarischen Uebersicht der Gifte und ihrer Gegengifte“ publicirte. In der Vorrede spricht er seinen Wunsch aus, mit diesem Werke „einiges zur erspriesslichen Anwendung einer Wissenschaft beizutragen, der ich stets grosse Theilnahme zuwandte, obschon ich selbst, jetzt andere literarische Richtungen verfolgend, mich nicht mehr, wie früher, mit der specielleren Bearbeitung derselben zu beschäftigen im Stande bin.“

Den ärztlichen Beruf hat Goeppert bis 1848 am Allerheiligen-Hospital und bis 1849 noch am katholischen Gymnasium ausgeübt, und noch im vorletzten Decennium seines Lebens prakticirte er im engsten Kreise, wie Ferdinand Cohn uns erzählt.

Im Jahre 1851 trat Goeppert zur philosophischen Facultät über, in der er das Ordinariat für Botanik als Nachfolger Nees v. Esenbeck's, der die Demission bekommen hatte, erhielt und die Leitung des botanischen Gartens übernahm, der ein unvergängliches Zeugniss für das Schaffen des Mannes und eins der populärsten existirenden Institute geworden ist. Die medicinische Facultät der Universität gab bei seinem Facultätswechsel ihrem Schmerz über den Verlust in ihrem Facultätsalbum beredten Ausdruck.

Noch 33 Jahre war es Goeppert vergönnt, im Dienste seiner botanischen Wissenschaft als Forscher und Lehrer Bedeutendes zu leisten und ein Ruhmesblatt dem andern hinzuzufügen, bis er am 18. Mai 1884 diese Welt verliess. Es wäre hier unangebracht, die Werke alle aufzuzählen, die ihn zu einem der grössten Paläontologen und seinen Namen in so vielen praktischen Zweigen menschlicher Thätigkeit zu einem der populärsten machten. Keine irgendwie bedeutende, naturwissenschaftliche Gesellschaft hat es verabsäumt, ihm den schuldigen Tribut der Anerkennung darzubringen. Medaillen wurden ihm als dem Würdigsten verliehen, Preise wiederholt ihm zugesprochen. Wohl selten hat ein Mensch so viele Verkünder seines Ruhms aus den verschiedensten Schichten des Volkes gefunden, wie Goeppert, weil er mit seinem streng wissenschaftlichen Geist einen eminent praktischen Sinn verband. Daher fanden seine

Worte lebhaften Anklang in der Seele des Forstmannes, des Gärtners und des Landwirths, wie bei seinen wissenschaftlichen Fachgenossen. Daher konnte er für die Entwickelung der heimatlichen Provinz und deren Hauptstadt ein so überaus werkthätiges Mitglied werden, ohne das ein gemeinnütziges Unternehmen gar nicht in's Leben treten zu können schien. Wo es sich um Verschönerung der Stadt, um Hebung ihres Ansehens, um Besserung der Gesundheitsverhältnisse handelte, stand er in der vordersten Reihe der Bewohner Breslaus, dem er den botanischen Garten, das Museum der Künste und der Botanik, die Promenade und andere werthvolle Institute schuf oder schaffen half. Des Lebens ungemischte Freude ist, nach Menschenloos, auch ihm nicht zu Theil geworden; trafen ihn doch in seinen letzten Jahren schwere Verluste in seiner eigenen Familie, durch den Tod seines hochangesehenen Sohnes und der eignen Gattin; durch rastlose Thätigkeit suchte er den Schmerz zu betäuben. Goeppert gehört zu jenen bedeutenden Männern, die „gelebt haben für alle Zeiten," weil sie „den Besten ihrer Zeit genug gethan." Sein Bildniss ziert die von ihm begründete Promenade.

Carl Wilhelm Klose.

Obwohl Klose der neueren Zeit angehört, in welcher bereits Sinn und Verständniss für Kunst und Wissenschaft allgemeineres Eigenthum geworden, gehört er doch gerade in die Reihe derjenigen, welche, von ihren Zeitgenossen unterschätzt, in der Menge verschwanden und wohl für immer der Nachwelt unbekannt geblieben wären, hätten sie nicht schriftliche Arbeiten geschaffen, denen ein Jeder, der nur einen Blick auf sie wirft, unbedingt Achtung zollen muss.

Der Verfasser würde sich glücklich schätzen, wenn es ihm gelänge, mit nachfolgender Vita die Bedeutung dieses so gut wie vergessenen Arztes in's rechte Licht zu stellen.

Carl Wilhelm Klose*) wurde am 17. Februar 1803 zu Polnisch- (jetzt Gross-) Wartenberg als Sohn mittelloser Webersleute geboren. Er genoss nur den nothdürftigsten Unterricht, zeigte aber von Anfang an hervorragende geistige Eigenschaften; es war daher natürlich, dass er nicht mit der rechten Lust an die Barbirkunst, für die er bestimmt wurde, heranging. Schon nach sehr kurzer Zeit verliess er die Barbirstube, um sich nach Breslau zu begeben, und daselbst seine Wissbegierde zu befriedigen.

Mit geringen Kenntnissen in der lateinischen Sprache ausgestattet, in welcher ihn der Geistliche seines Heimatsortes unterrichtet hatte, trat er, 16 Jahre alt, in die Sexta unseres Matthiasgymnasiums ein. Zwar fand er Leute, die sich seiner annahmen und ihn unterstützten, auch ertheilte er kleineren Kindern Privatunterricht, aber der Verdienst war so gering, dass er auch nicht den bescheidensten Bedürfnissen gerecht werden konnte.

1826 bestand er auf das Glänzendste die Abiturienten-Prüfung,

---

*) Nicht zu verwechseln mit Carl Ludwig Klose, wie wir es leider auch in den Acten der vaterländischen schlesischen Gesellschaft finden. Dieser war ein Breslauer Kind, Professor ordinarius für die gerichtliche Medicin an hiesiger Universität und wurde 1863 als Regierungs-Medicinalrath in Königsberg angestellt.

und am 24. October desselben Jahres wurde er im Alter von 24 Jahren gleichzeitig in der katholisch-theologischen und medicinischen Facultät der Breslauer Universität immatriculirt, wandte sich jedoch bald darauf ausschliesslich dem medicinischen Studium zu. Klose kannte die Studentenzeit nur von der mühevollen, beschwerlichen Seite, ihre Annehmlichkeiten und Genüsse waren für ihn unerreichbar; er rieb sich förmlich in der Arbeit auf; dazu veranlasste ihn einerseits die Sorge um seinen Lebensunterhalt und andererseits das hohe Interesse, das ihn für seine Wissenschaft belebte; wurden doch viele seiner Arbeiten preisgekrönt.

Er legte eine so ausgezeichnete Staatsprüfung ab, dass ihm, wie sonst selten geschah, die Approbation als praktischer Arzt, Geburtshelfer und Wundarzt ertheilt wurde.

Am 10. October 1830 wurde er auf Grund seiner Dissertation: „De hernia crurali" zum Dr. med. et chirurgiae promovirt. Vier Jahre arbeitete er dann als Assistent in der chirurgischen Klinik unter Prof. Benedikt, eine Zeit lang auch in der Anatomie unter Otto und Barkow und zeigte sich in dieser Zeit sowohl als sehr tüchtiger, wie als gewissenhafter Arzt, der mit Ernst seinen Beruf erfasste und die Fortschritte der Wissenschaft nie ausser Augen liess. Das Jahr 1835 war für ihn ein wichtiger Wendepunkt; er erhielt in dieser Zeit nach gut bestandener Prüfung das Qualificationszeugniss zur Bekleidung einer Physicats-Stelle und wurde Privatdocent an der Breslauer Universität „für die Fächer der Interpretation alter Aerzte der legalen Medicin und ausgewählte Capitel der Chirurgie."

1846 wurde ihm die Stelle eines dirigirenden Arztes am Hospital der Barmherzigen Brüder übertragen und damit einer seiner Hauptwünsche erfüllt. Mit ihm begann zweifellos eine neue Aera für das Hospital.

Während dasselbe bisher gewissermassen mehr nur Handwerkerdienste in der Medicin geleistet, wurde ihm jetzt eine wissenschaftlichere Grundlage zu Theil, zumal es nächst der Krankenpflege in gewisser Hinsicht auch Lehrzwecken diente; denn in der Umgebung Kloses befand sich stets eine Anzahl jüngerer Aerzte, welche sich glücklich schätzten, unter seinen Auspicien am Krankenbett und Operationstische Erfahrungen zu sammeln.

Zwanzig Jahre hindurch stand Klose zum Segen der Kranken an der Spitze dieses Institutes; nur immer mehr zunehmende Kränklichkeit konnte ihn bewegen, dieses ihm so äusserst lieb gewordene Amt aufzugeben.

1853 berief man ihn in die ärztliche Prüfungscommission, entzog ihm jedoch bald darauf aus bisher unbekannten Gründen diese Berechtigung.

1854 wurde er zum Physikus des Landkreises Breslau ernannt, für welches Fach er namentlich sehr geeignet war, da er sich mit grosser Vorliebe seither dem Studium der gerichtlichen Medicin gewidmet hatte, und zwar leistete er darin so Ausgezeichnetes, dass man in den schwierigsten Fällen sein Gutachten als das massgebende einzuholen pflegte.

Er war auch, wie mir sein College, Dr. Asch, einer seiner vertrautesten Freunde, versichert, Bahnbrecher in der conservativen Chirurgie, wie er auch die neue Fortschrittszeit durch das Mikroskop und die Chemie ahnte.

1861 wurde er mit dem Titel eines Königlichen Sanitätsrathes bedacht, für so viele Dienste vielleicht eine zu geringe, jedenfalls eine sehr späte Auszeichnung.

Am 10. November 1865 schied er, 62 Jahre alt, aus seinem mühevollen Leben infolge einer Lungenentzündung, die er sich bei einer Berufsreise nach Posen zugezogen hatte.

Klose war als Arzt äusserst gern gesehen, und dieser Beliebtheit entsprach eine umfangreiche Praxis, besonders als Geburtshelfer und Augenarzt, so dass ihm nur wenig Zeit für wissenschaftliche Arbeiten blieb. Er konnte für diese eben nur die Nächte auf Kosten seiner Gesundheit verwenden. Dabei sah er nicht schlimm aus, sondern erfreute sich noch einer ziemlichen Beleibtheit. Er hatte ein sogenanntes Kindergesicht mit klugen, schönen und gutmüthigen Augen.

Ein Theil seiner Arbeiten, die sich namentlich auf dem Gebiete der Chirurgie und zwar der von ihm angebahnten conservativen Chirurgie bewegten, erschien in der Günsburg'schen Zeitschrift, ein anderer in der Prager Vierteljahrschrift.

Wir lassen hier die Titel der bedeutendsten unter ihnen folgen:

„Revision der Lehre von dem Knochenbrande und dem Knochenwiederersatz vom klinischen Standpunkte vorgenommen.

„Die Meningo-Osteophlebitis“.

„Der Idiotismus in Schlesien“. Eine staatsarzneiwissenschaftliche Skizze.

„Medicinische Topographie des Breslauer Landkreises“.

„Der porotische Knochen und seine Erkrankungen“.

„Das Leben im venösen Geschwür“. Ein helkologischer Beitrag.

„Das überwuchernde Geschwür“ (Ulcus prominens), ein fernerer Beitrag zur Helkologie.

„De ossium curvatorum resectione cuneiformi. Gratulationsschrift zur 50jährigen Jubelfeier des Professors der Chirurgie F. G. Benedikt.“

An letzter Stelle erwähnen wir hier sein bedeutendstes Werk „Die Epiphysentrennung, eine Krankheit der Entwickelungszeit", deren Hauptgrundsätze im Ganzen und Grossen noch heute massgebend sind.

Der Werth dieser Arbeit geht recht klar aus der technischen, hier folgenden Recension hervor, welche Herr Hospitalarzt Dr. O. Janicke so freundlich war, im Interesse dieser Arbeit anzufertigen:

„Unter voller Berücksichtigung zunächst der normalen anatomischen Verhältnisse des jugendlichen Röhrenknochens entrollt Klose im Hinblick auf die von ihm auf's Sorgfältigste beobachteten pathologisch-anatomischen und klinischen Thatsachen ein Bild von der heut als „genuine acute infectiöse Osteomyelitis" bekannten Krankheit, wie es abgesehen von Einigem noch jetzt als mustergültig betrachtet werden darf. Ein besonderes Augenmerk hat er dabei, durch zahlreiche eigene Erfahrungen dazu veranlasst, auf die Epiphysentrennungen der von der Krankheit befallenen Knochen gerichtet. Die hochgradige Betheiligung des Knochenmarks und des Periosts sowie die Beeinträchtigung der die Ernährungsbrücke zwischen diesem und für den Knochen selbst herstellenden Gefässe erklären ihm die verhängnissvolle Wirkung der Krankheit auf die Knochen in specie auf den Epiphysenknorpel derselben (membrana pulposa genannt) sowie endlich auf den betreffenden Organismus im Allgemeinen; die Eigenthümlichkeit des von Klose besonders berücksichtigten Processes der Epiphysentrennung bringt ihn dazu, der Krankheit eine Sonderstellung einzuräumen und sie von der mit Totalnekrose der Diaphysen einhergehenden Knochenmark- oder Periostentzündung zu trennen. Der Verfasser nimmt damit allerdings einen Standpunkt ein, der heute nicht mehr Geltung besitzt. Aber Klarheit und Einfachheit der Darstellung sind offenbar der Ausfluss genauer Beobachtung und der daraus resultirenden Kenntnisse der Dinge. Diese gipfelt denn auch in dem noch heute zu Tage vollgiltigen Rathe für die Theraphie, das Periost so zeitig wie möglich rücksichtslos zu spalten, um so den Knochen und das Leben bedrohenden Noxen den Weg nach aussen frei zu machen."

Ausserdem sind noch viele Manuscripte von Klose erhalten, darunter: Die Eklampsien als Entwickelungskrankheiten, Vorlesungen über Aretaeus, die Lebensversicherung vom ärztlichen Standpunkte aus und Anderes.

Ein eigenes Missgeschick ereilte Klose mit Bezug auf seine grösste Arbeit „Die Geschichte der geographischen Verbreitung der Krankheiten", an welcher er 20 Jahre auf das Fleissigste gearbeitet. Sein Verleger beging nämlich die Unvorsichtigkeit, das Manuscript, das sich bereits vollständig in seinen Händen befand, unfreiwillig

einem Bücherballen beizufügen, der für eine andere Bibliothek bestimmt war, wobei dasselbe unwiederbringlich verloren ging. Ehe Klose die Verstimmung über den Verlust überwand und die entsprechende Zeit fand, von Neuem an diese mühevolle Arbeit zu gehen, schrieb Professor Dr. Hirsch sein Werk über dasselbe Thema, so dass Klose davon abzustehen sich genöthigt sah.

Wenn auch Klose nach aussenhin wenig hervortrat und sich nicht gerade grosser Gunstbezeugungen zu erfreuen hatte, so wird man doch, wenn man unbefangen urtheilt, in richtiger Erkenntniss der Sachlage, Klose den Ruhm eines äusserst gelehrten und praktisch ausgezeichneten Arztes nicht vorenthalten dürfen, denn es gehörte der durchdringende Scharfsinn, wie er ihn eben besass, dazu, zu einer Zeit, wo die Medicin so vieler, jetzt gar nicht mehr zu entbehrender Hilfsmittel bar war, neue epochemachende Theorien, sowie operative Fortschritte anzubahnen, und in manchen Dingen setzen wir heute nur fort, was er begann.

Heinrich Neumann.

Er wurde am 17. Januar 1814 zu Breslau geboren und entstammt einer Gelehrten-Familie. Sein Vater war ein ausgezeichneter Orientalist, Braniss und der Chemiker Fischer waren ihm verwandt. Mit trefflichen Geistesgaben ausgestattet, durchlief der Jüngling schnell die üblichen Studien, und wurde schon im Alter von 22 Jahren zum Dr. med. promovirt. Neben dem medicinischen Fachstudium betrieb er mit Liebe und Erfolg englische Literatur und Musik und erwarb sich auf beiden Gebieten den Ruf feinster Kennerschaft.

Mehrere Jahre war er Regiments-Chirurg beim ersten schlesischen Kürassier Regiment, begleitete einen höheren russischen Militär auf Reisen und wurde nach dem Ableben desselben Assistent an der geburtshilflichen Klinik von Prof. Betschler, die er eine Zeit lang selbst leitete. An der Universität hatte er sich für innere Medicin habilirt, legte aber in Folge mannichfacher Angriffe, die er als Vertreter der Schönlein'schen Richtung zu erdulden hatte, freiwillig das Amt nieder und nahm 1846 eine Stelle als Assistenzarzt an der Provinzial-Irren-Heilanstalt zu Leubus an.

Jetzt erst hatte Neumann das Gebiet gefunden, auf dem seine Thätigkeit so ausgezeichnete Früchte tragen sollte. Zwar blieben auch hier die Conflicte nicht aus. Die bureaukratische Leitung der Anstalt und das frische jugendliche Streben des begabten Arztes mussten sie herbeiführen.

Er verliess Leubus und gründete nach einer kurzen Zwischenzeit 1852 eine Privat-Irren-Anstalt in Poepelwitz, die erste derartige im östlichen Deutschland, die er bis kurz vor seinem Tode leitete, und die so vielen Kranken Zuflucht, angemessene Behandlung und Heilung gebracht hat. Zugleich habilitirte er sich von Neuem für Psychiatrie, wurde 1862 Professor extraordinarius und 1867 Primärarzt der neuen selbständigen Irren-Abtheilung des Allerheiligen-Hospitals, welche später zugleich unter seiner Leitung Klinik wurde. Sein geistvoller Vortrag, seine feinsinnigen psychologischen und

physiologischen Diagnosen haben ganze Generationen von Studenten gefesselt und ihn zu einem der beliebtesten akademischen Lehrer gemacht. Sein Hauptwerk ist das „Lehrbuch der Psychiatrie" (1859), von dem noch fast drei Decennien nach dem Erscheinen sein ausgezeichneter Nachfolger im städischen Irrenhause und in der Königl. Klinik für Irrenkranke, Herr Medicinalrath Professor Dr. Wernicke, sagt, dass es zu den besten Büchern über diesen Gegenstand gehört, die man jüngeren Fachgenossen zum Studium empfehlen kann*). Kurz vor seinem Tode hat er in zwei kürzeren Büchern: „Leitfaden der Psychiatrie" (1883) und „Katechismus der gerichtlichen Psychiatrie" (1884) seine Erfahrungen niedergelegt. Hochangesehen waren seine gerichtlichen Gutachten, die gradezu für mustergiltig gehalten werden und von denen eine Reihe veröffentlicht ist. Von kleineren Fachschriften aus früherer Zeit nennen wir noch: „Der Arzt und die Blödsinnigkeitserklärung" (1847) und „Theorie und Praxis der Blödsinnigkeitserklärung" (1860), die auch in juristischen Kreisen gebührend geschätzt wurden.

Von den Gaben seines reichen Geistes und Wissens liess Neumann auch einen grösseren Kreis geniessen, indem er einigemale populäre wissenschaftliche Vorträge hielt, die die allgemeinste Theilnahme und Bewunderung fanden.

Gedruckt wurde, soviel wir wissen, nur einer „über Lear und Ophelia" (Breslau 1865 bei Korn), der nach Form und Inhalt meisterhaft gehalten ist. Seine Shakespeare-Kenntniss und sein psychologisches Wissen und Verständniss vereinigten sich darin, eine mustergiltige Analyse der beiden Charaktere zu geben und die volle Grösse des Dichters, die Lebenswahrheit seiner Gestalten, die Tiefe seiner Seelenkunde zum Ausdruck zu bringen.

Neumann besass neben seinem reichen Geiste auch ein fühlendes Herz für fremdes Leid. Wo seine Hilfe nöthig war, brachte er sie dar, dem Einzelnen wie der Gesammtheit. Der Typhus der 50er Jahre führte ihn nach Oberschlesien, 1866 war er auf den Schlachtfeldern Böhmens und 1870 in den Lazarethen thätig.

Hatte Neumann auch in den letzten Lebensjahren manchen Kummer zu tragen, so fand er doch in seinem glücklichen Eheleben Trost und Freude. Nach längeren Leiden, denen sein starker Geist muthig widerstand, starb er am 10. October 1884, nachdem er noch wenige Wochen vorher die Versammlung der Irrenärzte Schlesiens und Posens geleitet hatte. Seine letzte Ruhestätte fand er am Orte seiner Lebensthätigkeit in Pöpelwitz. Aus dem Nachrufe eines seiner nächsten Schüler entnehmen wir zu seiner Charakteristik die folgenden Worte:

*) Vor Kurzem ist dieses Werk in 3. Auflage erschienen.

„Heinrich Neumann war ein genial angelegter, klar denkender Kopf, dessen wissenschaftliche Arbeiten sich durch Präcision des Ausdrucks und Originalität der Gedanken auszeichnen. Seiner tiefen allgemeinen Bildung, seiner formgewandten fascinirenden Beredtsamkeit verdankt er seine Erfolge als akademischer Lehrer und populärer Vorleser. Er besass trotz mannigfachen Kummers ungetrübt heitere Lebensanschauung, welche ihn zum liebenswürdigsten Gesellschafter machte, und ein edles, für Noth und Kummer Anderer warm fühlendes Herz. Seinen Untergebenen war er ein milder Vorgesetzter und trotz seiner schneidigen Dialectik ein wohlwollender Beurtheiler seiner Mitmenschen."

Victor Julius Nega.

Zwei Jahrzehnte nur war es dem Manne, dessen Namen wir an dieser Stelle in das Gedächtniss unsrer Landsleute zurückrufen wollen, vergönnt, in seiner Wissenschaft praktisch und literarisch thätig zu sein. Aber diese Spanne Zeit hat er redlich ausgenutzt, um sich einen geachteten Namen zu schaffen, so dass sein Tod für die medicinische Wissenschaft, zum mindesten in unsrer Provinz, einen Verlust bedeutete.

In einfachen Verhältnissen ist Victor Julius Nega, der am 17. Februar 1816 zu Turawa bei Poliwoda in Oberschlesien geboren wurde, aufgewachsen; einfach auch und arbeitsvoll, frei von jeder Ruhmsucht, gestaltete sich sein Leben. Sein Vater war Hütteninspector auf den von Garnier'schen Besitzungen und gab den Sohn in das Gymnasium der Regierungshauptstadt Oppeln. Im Alter von etwa 18 Jahren verliess Nega die Anstalt, um sich ausschliesslich in Breslau dem Studium der Medicin zu widmen. Zu seinen Lehrern gehörten u. a. Betschler, Remer und Purkinje, mit dem er auch später in freundschaftlichem Verkehr stand. Unter dem Einflusse Betschlers entstand Negas Dissertation aus d. J. 1838: „De congenitis genitalium feminearum deformitatibus", und unmittelbar nachher absolvirte er auch seine Staatsexamina. Er trat zunächst als zweiter Assistenzarzt in die geburtshilfliche Poliklinik unter Leitung Betschlers ein und fungirte von 1841 an als klinischer Secundärarzt an der stabilen Klinik für Pädiatrik und Gynäkologie.

Nega war für seinen Beruf als praktischer Arzt und Geburtshelfer wesentlich in den Anschauungen der alten medicinischen Schule, besonders auf dem Gebiete der Pathologie, vorgebildet worden. Aber es war ihm bei seiner strebsamen Natur unmöglich, dem hellen Lichte, das die Lehren eines Laënnec und Skoda in der Wissenschaft verbreiteten, sein geistiges Auge zu verschliessen. Nachdem er die Anfangsgründe der neuesten Errungenschaften der Medicin unter Leitung des eben erst aus Paris zurückkehrenden, jetzigen Geh.

Sanitätsraths Dr. Krocker in dem Elisabetinerinnen-Hospital kennen gelernt und die einschlägige Literatur auf das Eifrigste studiert hatte, wurde er selbst einer der energischsten Verfechter der Auscultation und Percussion und wandte sie viel bei den Kranken der Klinik an. Die Candidaten der Medicin, welche die Klinik besuchten, wies er nachdrücklich auf die Lehren Skodas hin, die er selbst einer eingehenden Prüfung zu unterwerfen begann. Doch seine angestrengte Thätigkeit verhinderte ihn zunächst, sich über seine Erfahrungen in Schriften zu äussern. Er musste das vorhandene Material einem jüngeren Collegen Rohovsky überlassen, der es in seiner Dissertation: „De gravīdarum et parturientium auscultatione“ 1844 verwerthete. Später nahm Nega, von seinem Freunde Purkinje angeregt, seine Untersuchungen wieder auf und veröffentlichte seine Kritik Skoda'scher Lehrsätze im Jahre 1852 in seiner Habilitationsschrift. Er hatte sich inzwischen die Anerkennung der grössten Zierden seiner Facultät an der Breslauer Universität erworben, eines Purkinje und Frerichs, mit denen er befreundet war, sowie von Siebolds, der ihm in jeder Hinsicht ein Gönner war und seine Arbeiten im physiologischen Institute förderte. Diesem Letztgenannten widmete Nega auch seine höchst gediegene Habilitationsschrift, die den Titel führt: „Beiträge znr Kenntniss der Function der Atrioventricular - Klappen des Herzens, der Entstehung der Töne und Geräusche in demselben und deren Deutung.“ Es war ein Zeichen der Anerkennung, dass es ihm von der Behörde gestattet wurde, seine Schrift in deutscher Sprache drucken zu lassen, nachdem er seine Probevorlesung über die Bright'sche Krankheit in lateinischer Sprache gehalten hatte; die Wahl dieses Themas ist gewiss durch seinen Freund Frerichs beeinflusst worden.

Fünf Jahre vorher war Nega Secundärarzt im Allerheiligen-Hospital geworden, zu dessen Primärarzt für die innere Abtheilung er ebenfalls im Jahre 1852, in dem er sich als Docent niederliess, aufrückte. Sein Ruf als praktischer Arzt war ein ausserordentlicher; Autoritäten auf dem Gebiete der Gynäkologie schätzten ihn besonders wegen seiner Tüchtigkeit in dieser Richtung hoch; bis zum Jahre 1856 bekleidete er die Stelle eines Leibarztes bei dem Breslauer Fürstbischof. Die Regierung verlieh ihm den Charakter als Sanitätsrath, und die Breslauer Universität erwies ihm im Jahre 1856 die bei einem Sanitätsrath gewiss selten vorkommende Auszeichnung, ihn zum ausserordentlichen Professor der medicinischen Facultät vorzuschlagen; er erhielt die Ernennung mit dem Auftrage, Arzneimittellehre zu lesen. Die praktische Beschäftigung erlaubte es Nega nicht, schriftstellerisch bedeutender hervorzutreten. In der Günsburg'schen Zeitschrift für klinische Medicin veröffentlichte er 1850 eine kleinere

Arbeit über Coniin, dessen Wirkungen er an sich und Kranken seit 1845 erprobt hatte und ihm besonders bei Neuralgieen günstig erschienen, und einen Aufsatz über Echinococcus hominis. Er war es auch, der zuerst das phosphorsaure Eisenwasser darstellte und es seinen Kranken gern verabreichte. Bei der chemischen Bereitung dieses weitverbreiteten und erprobten Wassers wurde er von dem berühmten, damals an unserer Universität lehrenden Bunsen unterstützt. Seine Absicht, eine grössere Abhandlung über Lungen- und Herzkrankheiten, sowie deren Behandlung zu schreiben, vereitelte sein frühzeitiger Tod. Noch nicht auf der Höhe seines Ruhmes befindlich, entriss ihn ein exanthematischer Typhus am 8. Januar 1857 seiner segensreichen Thätigkeit, seinen Freunden und Verehrern sowie seinem jungen Weibe, mit dem er noch nicht das erste Jahr der Ehe zurückgelegt hatte. —

Die ehrenvollen Nachrufe, die der Rector und Senat der Universität und das städtische Hospital erliessen, kennzeichneten den erlittenen Verlust eines Mannes, der ein „rüstiger Förderer der Wissenschaft" und ein „Arzt von scharfem Blick und umfassendem Wissen" gewesen war. Die Professoren der Universität erwiesen ihm in corpore die letzte Ehre.

Ludwig Traube.

Ludwig Traube, der berühmte Kliniker und Arzt, gehörte seiner Geburt und Erziehung nach der Provinz Schlesien an, wenn auch die Reichshauptstadt später der Ort seiner praktischen und wissenschaftlichen Thätigkeit geworden ist. —

In Ratibor wurde er am 12. Januar 1818 geboren als ältester Sohn des israelitischen Grosskaufmanns Wilhelm Traube, dessen Entschlossenheit und Energie auch auf den Erstgeborenen überging. Ebenda erhielt er in einer Privatschule den ersten Unterricht in den einfachen Elementen des Wissens und den Anfangsgründen der Gymnasialbildung, bis er im Jahre 1828 in das Gymnasium seiner Vaterstadt, das unter der Leitung des Directors Dr. Hänisch stand, eintrat. Wie befähigt er sich auch in allen Schulfächern zeigte, so waren es doch vor Allem zwei Gebiete, die sein regstes Interesse in Anspruch nahmen: die Naturwissenschaften und die philosophische Propädeutik. Als er Ostern 1835 das Gymnasium mit dem Zeugniss der Reife verliess, nahm er als köstlichste Gabe für sein späteres Leben den Sinn für Naturforschung und die scharfe Schulung des Denkens mit. Dem Wunsche seines Vaters folgend, widmete er sich nunmehr dem Studium der Medicin an der Universität Breslau, die ihm jedoch wenig Anregung für sein Fach bot. Der Einfluss der Schulzeit machte sich geltend: Die Philosophie eines Spinoza und Baco fesselten zunächst den jungen Studenten, so dass sich sogar auf seine Anregung ein philosophisches Kränzchen unter den Bekannten bildete; erst die Vorlesungen Purkinje's — der damaligen Zierde der Universität — über Physiologie führten ihn zu seiner Wissenschaft zurück. Nachdem er vier Semester in Breslau zugebracht und, neben der Physiologie, besonders Anatomie unter Otto getrieben hatte, bezog er die Universität Berlin, an der ihm bald dieselben Uebelstände, wie in Breslau, hinsichtlich der medicinischen Collegien begegneten; nur die Vorlesungen von Johannes Müller, wie dessen Persönlichkeit, boten ihm einige Entschädigung. Aber seine

Verstimmung und seine Abneigung gegen das medicinische Studium nahmen dermassen zu, dass es des entschiedenen Eingreifens seines Vaters bedurfte, um ihn zum ferneren Studium der Medicin anzueifern. Er besuchte zwar die Kliniken von Wagner, Wolff, Rust, Dieffenbach, Jüngken u. A.; aber bei dem damaligen Zustande dieser Institute gab er sich lieber dem Privatstudium hin. Dieses erstreckte sich zunächst auf Pflanzenphysiologie und Mikroskopie; dann begann er die Werke der Franzosen zu lesen, von denen vor Allem die Arbeiten eines Magendie und Laënnec sein Wissen bereicherten und ihm nachhaltige Anregung gaben. Im Freundeskreise wurde das Studium der Pathologie besonders eifrig betrieben, nachdem Traube durch einen Freund, der von Zürich nach Berlin kam, in den Besitz eines Heftes der Schönlein'schen Vorlesungen über diesen Gegenstand gelangt war. Als nun Schönlein selbst, trotz aller Anfeindungen, die von Berlin ausgingen, im Jahre 1840 die Berufung an die Berliner Universität von Zürich aus annahm, war Traube einer der eifrigsten Zuhörer dieses „Reformators der deutschen Klinik", wie Leyden ihn nennt. Am 3. Februar desselben Jahres wurde Traube auf Grund seiner Arbeit „Specimina nonnulla physiologica et pathologica" promovirt.

Von der Lehrmethode Schönleins wenig angezogen, beschloss er jetzt, nach Wien zu gehen, das damals von allen deutschen Universitäten allein eine bedeutende medicinische Schule besass. Daselbst hörte er allgemeine Pathologie bei Rokitansky und bildete sich in der physikalischen Diagnostik bei Skoda aus, nachdem er sich schon früher, durch Laënnec angeregt, mit der Auscultation und Percussion beschäftigt hatte. Wie sehr ihn, den nun rastlos Thätigen, der Aufenthalt an diesem Orte befriedigte, wie fruchtbringend ihm diese drei Vierteljahre erschienen, beweist die Thatsache, dass er im Sommer 1843 zum zweiten Mal eine Studienreise nach Wien unternahm unter schwierigeren Verhältnissen, da er seinen Vater nicht um die Reisemittel angehen mochte. Aus Wien kehrte er mit neuer Unternehmungslust zurück, die ihn allerdings fast zu einem verhängnissvollen Schritt getrieben hätte, zu einem Angriff nämlich gegen seinen einflussreichen früheren Lehrer Schönlein. Gegen die im Jahre 1842 von Güterbock herausgegebenen klinischen Vorträge des grossen Pathologen sollte sich die Schrift des jungen Traube richten, der erst ein Jahr vorher, am 19. Mai 1841, nach Ablegung seines letzten Examens approbirt worden war. Auch in diesem kritischen Moment bewährte sich der klare, praktische Verstand des Vaters, der um diese Zeit, Ostern 1842, seinen jüngsten Sohn, Moritz, nach Berlin zur Universität gebracht hatte. So grossen Beifall auch des Sohnes Schrift im Freundeskreise fand, der Vater

bewog ihn, dieselbe nicht zu veröffentlichen, und die Folgezeit hat seinen Eingriff gerechtfertigt*).

Die Zukunft lag völlig verschleiert vor dem jungen, eben fertigen Arzte. Seine Neigung ging dahin, die Resultate seiner Wiener Studien zu verwerthen, eine wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen, die Nothwendigkeit wies ihn auf die praktische Ausübung der Medicin hin. Kliniken und Krankenhäuser — in Berlin existirte nur eins, die Charité — waren ihm als Juden verschlossen. Einige Hausarztstellen hatte er bei befreundeten Familien erhalten; aber das war nicht das Ziel seines Strebens. Durch einen günstigen Zufall wurde er mit Dr. Natorp, dem Armenarzt der Rosenthaler Vorstadt, des damals verrufensten Stadttheils Berlins, bekannt und assistirte sowohl diesem, als auch seinem Nachfolger Dr. Klein, vertrat sie auch in ihrer Armenpraxis. So bot sich ihm ein günstiges Feld für neue Beobachtungen und Studien am Krankenbette, an denen er auch einige junge Mediciner theilnehmen liess. Als aber im Jahre 1844 die Armendirection ihren Aerzten verbot, sich in ihrer Praxis vertreten oder assistiren zu lassen, war Traube auch diese Möglichkeit, sein Wissen zu bereichern, genommen. Das war ein um so härterer Schlag für ihn, als er, gestützt auf das durch die Armenpraxis gelieferte Material, im Jahre 1843 Kurse in den neueren Untersuchungsmethoden, der Auscultation und Percussion, abzuhalten begonnen hatte; Kurse, deren Besuch Romberg seinen Zuhörern besonders empfahl, an denen sich als die ersten Jos. Meyer, Rühle und der von der Studienzeit her mit Traube befreundete Arnold Mendelssohn **) betheiligten. Verbittert, aber nicht verzagend, musste er einen neuen Weg für seine Forschungen suchen, und diesen fand er in dem wissenschaftlichen Experiment an Thieren. Zunächst wurden diese Experimente von Traube und seinem sehr begabten Freunde Mendelssohn gemeinsam unter Assistenz von Rühle vorgenommen in der Behausung Traubes, bis Gurlt, der Director der Thierarzneischule, ihnen das Experimentiren an Hunden in dieser Anstalt gestattete. Der sehr begabte Mendelssohn trennte sich bald von Traube und gab im Jahre 1845 eine Monographie über den Mechanismus der Respiration und Circulation heraus. Traube dagegen lieferte als Frucht seiner Untersuchungen: „Die Ursachen und Beschaffenheit derjenigen Veränderungen, welche das Lungenparenchym nach

---

*) Cf. W. A. Freund: Gedächtnissrede auf L. Tr. S. 9. Leyden: Gedächtnissrede S. 8.

**) Ueber seine Fähigkeiten und die Erwartungen, die sich an ihn knüpften, spricht Virchow: „Zur Erinnerung an L. Traube“ S. 3 u. a. „sein Geschick in der Zusammenfügung der mechanischen Elemente des Versuchs war unübertroffen“. Seine Arbeit würdigt Leyden, Gedächtnissrede auf L. Tr. in der Anmerkung 14, Seite 30.

Durchschneidung der nervi vagi"*) erleidet, mit der er der „Begründer der experimentellen Pathologie in Deutschland" wurde. Im Jahre 1845 wurde er mit Reinhardt und Virchow befreundet, dessen Sectionen im Leichenhause der Charité er regelmässig beiwohnte, da ihm hier reiches Material für seine Forschungen zu Gebote stand. Im Verein mit diesen beiden Männern u. A. gab er im Jahre 1846 die beiden Hefte der „Beiträge zur experimentellen Pathologie" heraus, zu denen er selbst die Vorrede lieferte; das weitere Erscheinen dieser für die Geschichte der Medicin überaus wichtigen „Beiträge" verhinderten hauptsächlich buchhändlerische Schwierigkeiten, so dass Reinhardt und Virchow nunmehr das Archiv für pathologische Anatomie, Physiologie und klinische Medicin begründeten. Mehr denn je vermisste Traube in dieser Zeit die Praxis im Krankenhause zur Fortsetzung seiner Arbeiten. Vergebens hatte er sich an die Charité-Direction mit der Bitte gewandt, ihm die Vornahme von Untersuchungen und Beobachtungen bei Kranken verschiedener Abtheilungen zu gestatten; am 6. Mai 1847 wurde sein schriftliches Gesuch abschlägig beschieden. In demselben Jahre gründete er mit einigen Freunden einen physiologischen Cirkel, in dem Referate über verschiedene Capitel der Physiologie erstattet wurden und Traube, als der älteste, ganz besonders nachhaltig auf die Uebrigen durch sein strenges Festhalten an den Principien exacter Forschung einwirkte.

Das mit so vielem Althergebrachten aufräumende Jahr 1848 brachte endlich auch einen günstigen Wechsel seines Geschickes. Er betheiligte sich an der von Leubuscher und Virchow begründeten „Medicinischen Reform" mit einem Artikel über Specialkliniken, und fast gleichzeitig damit brachte es eine energische Studentenbewegung**) an der Universität dahin, dass das Ministerium für Traube in der Charité, dieser Domäne der Militärärzte, eine Civil-Assistentenstelle an der Klinik Schönleins schuf. Nachdem Traube sich im October 1848 unter dem Decanat Ehrenbergs an der Universität habilitirt hatte, begann er am 25. Januar 1849 als Assistent Schönleins seine Thätigkeit in der Charité, mit der die Aufgabe verknüpft war, Unterricht in der Auscultation und Percussion zu ertheilen.

Den Eintritt in das Krankenhaus hat Traube selbst später als das grösste Glück seines Lebens bezeichnet. Sein Leben floss jetzt verhältnissmässig ruhig dahin; er gründete sich in dieser Zeit eine eigene glückliche Häuslichkeit durch seine Vermählung mit Cora Markwald, die ihm nach 27 Jahren des Zusammenlebens durch ein

*) Diese Arbeit erschien im I. Heft der „Beiträge zur exper. Pathologie" 1846. — Gesammelte Werke Traubes. Bd. I.

**) Cf. Virchow: Zur Erinnerung an L. Traube in der „Berliner Klinischen Wochenschrift" 1876, No. 16.

schweres Leiden entrissen wurde. Traube war nunmehr die Gelegenheit gegeben, seine Geisteskräfte ganz zu entfalten. Seine Arbeitslust und sein Schaffensdrang zeigten sich schon im Beginn seiner neuen Laufbahn in den zahlreichen Publicationen wissenschaftlich bedeutender Arbeiten, die zum Theil in den Charité-Annalen erschienen. Es gehören hierhin die Untersuchungen über die Digitalis und das Fieber aus den Jahren 1850—54. Grundlegend sind dafür seine beiden Arbeiten „Ueber die Veränderungen, welche die Spannung des Aortensystems unter dem Einfluss der Digitalis erleidet"*) und „Zur Theorie der Digitaliswirkung"**). Daran schlossen sich seine Arbeiten auf dem Gebiet der Lungen-, Herz- und Nierenkrankheiten aus den Jahren 1856—60. Seine Bedeutung als Forscher und Lehrer fand bald die verdiente Anerkennung bei dem bisher zurückhaltend und misstrauisch ihm gegenüberstehenden Aerztepublikum und den Militärärzten. Jene konnten sich anfangs mit seiner peinlich gründlichen Untersuchung der Kranken nicht befreunden und unterschätzten vielfach seine Leistungen; diese, unter denen er später die unbedingtesten Anhänger fand, sahen in ihm einen Eindringling. Nicht zum wenigsten dem Einfluss Schönleins und seinem Eintreten für ihn verdankte es Traube, dass diese Vorurtheile allmählich zurückgedrängt wurden. Durch denselben Mann wurde er auch nach und nach der bisher von ihm gering geachteten Therapeutik wieder näher gebracht. Im Jahre 1851 erhielt er zum ersten Mal eine Remuneration von 400 Thalern für seine Thätigkeit als Lehrer der Auscultation und Percussion und Ostern 1853 wurde er in der für diese Disciplinen gegründeten Krankenabtheilung als dirigirender Arzt angestellt. Die öffentliche Anerkennung seiner bedeutenden Lehrkraft zeigte sich darin, dass ihm im Jahre 1855 aus dem Friedrich-Wilhelm-Institut 20 Zöglinge als Zuhörer officiell überwiesen wurden.

Nachdem er im Jahre 1857 zum Professor extraordinarius mit einer Gehaltszulage ernannt worden war, und nachdem die zweite Klinik mit dem Abgange Wolffs eingegangen war, wurde seine Abtheilung zur propädeutischen Klinik erhoben. Einen Ruf nach Heidelberg lehnte er ebenso, wie schon vorher den nach Breslau, ab; denn er war inzwischen einer der „berühmtesten und beliebtesten Kliniker" geworden, der von „Aerzten und Studenten der Medicin, Einheimischen und Fremden" aufgesucht wurde***). Im November 1862 wurde er als ordentlicher Professor an das Friedrich-Wilhelm-

---

*) Gesammelte Beiträge I, S. 252 ff.

**) Ges. B. 1, S. 276 ff.

***) Cf. Leyden, a. a. O. S. 17.

Institut berufen, dessen Zöglinge seit 1860 sämmtlich officiell die propädeutische Klinik besuchten.

So weit war Traube gelangt, als der Versuch gemacht wurde, ihn durch Intriguen aller Art aus seiner angesehenen Stellung zu verdrängen. Der starke Besuch seiner Klinik wurde, abgesehen von seiner persönlichen Tüchtigkeit und Beliebtheit, auch dadurch veranlasst, dass die an derselben verbrachten Semester für die zum Staatsexamen verlangte praktische Thätigkeit an einer medicinischen Klinik in Anrechnung kamen. Jetzt wurde durch ein Ministerialrescript die Berechtigung zur Ausstellung des bezüglichen Testats auf die ordentlichen Universitätskliniken beschränkt, und so die Thätigkeit Traubes fast brach gelegt. Eine Eingabe um Rücknahme der Verfügung wurde im März 1862 abschlägig beschieden, so dass Traube nun, im Juni, sein Entlassungsgesuch einreichte. Er hatte die Genugthuung, fast die gesammte Aerztewelt für ihn Partei nehmen zu sehen und besonders an von Gräfe einen rührigen Freund in dieser Angelegenheit zu finden. Im Ministerium sah man, als Traube überdies eine Berufung nach Zürich an Griesingers Stelle erhielt, wohl ein, welch eine Lehrkraft man in ihm verlieren würde, und milderte die Bestimmungen des Rescriptes dahin, dass der Besuch der propädeutischen Klinik für ein Praktikantensemester zählen sollte; Traube blieb.

In die Zeit dieser Kränkungen, 1862—64, fällt auch der Tod seines vierjährigen Sohnes, der den schon kranken Mann auf's Tiefste erschütterte. Die Rückwirkung dieser trüben Zeit auf sein körperliches Leiden blieb nicht aus; er brachte, dem Rathe guter Freunde folgend, den Winter 1864—65 in Nizza zu, von wo er zwar geistig frisch, aber nicht völlig gesund, zurückkehrte, um seine Thätigkeit wieder aufzunehmen. Seine weiteren Arbeiten wurden, wie seine schriftstellerische Thätigkeit, jetzt häufig durch neue Anfälle seiner Krankheit unterbrochen, indem er öfter zu seiner Erholung Berlin verlassen musste, besonders in den Jahren 1866—70. Im Jahre 1866 erhielt er den Titel eines Geheimen Medicinal-Rathes, zum ordentlichen Professor an der medicinischen Facultät der Universität wurde er erst am 24. Februar 1872 ernannt.

Im Jahre 1867 hatte er den Druck seiner Vorlesungen über „Die Symptome der Krankheiten des Respirations- und Circulationsapparates“ begonnen; den Manen Schönleins, der 1859 seine Thätigkeit an der Charité aufgegeben hatte, weihte er dieses unvollendet gebliebene Werk. 1871 erschienen Traubes „Gesammelte Beiträge zur Pathologie und Physiologie“ in drei Bänden, und bis zum Jahre 1875 hatte er die Herausgabe seiner „Gesammelten Werke“ vollendet. Ein Jahr vorher, am 25. Januar, feierte die Charité-Direction

das Jubiläum der 25jährigen Thätigkeit Traubes an der Anstalt durch ein festliches Diner, an dem sich seine Freunde, Collegen und Schüler betheiligten; keine Geringeren als Helmholtz, der ein Schüler Traubes war, und Virchow, neben Anderen, priesen dabei seine Verdienste als Forscher, Lehrer und Arzt. An diese Feier schloss sich im Februar der solenne Commers der Studentenschaft zu Ehren des berühmten und beliebten Lehrers.

Während dieser letzten Jahre hatte jedoch seine Krankheit weitere Fortschritte gemacht; er selbst war über die Natur seines Leidens nicht einen Augenblick im Zweifel und beobachtete sich selbst mit der kaltblütigsten Genauigkeit*). Seine Körperkräfte nahmen infolge heftiger Gemüthsbewegungen in den Jahren 1874 und 1875 schnell ab, und als im Januar 1876 seine treue Gattin in das Grab sank, brach er zusammen. Seine Thätigkeit setzte er jedoch nur aus, wenn heftige Anfälle sie unmöglich machten. Am 1. März erschien er zum letzten Male in der Charité, in der Mitte dieses Monats legte er sein Amt als dirigirender Arzt am jüdischen Krankenhause nieder, und am 30. März gab er die Direction seiner Klinik auf. — Was er in diesen letzten Jahren an schriftstellerischen Arbeiten leistete, erschien in der Klinischen Wochenschrift und den Charité-Annalen. Im Anfang April, zur Zeit der Universitätsferien, genoss er noch die grosse Freude, viele seiner Schüler, die fern von Berlin weilten, an seinem Krankenbette zu sehen, und sich mit ihnen, bei vollem Bewusstsein, unterhalten zu können. Nachdem er am 8. von den Seinigen Abschied genommen hatte, begann der Verfall der geistigen Kräfte; am 11. April 1876 hatte er ausgerungen, in einem Alter von 58 Jahren und 3 Monaten. Zwei Tage später wurde unter allgemeiner Theilnahme und Trauer sein Leib der märkischen Erde übergeben.

Will man die Wirkung von Traubes Streben und Forschen kurz kennzeichnen, so braucht man nur die Namen einiger seiner Schüler zu nennen, wie etwa Rühle, Munk, Leyden, Cohnheim, Nothnagel. Nur derjenige, der neben der Productivität auf dem Gebiete seiner Wissenschaft ein wirkliches Lehrtalent besitzt, kann eine Schule begründen und solche Schüler hervorbringen. Traube besass bei seiner hervorragenden Begabung und seiner klaren Denkweise zwei Eigenschaften, die ihm in hohem Grade den nachhaltigen Einfluss auf seine Schüler, wenn sie nur gut beanlagt waren, verschafften. Es waren diese einmal seine unerschütterliche Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung der Aufgaben, die an ihn gestellt wurden oder die er selbst an sich stellte, und der nimmer rastende Fleiss

*) Darüber Leyden in der Anmerkung 28 der Gedächtnissrede S. 34, 35.

der ihn immer wieder zu neuen Forschungen antrieb, selbstgefällige Genügsamkeit in dem schon erlangten Ruf und Ruhm verhinderte und anregend sowohl, als auch achtunggebietend auf seine Umgebung wirken musste. Ein Mann, wie der verstorbene Cohnheim, konnte sich daher, obwohl ihm seine Laufbahn durch seine Stellung am pathologischen Institut unter Virchows glänzender Leitung vorgezeichnet war, doch der fesselnden Persönlichkeit Traubes als Lehrer nicht entziehen. Er trat in nähere Beziehungen zu ihm und „ein langer, zu Zeiten fast täglicher Verkehr mit Traube weihte ihn," wie uns der Freund Cohnheims, Kühne, in dem von ihm entworfenen Lebensbild*) erzählt, „zuletzt so sehr in dessen Denkweise ein und diese schien ihm so fruchtbar zur Aufklärung der krankhaften Processe, die ihn besonders interessirten, dass man ausser Virchow Traube als denjenigen bezeichnen muss, der für die Arbeiten Cohnheims am einflussreichsten geworden ist."

Dass Traube auf dem Gebiete der Brustkrankheiten als dritter hinter Laënnec und Skoda zu stellen ist, sprechen Virchow (S. 1) und Leyden (S. 28) übereinstimmend aus. „Traube ist aber," sagt Leyden, ‚weiter gegangen, indem er die Methoden der Physiologie in die Pathologie hinüber verpflanzte und einer der ersten Begründer der experimentellen Pathologie in Deutschland war."

*) Einleitung der „Gesammelten Abhandlungen Cohnheims" ed. Wagner 1885 S. XV.

Schriften Traubes.

Ausser den auf den Seiten 126—130 genannten Arbeiten heben wir folgende hervor:

1) „Die Erstickungserscheinungen am Respirationsapparate". Erschienen 1846 im 2. Heft der „Beiträge zur exper. Pathologie", unvollendet. — Ges. Beitr. I, S. 135 ff.
2) „De motuum inspirationis et normalium causis", Habilitationsschrift aus dem Jahre 1848.
3) „Ueber den Einfluss der kritischen Tage auf die Wirkung der antifebrilen Mittel". Im II. Bande der Ges. Beiträge, Abt. I, S. 689.
4) Zur Lehre von der alkalischen Harngährung". Ges. Beitr. II. Bd., Abtheil. 2, S. 664 ff.
5) „Ueber Krisen und kritische Tage". Charité - Annalen 1851, Ges. Beitr. Bd. II, Abtheil. 1, S. 258 ff.

6) „Ueber den Zusammenhang von Herz- und Nierenkrankheiten" 1856. Ges. Beitr. II. Bd., Abtheil. 1, S. 304 ff.
7) „Laryngoskopischer Befund bei Aneurysma des Aortenbogens" Ges. Beitr. II. Bd., Abtheil. 1, S. 505 ff.
8) In den Ch.-Annalen von 1876 die letzten Arbeiten (über Wirkung des kalten Trunkes, Zugluft u. s. w.).
9) „Versuche über die Wirkung der Digitalis". Charité-Annalen 1851. Ges. Beitr. I, S. 190 ff.
10) „Zur Physiologie der vitalen Nerven-Centren". Allg. Med. Central-Zeitung 1863. Ges. Beitr. I, S. 321 ff.
11) „Ueber die Wirkung des Kohlenoxydgases auf den Respirations- und Circulations-Apparat". Ges. Beitr. I, S. 392 ff.

Quellen.

1) Leyden. Gedächtnissrede auf L. Tr. Gehalten bei der von der Berliner Gesellschaft veranstalteten Gedächtnissfeier. Berlin, 1877. Hirschwald.
2) W. A. Freund. Gedächtnissrede auf L. Tr. Gehalten in der medicin. Section der Schles. Ges. für vaterl. Cultur. Breslau 1876.
3) Virchow. Zur Erinnerung an L. Tr. Berliner Klinische Wochenschrift 1876, No. 16.
4) W. Nachruf in derselben Nummer der klin. Wochenschr.

Rudolf Leubuscher.

Auch in der Persönlichkeit, deren Leben wir hier zu schildern beabsichtigen, haben wir einen Förderer der modernen Richtung der Medicin auf dem Gebiete der Pathologie zu sehen, obschon es diesem Forscher vom Geschicke nicht vergönnt war, alle Früchte seines Geistes zur Reife zu bringen.

Am 12. December 1821 wurde Rudolf Leubuscher in Breslau geboren, wo sein Vater, nachdem er als Lieutenant nach den Befreiungskriegen aus dem Heere geschieden war, die Stelle eines königl. Lotterie-Ober-Einnehmers erhalten hatte. Die vortrefflichen Anlagen des Sohnes zeigten sich schon während des Schulbesuches, der im Jahre 1840 mit dem auf dem Magdalenen-Gymnasium erlangten Reifezeugniss seinen Abschluss fand. Drei Semester hindurch gehörte Leubuscher als Student der Medicin der Breslauer Universität an, bis er, nach abgelegtem Examen philosophicum, Michaelis 1841 nach Berlin zog und, durch das überaus rege geistige Leben an dieser Alma Mater gefesselt, daselbst seine Studien vollendete. Seine Dissertation aus dem Jahre 1844 kennzeichnete schon die Richtung, die seine spätere wissenschaftliche Thätigkeit fast ausschliesslich inne hielt. Sie führte den Titel: „De indole hallucinationum in mania religiosa" und zeugt von dem Einflusse Idelers, des Leiters der Irrenabtheilung in der Charité, der dem jungen Mediciner sein Krankenmaterial gern zur Verfügung gestellt hatte. Leubuscher verdankte es auch den Bemühungen dieses Mannes, dass er, nach seinem im Jahr 1845 beendeten Staatsexamen, als zweiter Arzt unter Damerows Leitung an der Provinzial-Irrenanstalt zu Halle wirken konnte. Er musste allerdings nach 1 ½ Jahren diese Stellung aufgeben, um in Berlin seiner Militärpflicht zu genügen.

Aber gerade diese Rückkehr nach Berlin sollte ausserordentlich bedeutungsvoll für ihn werden, da sie in eine Zeit grundstürzender Umwälzungen in der medicinischen Wissenschaft, hervorgerufen

durch das Zusammenwirken Traubes, Virchows und Reinhardts, fiel. Leubuscher, der ja von früher her Beziehungen zur Charité hatte, musste mit diesen Männern bald bekannt werden und durch den Umgang mit ihnen in ihre Ideenkreise hineingerathen; binnen Kurzem konnte er Virchow und Reinhardt seine Freunde nennen. Im Jahre 1848 gab er mit Virchow zusammen die „Medicinische Reform" heraus, an der sich auch Traube als Mitarbeiter betheiligte*), und seine Freundschaft mit dem der Wissenschaft und dem Freundeskreise nur zu früh entrissenen Reinhardt bethätigte er, als er dessen „Pathologisch-anatomische Untersuchungen" zusammenstellte und, mit einer Biographie des Verstorbenen versehen, 1852 herausgab. Leubuscher hatte sich inzwischen, nachdem er sein Jahr als Compagnie-Chirurg bei der Gardeartillerie abgedient hatte, als Privat-Docent für die Fächer der Psychiatrie und allgemeinen Pathologie niedergelassen auf Grund seiner Habilitationsschrift: „Bemerkungen über moral insanity und ähnliche Krankheitszustände." Während Leubuscher in seinen ersten Arbeiten, zu denen vor Allem die „Grundzüge der Pathologie der psychischen Krankheiten", 1848, gehören, den philosophischen, rein psychologischen Standpunkt einnimmt, hat er später, besonders in dem 1854 erscheinenden Werke „Pathologie und Therapie der Gehirnkrankheiten" diese Anschauungsweise zu Gunsten einer von der Physiologie ausgehenden Betrachtung aufgegeben. Die schriftstellerische Thätigkeit Leubuschers erstreckte sich übrigens beinahe lediglich auf das Gebiet der Psychiatrie; praktisch ist er jedoch in weiteren Gebieten thätig gewesen. — Als 1848 die Cholera-epidemie ausgebrochen war, wurde er mit Reinhardt Assistent an dem von Schütz geleiteten Lazareth und veröffentlichte seine Erfahrungen zusammen mit dem Freunde in Virchows „Archiv." Zwei Jahre danach erhielt er die Direction dieses Spitals von der Sanitätsbehörde und übernahm gleichzeitig die Gewerksarztstelle bei einem der grössten Arbeitervereine. Durch diese Thätigkeit lenkte er die Aufmerksamkeit des Berliner Magistrats auf sich, so dass dieser ihn im Jahre 1851 zum dirigirenden Arzte am Arbeitshause und an der Siechenanstalt ernannte. Berichte über diese Anstalten sind von ihm in der „Deutschen Klinik, 1852 und 53" niedergelegt worden. So traurig auch — ohne absehbare Aussicht auf Aenderung — die Zustände an diesen Instituten sein mochten, so bot sich ihm doch hier die Gelegenheit, seine pathologischen Kenntnisse durch neue Beobachtungen zu erweitern und vor Allem als Lehrer zu wirken, da ihm der Magistrat das Halten von klinischen Vorträgen im Jahre 1853 gestattete. Wohl hatte sich bald nach Antritt des

*) Cf. S. 128 dieses Werkes.

städtischen Amtes eine glänzendere Aussicht auf einen angemesseneren Beruf ihm eröffnet; aber die Hoffnung erwies sich im Laufe der Jahre als trügerisch. Sein Ruf als Psychiater nämlich verschaffte ihm von Seiten der westpreussischen Provinzialstände die Aufforderung, ihnen bei der Ausarbeitung eines Statuts für die zu gründende Provinzial-Irrenanstalt behilflich zu sein, und den Auftrag, in ihrem Interesse ähnliche Anstalten an anderen Orten Deutschlands zu besuchen. Aber seine damit in Verbindung stehende Erwartung, an die zu Schwetz im Jahre 1855 zu eröffnende Irrenanstalt als Director berufen zu werden, ging nicht in Erfüllung.

Es musste ihm daher als ein in jeder Beziehung annehmbarer Ersatz für diese getäuschte Hoffnung erscheinen, als er im Jahre 1856 einem Ruf als Director der medicinischen Klinik zu Jena und Mitdirector der Landesheilanstalten Folge leisten konnte. Damit wurde er zugleich ordentlicher Professor an der Universität und konnte nun seine bedeutende Lehrfähigkeit entfalten. Leubuscher war in dieser Wirkungsphäre bis zum Sommer-Semester 1859 thätig, in welchem er sich genöthigt sah, wegen eines beginnenden Leberleidens das Entlassungsgesuch bei der Landesregierung einzureichen. Nun wandte er sich von Neuem, als grossherzoglich-sächsischer Hof- und Medicinalrath, nach Berlin, um die ärztliche Praxis wieder aufzunehmen. In den Lehrkörper der Berliner medicin. Facultät trat er als Professor ordin. hon. ein und wirkte auch, schon schwer leidend, als Mitglied der Staatsprüfungscommission für Aerzte. Er hatte sein 40. Lebensjahr noch nicht vollendet, als er seinem Leiden am 23. October 1861 zum Opfer fiel.

Von seinen schriftstellerischen Arbeiten, die fast alle die Förderung der Pathologie und Therapeutik der psychischen Krankheiten zur Aufgabe haben oder die sociale Stellung der Irren behandeln, wollen wir noch mit Uebergehung seiner Aufsätze in der „Zeitschrift für Psychiatrie“ folgende nennen:

„Der Wahnsinn in den letzten 4 Jahrhunderten“ (nach dem französischen Werke von Calmeil gearbeitet).

„Ueber die Wehrwölfe und Thierverwandlungen im Mittelalter. Ein Beitrag zur Geschichte der Psychologie.“ Berlin 1850.

„Ueber die Entstehung der Sinnestäuschungen. Ein Beitrag zur Anthropologie“ 1854.

und seine gediegene Leistung:

„Die Krankheiten des Nervensystems“ 1860 (ursprünglich ein Theil der „Medicin. Klinik 1859—60“).

Quellen.

1. Allgem. Deutsche Biographie. Bd. XVIII. S. 472. Hier ist auch eine Würdigung der wissenschaftlichen Bedeutung L's. gegeben.
2. Biograph. Lexicon hervorragend. Aerzte. 1886. Bd. III. S. 685. Der betreffende Artikel dieses Werkes weicht in einigen Angaben von der vorher genannten Quelle ab.
3. Dr. J. Günther: Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena seit 1558 bis 1858. S. 157 f. Jena 1858. Dieses biographische Werk erschien zur Feier des dreihundertjährigen Bestehens der Universität Jena.

Hugo Rühle.

Jeder ältere Breslauer Arzt hat es noch in lebhafter Erinnerung und kann davon Zeugniss ablegen, welch' mächtigen Aufschwung an der Breslauer Universität die medicinische Wissenschaft, speciell die innere Medicin und deren klinischer Unterricht in den fünfziger Jahren erfuhren, welch' bedeutende Anziehung unsere Alma Mater auf alle Studirenden der Medicin ausübte, als Fr. Th. von Frerichs die Leitung der medicinischen Klinik im Jahre 1852 übernahm und in dieser Stellung 7 Jahre lang mit glänzendem Erfolge wirkte. Vollste Wahrheit enthält daher auch die von berufenster Seite erhobene Behauptung, dass „die Breslauer Klinik von 1852—59 unter Leitung von Frerichs schwerlich ihres Gleichen in Deutschland hatte.“ Derjenige, der dieses Urtheil fällte, war selbst Zeuge der Thätigkeit Frerichs, war einer seiner eifrigsten Schüler und selbst einer der trefflichsten Kliniker in unserem Vaterlande, bis ihn der Tod im vergangenen Jahr von seinem irdischen Wirken abrief; es war Hugo Rühle, ein Kind unserer Provinz, der er mehr als ein Decennium seiner Thätigkeit gewidmet hat.

In Liegnitz, wo sein Vater als Landrentmeister lebte, wurde Hugo Rühle am 12. September 1824 geboren, und auf dem Gymnasium dieser Stadt erhielt er seine Vorbildung, die er Ostern 1842 im Alter von 18 Jahren abschloss. Um Medicin zu studiren, wandte er sich nunmehr nach Berlin, wo damals Joh. Müller durch seine Vorlesungen über Physiologie seine Hörer bezauberte und seit Kurzem Schönlein einen neuen Anziehungspunkt bildete. Doch nicht der Einfluss dieser beiden Männer war es, der Rühle seine ganze Studienzeit hindurch an die Berliner Hochschule fesselte, sondern eine liebgewordene, rastlos thätige und anregende Freundesschaar, deren Zierden L. Traube, Virchow und Reinhardt hiessen. Ganz besonders wichtig wurde für ihn der Verkehr mit dem 6 Jahre älteren Traube, an dessen Cursus in der Auscultation und Percussion er als einer der ersten Schüler Traubes theilnahm, und dem er später bei seinen ersten Experimenten

an Thieren assistirte*). So wurde Rühle in die einen Umschwung der medicinischen Wissenschaft bedeutenden Bestrebungen jener ebengenannten Männer hineingezogen, welche in die Forschung auf dem Gebiete der Medicin die Hilfsmittel der exacten Naturwissenschaften einführten und der Medicin selbst eine naturwissenschaftliche Basis gaben, um in derselben zu feststehenden Resultaten, zu Thatsachen zu gelangen; unter solchen Zeichen konnte dann die moderne Medicin von Sieg zu Sieg geführt werden. In dieser reformatorischen Aufgabe fanden die jungen, selbständig denkenden und forschenden Berliner Mediciner bald einen ganz vortrefflichen Mitarbeiter in dem damals in Göttingen thätigen, jugendlichen Frerichs, der in den exacten Naturwissenschaften ebenso, wie in der Medicin, bewandert war und, als der zweite bedeutende Lehrer Rühles, unsern Landsmann in einer für die Zukunft entscheidenden Weise für den Beruf des Klinikers einnahm.

In der klassischen Vorrede der „Beiträge zur experimentellen Pathologie“ aus dem Jahre 1846 hat Traube den Standpunkt dieser neuen Schule in der Medicin scharf gekennzeichnet. „Wir verlangen,“ sagt er im Anfang, „wie in den anderen Naturwissenschaften, auch hier den Nachweis des wirklichen Zusammenhanges der Erscheinungen; denn dieser allein ist das Wissenswerthe; statt dessen setzt man uns weitläufig auseinander, wie die Dinge möglicherweise zusammenhängen. Um aus diesem Labyrinth zu kommen, das täglich grösser wird . . . . , sehen wir nur einen Ausweg, ein Mittel, welches die verwandten Naturwissenschaften aus gleichem Zustand befreit hat. Es ist das zu der passiven Beobachtung hinzugetretene Experiment, welches auch die Pathologie zu dem, was sie werden soll, zu einer exacten Naturwissenschaft machen kann“. Nach diesem Programm lieferte Rühle seine gediegene Dissertation: „Ueber den Antheil des Magens beim Mechanismus des Erbrechens,“ welche im ersten Heft der „Beiträge“ erschien. Fünf Jahre später, 1851, veröffentlichte Frerichs von Kiel aus seine Monographie: „Die Bright'sche Nierenkrankheit und deren Behandlung“ und sprach sich in der Vorrede dazu, durchaus selbständig, über die Reform der medicinischen Wissenschaft dahin aus, „dass für die Pathologie nur dann eine bessere Zukunft blühe, wenn bei ihrer Bearbeitung derselbe Weg nüchterner Beobachtung und streng logischer Induction, welcher die exacten Naturwissenschaften zu ihren Erfolgen führte, ängstlich eingehalten würde . . . . Die Aufgabe des Klinikers wird es sein, die Materialien nach diesen Grundsätzen zu verarbeiten.“

*) Cf. Leyden: Gedächtnissrede auf L. Traube, S. 11—14 Berlin, 1876 und S. 127 dieses Werkes.

In welch glänzender Weise Frerichs diese Anschauungen bethätigte, hat uns Rühle aus der Breslauer Lehrthätigkeit desselben überliefert.

Inzwischen hatte Rühle sein Staatsexamen Anfang 1847 absolvirt und noch ein Jahr den medicinischen Studien in Berlin obgelegen. Das Jahr darauf begann seine praktische Thätigkeit in seiner Heimatprovinz Schlesien. Als die Typhusepidemie in Ober-Schlesien wüthete, eilte er aus freiem Antriebe dahin und widmete sich mit seiner ganzen Kraft dem ärztlichen Berufe in dem Masse, dass er zuletzt selbst von der Krankheit ergriffen wurde und sich noch Monate lang, nachdem er ausser aller Gefahr war, nicht recht von dem Anfall erholt hatte. Unmittelbar darauf war er schon wieder, furchtlos und opferbereit, in einem Choleralazareth in Breslau thätig, bis ihn der Magistrat der Stadt zum Bezirksarzt der Ohlauer Vorstadt auf die Petition der Bezirks-Armen hin wählte. Doch musste er diese Thätigkeit unterbrechen, um im Sommer 1849 und Winter 1850 seiner Militärpflicht zu genügen. Im Sommer 1851 trat er in die Stellung eines Assistenzarztes an der inneren Abtheilung des städtischen Allerheiligen-Hospitals ein, aus der er bald zu der eines Secundärarztes aufrückte. — Die vorzüglichste Gelegenheit, seine Kenntnisse zu bereichern und sich in allen Zweigen seiner Wissenschaft auf's gründlichste auszubilden, erhielt Rühle hier, als Frerichs die königlich medicinische Klinik in Breslau übernahm, die Einverleibung derselben in das städtische Allerheiligen-Hospital auf Grund eines Vertrages zwischen dem Ministerium und der Stadtverwaltung durchsetzte und Rühle zum Assistenzarzt der stationären Klinik machte.

Das neue wissenschaftliche Leben, das sich nunmehr unter Frerichs erstaunlicher Thätigkeit hier entfaltete, hat Rühle selbst in warmen durchaus zutreffenden Worten gelegentlich des Jubiläums von des Meisters fünfundzwanzigjähriger Thätigkeit in Berlin charakterisirt. Die besonderen, bis dahin existirenden klinischen Institute Breslaus waren unbedeutend und litten unter den mangelhaften Einrichtungen, wenngleich Krankenmaterial genug vorhanden war. Für die medicinische Klinik änderte sich dieser Zustand mit einem Schlage durch Frerichs Energie, Lehrtalent und wissenschaftliche Bedeutung. Er hatte die unbeschränkte Disposition über das Krankenmaterial der inneren Station des Hospitals, als die Klinik daselbst im Sommer 1852 eröffnet wurde. Er machte anfangs selbst alle Sectionen, bis ihm Rühle diese Thätigkeit, die er selbst schon im Hospital, später als Prosector, ausgeübt hatte, abnahm. Das reiche Material an Kranken sowohl, als auch an Leichen konnte die klinischen Vorträge Frerichs, sowie die Vorlesungen über specielle Pathologie und Therapie nur instructiver und anregender gestalten. Die Bedeutung seiner Erörterungen am Krankenbette wurde gehoben durch seine Redegabe,

durch das Talent schneller und sicherer Beobachtung, durch seine umfassenden Kenntnisse in der Chemie, Physiologie und pathologischen Anatomie, — Kenntnisse, die er bei seinem vorzüglichen Gedächtnisse jeder Zeit bereit hatte. Seine Ausführungen knüpften an die einfachsten Krankheitserscheinungen ebenso eingehend an, wie an die schwierigeren und complicirteren. Mit der Klinik waren verbunden ein Auditorium, einige Zimmer für das chemisch-mikroskopische Laboratorium und 4 Krankensäle, an deren Besuch sich unmittelbar eine im Auditorium abgehaltene Poliklinik anschloss. Die Zuhörerschaft setzte sich zusammen aus den Studirenden, den Hospital- und Assistenzärzten, den praktischen Medicinern der Stadt; oft kamen berühmte, auswärtige Mediciner, um Frerichs zu hören und zu sehen.

Die Richtigkeit der Rühleschen Schilderung, die ich hier kurz skizzirt habe, kann ich, der ich als älterer Arzt an den Vorlesungen Frerichs und seinem klinischen Unterricht, so oft es meine Zeit erlaubte, theilnahm und mit Frerichs in freundschaftlichem Verkehr stand, nur vollinhaltlich bestätigen. Rühle selbst, bei dem ich einen Privatcursus in der Auscultation und Percussion nahm, hatte seit dem Jahre 1853 die Vorlesungen in den Hilfsfächern, wie pathologische Anatomie, physikalische Diagnostik u. s. w. übernommen, nachdem er sich 1852 an der Universität mit einer Arbeit; „Ueber die Höhlenbildung in tuberkulösen Lungen“ als Privatdocent habilitirt hatte. Fünf Jahre ist er unter Frerichs Leitung an der Klinik thätig gewesen, bis er im Jahre 1857 Primärarzt am Hospital wurde. In demselben Jahre erhielt er an der Universität eine ausserordentliche Professur mit dem Auftrage, Materia medica zu lesen. Als Frerichs 1859 dem Rufe nach Berlin Folge leistete, bekam Rühle zunächst die Stellvertretung in der Klinik; aber die Leitung derselben wurde bald darauf Lebert übertragen, während Rühle zum Ordinariat gelangte und zum Director der von der medicinischen Klinik getrennten Poliklinik ernannt wurde. Doch schon im nächsten Jahre nahm er einen ehrenvollen Ruf an die Klinik nach Greifswald an, wo er Niemeyer ersetzen sollte.

Als Rühle nun Breslau verliess, nahm er in seine neue Stellung einen reichen Wissensschatz, die vortreffliche Ausbildung für den klinischen Beruf und die Sympathien Aller, die mit ihm in Berührung gekommen waren, mit. In unserer Stadt hat er ferner sein häusliches Glück begründet, das zur Entfaltung seiner geselligen Talente und seiner persönlichen Liebenswürdigkeit so viel beitrug. Am Krankenbette ihres Bruders, der im Hospital am Typhus schwer daniederlag und zu dessen Pflege die Schwester aus Schleswig herbeigeeilt war, lernte er seine künftige Lebensgefährtin kennen. Sie schuf ihm ein beglückendes Heim, in dem er vielleicht ebenso an-

regend, wie ausserhalb desselben, zu wirken Gelegenheit hatte und seinen privaten Neigungen, vor Allem der für Musik, nachgehen konnte.

Die Stellung in Greifswald hat Rühle, segensreich wirkend, vier Jahre lang bekleidet, und in dieser Zeit (1861) veröffentlichte er sein Werk über „Kehlkopfkrankheiten", hinsichtlich dessen Leyden urtheilt, dass „es zwar durch die bald darauf folgende Entdeckung des Kehlkopfspiegels überholt wurde, aber doch die Grundlage für die specielle und selbständige Behandlung dieses Capitels der Pathologie geworden ist." Im Jahre 1864 siedelte er, dorthin berufen, an die rheinische Hochschule Bonn über, der er all sein Können als Kliniker von nun an widmete. Die umfassende Thätigkeit, die er hier erst in den „alten, einfachen Räumen des Universitätsgebäudes", seit 1882 in dem neu errichteten Institute für die innere Klinik entwickelte, hat ihm den Ruf eines der trefflichsten klinischen Lehrer eingetragen. In seinem Unterricht war er von ausserordentlicher Vielseitigkeit nach dem Vorbilde Frerichs; er verschloss sich gegen keinen Fortschritt der neueren Medicin, sondern liess jeder neuen Errungenschaft in seinen Vorträgen den gebührenden Platz und den ihr zukommenden Werth. Vermöge seiner persönlichen Liebenswürdigkeit, gepaart mit der Sicherheit seines Wesens und einem bedeutenden Wissen, erfreute er sich der gleichen Beliebtheit und des gleichen Ansehens bei den Universitätscollegen, bei den ihn consultirenden Aerzten besonders aus den Rheinlanden, bei den Studenten und dem grösseren Publikum. An allen wissenschaftlichen Bestrebungen der medicinischen Welt nahm er regsten Antheil; auf den Congressen für innere Medicin, die er wesentlich mitgefördert hat, war er eins der gerngesehensten Mitglieder. Ein Ausdruck für seine Beliebtheit an der Universität war die einstimmig erfolgende Wahl zum Rector 1881, und als schwere Erkrankung ihn in den letzten Jahren zwang, Heilung im Süden zu suchen, wurde ihm bei seiner Rückkehr von der Riviera im Jahre 1886 durch seine Schüler, die auch früher schon häufig von ihrer Verehrung für den Lehrer Zeugniss abgelegt hatten, ein feierlicher Empfang bereitet. Dass Rühle in dieser Periode auch schriftstellerisch thätig war, ist bei einem Kliniker wohl selbstverständlich. Ein grösseres, sein gediegenstes Werk gehört seiner Bonner Zeit an: „Die Klinik der Lungentuberkulose", welches einen Theil von Ziemssens Handbuch bildet und 1887 in dritter Auflage erschien.

In eben diesem Jahre konnten ihn die Mitglieder des Congresses für innere Medicin, an dem er vorher zwei Mal lebhaft vermisst worden war, als einen anscheinend Genesenen begrüssen, und die Freude über seine Frische und Lebhaftigkeit war allgemein, da sie noch auf eine Reihe von Jahren gemeinsamen Wirkens Hoffnung

erwecken mussten. Doch, Allen unvermuthet, raffte ihn eine wenige Wochen währende Krankheit am 11. Juli 1888 dahin und riss eine neue Lücke in die Reihen der beliebtesten klinischen Lehrer. Resumiren wir das, was wir von Rühle genau kennen, so war er das nicht, was man gemeinhin einen gelehrten Professor nennt, wohl aber besass er eine Lehrfähigkeit, in der er viele seiner Standescollegen übertraf, besonders im Gebiete der Respirationskrankheiten.

Quellen.

1. Zeitschrift für klinische Medicin. Bd. XV. Heft 1 und 2. Leydens Nekrolog auf Rühle.
2. Münchener Medicinische Wochenschrift. Nr. 35. Nekrolog.
3. Zeitschrift für klinische Medicin. Bd. VII. Supplement. Jubiläumsfestschrift für Frerichs. 1884. Aufsatz Rühles über „Die medicinische Klinik in Breslau unter Leitung des Herrn Professor Dr. Fr. Th. Frerichs."
4. Biograph. Lexicon hervorragender Aerzte Bd. V. S. 114. „Rühle," von Wernich bearbeitet.

Albrecht Theodor Middeldorpf.

Mit dem Namen Middeldorpf ist die fortschrittliche Entwickelung der Chirurgie unseres Jahrhunderts unmittelbar verknüpft. Die grossartigsten technischen Erfindungen, die geradezu erstaunlichen Operationsmethoden, die uns bisher fast unüberwindliche Schwierigkeiten mit Leichtigkeit überwinden liessen — wir nennen vor allem die Galvanokaustik — sie sind ein Werk des unvergesslichen Middeldorpf. Nur ein so ingeniöser, mit den herrlichsten Gaben ausgestatteter Kopf wie dieser war im Stande, aus eigenster Kraft, auf Grund tiefernsten beharrlichen Fleisses und nie ermüdenden Forschungseifers durchaus neue operative Wege zu bahnen, aus denen für die leidende Menschheit unermesslicher Segen erwuchs, die seine Fachgenossen zur Begeisterung veranlassten.

Der immerhin enge Rahmen einer Biographie, die uns Middeldorpf wiederum vergegenwärtigen soll, schliesst leider die Möglichkeit aus, die Periode seines Schaffens in ihrem ganzen Umfange vor Augen zu führen. Wir sind zufrieden, wenn es uns gelingt, wenigstens in den Grundzügen einen Ueberblick über das ereignissreiche Leben dieses wunderbaren Mannes, der so früh schon seiner Thätigkeit entrissen wurde, zu geben.

Middeldorpf*) verlebte seine Jugend in den denkbar günstigsten Verhältnissen. Er wurde am 3. Juli 1824 zu Breslau geboren als Sohn des hochangesehenen Oberconsistorialrathes und Professors an der Universität zu Breslau, Dr. theolog. Heinrich Middeldorpf, eines durch Geist und Charakter gleich ausgezeichneten Gelehrten, welcher mit einer glänzenden Redegabe ausgebreitete Kenntnisse in den orientalischen Sprachen verband und in Folge dessen als

---

*) Die ausführlichste in dem Langenbeckschen Archiv für klinische Chirurgie niedergelegte treffliche Biographie Middeldorpfs stammt aus der Feder des Geheimen Medicinalraths Prof. Dr. Klopsch. Auch der bekannte Molièrist Dr. med. H. Schweitzer, mit dem Middeldorpf innig befreundet war, hat sein Leben, wenn auch nur für einen engeren Kreis in einer sehr eingehenden Monographie geschildert.

wissenschaftliche Capacität galt. Trotz einer zahlreichen Familie, der unser Middeldorpf als vorletztes Mitglied angehörte, machte es sich sein Vater unter treuem Beistande seiner hochgebildeten Ehegattin, Middeldorpfs Mutter, einer geborenen Schiller, zur Lebensaufgabe, jedem einzelnen seiner Kinder eine standesgemässe und würdige Erziehung angedeihen zu lassen. Middeldorpf hat es nie vergessen, was seine Eltern für ihn gethan; er kannte kein höheres Glück, als das edle Beispiel seines Vaters nachzuahmen, der ihm stets als Ideal in seinem Thun und Lassen vorschwebte, und als dieser das Zeitliche segnete, fand seine unbegrenzte kindliche Liebe darin ihren Ausdruck, dass er ein goldenes Armband mit dessen Locke für immer bei sich führte.

Mit dem 8. Lebensjahre bezog Albrecht Middeldorpf das Königliche Friedrichs-Gymnasium zu Breslau. Was ihn hier insbesondere fesselte, war nicht das klassische Alterthum in seinen verschiedenen Zweigen, weder Geschichte, noch Literatur, noch Sprachen; sein Interesse nahmen allein naturwissenschaftliche Studien in Anspruch. Schon frühzeitig betrat er das Gebiet, aus dem später eine so unvergleichlich wichtige Entdeckung hervorgehen sollte. Die Beschäftigung mit Botanik, Zoologie, Mineralogie, Chemie, Physik gewährte ihm unsägliches Vergnügen, weil er hier auch praktisch thätig sein konnte, und er scheute sich in der That nicht, gewöhnliche Werkstätten aufzusuchen, um sich in der Kunst der Technik zu üben. Zu Ende des Jahres 1842, nach wohl bestandener Reifeprüfung, wurde Middeldorpf bei der medicinischen Facultät der Universität Breslau immatrikulirt. Dieser gehörte er drei Jahre hindurch an.

Seine vorzügliche Begabung lehrte ihn, die kurze Studienzeit in vollstem Masse auszunutzen; wies doch gerade Breslau zu dieser Zeit hochbedeutende Lehrkräfte auf, wie Otto, Purkinje, Duflos, Göppert, Nees von Esenbeck u. A., die dem strebsamen Jüngling hilfreich zur Hand waren und ihn der wissenschaftlichen Laufbahn entgegenführten.

Middeldorpf wählte zunächst die Physiologie zu seinem Special-Studium. Unter der kundigen Leitung des geistreichen Purkinje, jenes grossen Denkers, dem das nicht hoch genug zu schätzende Verdienst gebührt, das erste physiologische Institut in Deutschland gegründet zu haben, gewann er einen tieferen Einblick in das Wesen dieser Wissenschaft unter Zugrundelegung mikroskopischer und physikalisch chemischer Untersuchungen, und er empfand eine um so innigere Freude an dieser Thätigkeit, als er seine bisher gesammelten naturwissenschaftlichen Erfahrungen verwerthen konnte.

Diese seine Kenntnisse glaubte er in Berlin, wo medicinische Autoritäten wie Johannes Müller lebten und lehrten, nach ver-

schiedenen Richtungen vervollkommnen zu können. Von dem innigsten Dankesgefühle für seinen Lehrer Purkinje, der ihn so sehr lieb hatte, beseelt, wanderte Middeldorpf zu Ende des Jahres 1845 nach Berlin. Bevor wir ihm dahin folgen, wollen wir hier einer Episode Erwähnung thun, die, in mannigfacher Hinsicht bemerkenswerth, ihm später mancherlei Auszeichnungen und Annehmlichkeiten eingetragen.

Als nämlich 1843 ein vornehmer Gast, der bedeutende Ornithologe Charles Bonaparte, Prinz von Canino, dem Breslauer zoologischen Museum einen Besuch abstattete, wandte er sich an den Vorsteher desselben mit der Bitte, ihm, da er mit der deutschen Sprache nicht vertraut sei, einen sowohl in der französichen Sprache wie in der Naturkunde bewanderten Führer zu überweisen, der ihm über alle Sehenswürdigkeiten entsprechende Aufklärung geben könnte. Dieses Amt übernahm ein blutjunger Student, unser später so berühmter Middeldorpf. Er entledigte sich desselben mit einer solchen Geschicklichkeit, dass der Prinz am Schluss der Wanderung äusserte:

> „Ganz wie ich es gewünscht! Nun lassen sie mich die Zeit, die Sie mir eben eingebracht, auf's Angenehmste verwenden. Es ist gerade Mittagszeit, kommen Sie mit mir in's Hotel und speisen Sie mit mir."

Middeldorpf lehnte sein freundliches Anerbieten ab anlässlich des Geburtstages seines Vaters und zeigte ihm als Beweis eine von ihm selbst gedrechselte Dose, die er als Geschenk überreichen wollte. Dies erregte von Neuem die Bewunderung des Prinzen. Schliesslich erkundigte sich dieser unter innigsten Dankesbezeugungen nach dem Namen seines Cicerone und schrieb in sein Notizbuch: „Albrecht Middeldorpf, ornithologue d' avenir et tourneur en bois assez habile."

1856, also nach 13 Jahren, fand eine zweite Begegnung zwischen Beiden statt und zwar in Paris, woselbst Middeldorpf einer seitens des Prinzen an ihn ergangenen Einladung Folge leistete.

Dieses Zusammentreffen sowohl, wie überhaupt Middeldorpfs Aufenthalt in Paris soll später noch Gegenstand der Darstellung werden. Middeldorpf verweilte nur ein Jahr in Berlin, doch wurde er in vollstem Masse des Lichtes theilhaftig, das von den hellleuchtendsten Sternen ausging, von Johannes Müller und Dieffenbach. Letzterem mag wohl auch ein entscheidender Einfluss auf Middeldorpfs späteren Beruf zuzuschreiben sein. Die Frucht seiner angestrengten Thätigkeit war die Dissertation „De glandulis Brunnianis", durch welche er sich den Doctorgrad von der Universität erwarb. Diese Arbeit ist deshalb von so hohem Werthe, weil sie ein bisher unbekanntes Gebiet behandelt, die Muskeln der Darmschleimhaut von

Menschen und Thieren, ihre anatomische Anordnung, chemische Qualität und Betheiligung am Verdauungsacte nebst den Erkrankungen der Darmdrüsen, während sie andererseits Middeldorpfs reifes kritisches Urtheil in wissenschaftlichen Fragen klar und deutlich zu Tage treten lässt.

Bis zum Jahre 1847, in welcher Zeit er das medicinische Staatsexamen absolvirte, fungirte er als Assistent in Purkinjes physiologischem Institut. Wie früher, der Sitte gemäss, jüngere Gelehrte Italien aufsuchten, um in diesem klassischen Lande unter den Augen der grössten Capacitäten ihren Specialstudien zu obliegen, so trat nun auch Middeldorpf, zumal er in recht glücklichen äusseren Verhältnissen lebte, die Reise nach den bedeutendsten Universitätsstädten des Auslandes an, er besuchte auf seiner Fahrt Wien, Paris und London, unermüdlich im Hören und Lernen, und kehrte über Berlin, das, da gerade die Revolution ihren Höhepunkt erreicht hatte, ihm hinreichende Gelegenheit bot, seine chirurgische Handfertigkeit zu beweisen, 1848 nach seiner Heimatstadt Breslau zurück. Seine Aufmerksamkeit galt jetzt namentlich der Chirurgie. Dafür war gerade Breslau, wie wenig andere Städte, mit seinem ungeheuren sowohl aus der Stadt selbst, wie aus der Provinz sich rekrutirenden chirurgischen Material der rechte Ort. Es war daher für Middeldorpf bei seiner herrlichen Begabung ein Leichtes, durch fleissigen Besuch der Hospitäler, insbesondere des Klosters der barmherzigen Brüder, der Elisabethinerinnen und des Allerheiligen-Hospitals, in denen so vorzügliche Aerzte thätig waren, sich auf chirurgischem Gebiete in die Höhe zu arbeiten. Nebenbei gründete er zusammen mit Klose, Paul und Günsburg den Verein für physiologische Heilkunde, als dessen Secretär er im Günsburgschen Journal einen Commissionsbericht über den „Namen und das Wesen der Entzündung“ veröffentlichte, welcher vermöge seiner ingeniösen Ideen allgemeines Aufsehen erregte. Seine Thätigkeit wurde eine noch viel umfassendere, als bald darauf die Cholera in furchtbar verheerender Weise auf trat und Noth und Elend über seine Heimatstadt brachte. Obwohl er mit bewunderungswürdiger Energie und Ausdauer in dieser schweren Zeit seinem Berufe nachging, fand er doch noch zu wissenschaftlichen Untersuchungen Zeit, welche sich auf die Verminderung des Wassergehaltes der Muskeln, den Eiweissgehalt des Erbrochenen und der Stühle, des Urins u. s. w. der von der Cholera Befallenen erstreckten und später in F. Günsburgs „Zeitschrift für klinische Medicin“ niedergelegt wurden. Es darf durchaus nicht Wunder nehmen, dass man bestrebt war, einen so geistreichen wie fleissigen Arzt an Breslau und seine Krankenhäuser zu fesseln. So wurde er Assistenzarzt an der unter Professor Remer stehenden

chirurgischen Abtheilung des Allerheiligen Hospitals, und die Zeit, während welcher er diesen Posten bekleidete, war für das Hospital sowohl wie für die chirurgische Wissenschaft überhaupt eine äusserst segensreiche. Binnen weniger Zeit erschienen hinter einander eine Reihe von Publicationen kleineren und grösseren Umfangs: erstere in dem von B. Langenbeck herausgegebenen Archiv für klinische Chirurgie z. B. „über die umschlungene Naht", „über am Damm auszuführende Steinoperationen" „über Luxationen" „über Enchondrome", u. a. Von den grösseren Arbeiten ist hervorzuheben die Schrift: „Ueber die Veränderung der Knochen und Knorpel in der Peritonealhöhle lebender Thiere" und sein „Ueberblick über die Akidopeirastik, eine neue Untersuchungsmethode mit Hilfe spitziger Werkzeuge" in Günsburg's Zeitschrift VIII. Gerade dieses Werkchen war wohl geeignet, in der gesammten chirurgischen Welt ein verdientes Aufsehen zu erregen. Middeldorpf hatte damit die immer noch auf schwachen Füssen befindlichen diagnostischen Kenntnisse wesentlich bereichert, indem er lehrte, wie man mit Hilfe feiner Carlsbader Insectennadeln, Explorativbohrern und Troicarts einerseits über tiefer gelegene pathologische Zustände, mochten sie Weichtheile oder Knochen betreffen, durch Tasten und Fühlen sich orientiren, und wie man andererseits durch genaue mikroskopische Untersuchungen entnommener Exsudattröpfchen bereits zur Diagnose übergehen könnte, und zwar alles dies ohne Gefahr für den Patienten, da die Instrumente nur kleine, sich augenblicklich wieder schliessende, mehr subcutane Wunden erzeugten. Mit der Akidopeirastik stand auch die forensisch nicht unwichtige Acupunctur des Herzens im Zusammenhang, welche uns mehr als die Auscultation die Gewissheit, resp. die Diagnose des Todes nahe legt.

Das zweite grössere Werk, dem wir uns zuwenden, das uns einen klassischen Beweis seines Scharfsinns, seines immensen Fleisses mit beredten Worten abgiebt, handelt über „Fracturen". Er begann dasselbe unter Alter's Leitung und führte es unter dessen Nachfolger, dem vorher erwähnten Remer, welcher letztere Stelle seit 1850 inne hatte, zur Vollendung. Mit dessen erstem Theile habilitirte er sich 1862 als Privatdocent für Chirurgie an hiesiger Universität. Das seinem Schwiegervater dedicirte Gesammtwerk erschien 1853 unter dem Titel: „Beiträge zur Lehre von den Knochenbrüchen." Nachdem er darin im allgemeinen Theil die aetiologischen Verhältnisse, die verschiedenen Formen der Knochenbrüche, ihre Symptome und Verlaufsarten, die Diagnose und Prognose sowie die hauptsächlichsten therapeutischen Principien geschildert, erörtert er im speciellen Theil jede einzelne Fractur für sich in allen ihren Beziehungen und Com-

plicationen nebst Behandlungsmethoden auf Grund einer grossen Anzahl von Beobachtungen, welche er während einer mehrjährigen chirurgischen Thätigkeit zu machen Gelegenheit hatte, ein wahrhafter Schatz von Lehren und Rathschlägen, welche auch die moderne Chirurgie noch nicht ganz zu verdrängen gewusst hat.

Inmitten all dieser Aufgaben, trotz seiner angestrengten Berufspflicht, hielt Middeldorpf unentwegt vornehmlich seit dem Jahre 1851 ein Ziel im Auge, das, ausgehend von der Absicht, den electrischen Strom als therapeutisches Hilfsmittel zu allgemeinen Zwecken zu benützen, gewissermassen sein ganzes Leben ausfüllte.

Allerdings hatte bereits früher schon 1807 Humphry Davy ähnliche Versuche angestellt, die erwünschte Wirkung war jedoch ausgeblieben; die Elektricität hatte in Folge dessen bisher eine nur sehr beschränkte Anwendung erfahren; sie vermochte allein auf dem Gebiet der Zahnheilkunde festere Wurzeln zu fassen.

Middeldorpf, der im Besitze vorzüglicher technischer Begabung seine chirurgischen Kenntnisse mit den naturwissenschaftlichen zu schönster Harmonie zu verbinden verstand, war es vorbehalten, die Wissenschaft mit einem neuen therapeutischen Apparat zu bereichern, der den elektrischen Strom zur Grundlage hatte.

Aber es galt da ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden, wenn auch vielleicht der Plan in Umrissen fertig dastand, was waren nicht für Kenntnisse auf rein technischem, instrumentellem Gebiete nöthig, welche Unzahl von experimentellen Versuchen war erforderlich, um die Methode in ihren verschiedentlichen Wirkungen zu prüfen!

Gelang es, so lohnte der Erfolg tausendfach die angewandte Mühe, sollte doch ein Operationsverfahren entstehen, das sich durch drei Cardinaltugenden auszeichnete, einmal durch Schmerzlosigkeit und Schnelligkeit, das andere Mal durch Verwendbarkeit an Stellen, zu denen bisher das Messer nicht hatte vordringen können, und schliesslich durch Verhinderung von Blutungen.

Unter Anleitung der berühmten Physiker Kirchhoff und Marbach vertiefte er sich in die Wirkungen der galvanischen Glühhitze, übte sich in der Construction von Batterien und Instrumenten, welche ihm gestatten sollten, von allen möglichen Positionen aus und an den verschiedensten Körperstellen zu operiren und prüfte sein Werk an thierischen Geweben, wobei ihm seine unter Purkinje und Johannes Müller gesammelten physiologischen Kenntnisse sehr zu gute kamen.

So ging er allmählich seinem Ziele näher; schon 1853, nach zwei Jahren mühseligster Arbeit, konnte er es wagen, seine wahrhaft grossartig angelegte Idee praktisch zu verwerthen. Die „galvanokaustische Scheideschlinge", die so eben das Licht der Welt erblickt, sollte nunmehr Proben ihrer Leistungsfähigkeit abgeben, die

ihr den Weg in die Oeffentlichkeit zu erleichtern bestimmt waren. Der geschätzten Freundschaft seines Collegen Middeldorpf hatte es der Verfasser zu danken, dass es ihm nebst Frerichs und dem noch lebenden Geheim-Rath Dr. Valentiner, Badearzt in Salzbrunn, vergönnt war, der ersten derartigen an dem Pastor Moese aus Langwaltersdorf ausgeführten Operation beiwohnen zu können. Der Eingriff — es handelte sich um einen Kehlkopfpolypen — war ein glücklicher, der Erfolg geradezu frappant, lebenrettend. Der Galvanokaustik waren dadurch Thür und Thor geöffnet, im Fluge hatte sich Middeldorpf die vollste Anerkennung seiner Fachgenossen erworben. Die seinem neuen Operationsverfahren zu Grunde liegenden Principien sowie die im Verlaufe weniger Monate gemachten Erfahrungen legte Middeldorpf in dem 1854 erschienenen, Bernhard Langenbeck gewidmeten grössern Werke nieder, welches den Titel führt: „Die Galvanokaustik, ein Beitrag zur operativen Medicin."

Wie es aber jeder Neuerung zu ergehen pflegt, auch hier fanden sich Gegner, die mit den gesuchtesten Einwänden die hohe Bedeutung der Middeldorpfschen Entdeckung*) in den Staub zu ziehen trachteten, wohl mehr aus Neid, als in richtiger Erkenntniss des Pro et Contra. Indess die Galvanokaustik hatte bereits eine Menge der trefflichsten, bisher ganz unmöglichen Resultate erzielt, so dass eine energische Vertheidigung dieser Methode sich als überflüssig erwies.

Middeldorpf stieg nun von Stufe zu Stufe. 1854 erfolgte seine Ernennung zum Professor extraord. der Chirurgie und Augenheilkunde und zum Director der chirurgisch augenärztlichen Poliklinik. 1855 wurde er als consultirender Chirurg für das Fränkelsche Hospital gewonnen und zum Oberwundarzt des Allerheiligen-Hospitals gewählt. 1856 erhielt er die ordentliche Professur für Chirurgie und Augenheilkunde und damit die Leitung der betreffenden Klinik und Poliklinik.

Als Habilitationsschrift veröffentlichte er: Commentatio de polypis oesophagi atque de tumore eius generis primo prospere exstirpato."

Noch in demselben Jahre finden wir Middeldorpf zum zweiten Male in Paris, vollauf damit beschäftigt, die französischen Chirurgen des Näheren mit seiner Galvanokaustik bekannt zu machen. Gleichzeitig benutzte er seinen dortigen Aufenthalt, um, einer bereits seit Langem an ihn ergangenen Einladung Folge leistend, dem Prinzen von Canino, Charles Bonaparte, dem er vor 13 Jahren gelegentlich eines Besuchs im Breslauer Zoologischen Museum als Cicerone gefällig gewesen, seine Aufwartung zu machen.

*) Der berühmte Spiegelberg pflegte mit besonderer Vorliebe die Galvanokaustik bei den Laparotomien in Anwendung zu bringen, da er mit keiner andern Methode in gleich schneller Weise Blutungen zu inhibiren vermochte.

Middeldorpf fand überall die herzlichste Aufnahme. Ehren und Auszeichnungen häuften sich förmlich auf ihn; unter der Menge seiner französischen Collegen herrschte aber auch nur eine Stimme über die Vorzüglichkeit seiner Methode, operirte doch Middeldorpf in den französischen Hospitälern, die man ihm bereitwilligst zur Verfügung stellte, mit wunderbarem Geschick und Glück.

Zu seinen eifrigsten Anhängern und Verehrern zählte Broca. Diesem verdankte er auch seine Ernennung zum correspondirenden Mitgliede der Pariser chirurgischen Gesellschaft. Selten genoss ein Deutscher eine so hohe Achtung im Auslande wie Middeldorpf; denn nicht genug, dass ihm auf Antrag des berühmten Forschers Royer der Monthyon'sche Preis, der nur für die hervorragendsten Leistungen gewährt wird, zuerkannt wurde, verlieh ihm noch Napoleon III. nächst einer Medaille das Kreuz der Ehrenlegion, den höchsten französischen Orden; Italien ehrte ihn durch Verleihung des St. Mauritius- und Lazarusordens. In seine Heimatstadt zurückgekehrt, wurde er im Jahre 1859 zum Medicinalrath und Mitglied des Medicinalcollegiums der Provinz Schlesien ernannt und mit dem rothen Adlerorden IV. Klasse decorirt. Nach Ebers Tode übernahm er auf kurze Zeit die interimistische Direction des Allerheiligen-Hospitals. Die folgenden Jahre waren einer rein wissenschaftlichen Thätigkeit gewidmet.

Mehrere vortreffliche Arbeiten gehören in diese Periode, wir nennen hier die in dem Journal „Clinique européenne" mitgetheilten Schriften:

„Sur une nouvelle forme de luxation de l'épaule: luxation en l'air", ferner seine Abhandlung: de fistulis ventriculi externis et chirurgica earum sanatione, accedente historia fistulae arte chirurgorum plastica prospere curatae," welche er im Auftrage der Breslauer medicinischen Facultät anlässlich des 60 jährigen Doctorjubiläums seines greisen Amtsvorgängers T. W. S. Benedict schrieb, sowie den in den Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur enthaltenen Bericht über die „percutane Umstechung der Arterien in der Continuität."

Als 1864 der Krieg gegen Dänemark ausbrach, eilte Middeldorpf, ohne dass ihn besondere Verpflichtung dazu gezwungen, auf den Kriegsschauplatz, um mit seinen chirurgischen Erfahrungen dem ungeheuren Elend, wie es die Kämpfe mit sich brachten, nach Kräften zu steuern. Als Ausdruck des Dankes für die in den Kriegshospitälern des Johanniterordens entfaltete segensreiche Thätigkeit, empfing er durch König Wilhelm I. den rothen Adlerorden III. Klasse mit der Schleife.

Bald darauf, nachdem er inzwischen bei einem Besuche der

Wiener Universität, welche ihr 500 jähriges Jubiläum feierte, zum Ehrenmitgliede der Wiener medicinischen Facultät ernannt worden, rief ihn der Krieg des Jahres 1866 von Neuem auf die Schlachtfelder. Bevor er dahin abging, wurde ihm der Charakter als Generalarzt der Armee verliehen. Drei Monate hindurch hielt sich Middeldorpf in den böhmischen Lazarethen auf, aufopferungsvoll und unermüdlich in der Ausübung seines so schweren, aber edlen Berufs. Zu den alten Lorbeeren fügte er neue hinzu. Das Militär-Medicinal-Wesen, das heute wie immer an der Spitze des Fortschritts steht, verdankt auch Middeldorpf ein Guttheil seiner Reformen; war er doch immer da, wo es sich um sanitäre wohlthätige Zwecke handelte, einer der allerersten, der seine Kräfte dem Allgemeinwohl opferte. War Middeldorpfs Geist, gewissermassen über das rein Menschliche hinausgehend, immer höheren Idealen zugewandt, so konnte doch sein Körper nicht gleichen Schritt damit halten; seit dem Jahre 1866 trat eine Pause, ein Stillstand ein, er war nicht mehr der Alte zu nennen; seine Körperkräfte schienen im Sinken begriffen. Zwar raffte er sich noch einmal auf, um zusammen mit seinem Collegen und Freunde Haeser das Wundarzneibuch des Deutsch-Ordensbruders Heinrich Pfolspeundt*) zu veröffentlichen, aber es war dies nur mehr ein Aufleuchten, ein gewaltsames Aufrechtstehen. Dem raschen Verfall war nicht mehr entgegenzuarbeiten, ihn beförderte noch der 1866 eingetretene Tod seiner Mutter, der sein Schmerzgefühl auf das Höchste steigerte. Noch zwei Jahre waren ihm zu leben vergönnt, allerdings unter den schwersten Leiden.

Gegen Mitte des Jahres 1868 stellte sich eine bei ihm zum dritten Male recidivirende Bauchfell-Entzündung ein, der eine Darmperforation folgte. Am 29. Juli legte Middeldorpf, erst 44 Jahre alt, für immer sein Haupt zur Ruhe, tief betrauert von seinen Hinterbliebenen und Freunden, ein schmerzlicher Verlust für die Universität Breslau.

Wer, wie der Verfasser, das Glück genossen, diesen so hervorragenden Mann zum Freunde zu besitzen, wer ihn mitten in seinem Wirken und Schaffen gesehen, wer seinen Charakter in seiner ganzen Grösse kennen gelernt, wird Middeldorpf einen unvergänglichen Platz in seinem Gedächtniss anweisen, für den wird er unvergesslich bleiben. Hier ist der Tod nur eine Scheidewand für den persönlichen Verkehr.

---

*) Ueber diesen Namen „Pfolspeundt" nicht Pfolsprundt, cf. Biograph Lex. hervorr. Aerzte. Bd. IV, S. 555.

Johann Lange.

Johann Lange war in Löwenberg in Schlesien im Jahre 1485 geboren, studirte in Leipzig Philosophie, ward Magister und lehrte dort unter dem Kurfürsten Georg von Sachsen. Mit besonderer Vorliebe beschäftigte er sich mit Plinius, den er auch später noch sehr hoch hielt. Sein Schüler war der nachher so berühmte Joachim Camerarius. Nachdem er noch mit dem Studium der Philosophie resp. der Naturwissenschaften das der Medicin verbunden, wandte er sich zur Vervollkommnung seiner medicinischen Kenntnisse nach Italien, zunächst nach Bologna, wo er sich gegen 2 Jahre aufhielt, dann nach Rom, wo er unter Leitung des berühmten Chirurgen Johann de Vigo speciell mit Chirurgie sich beschäftigte, studirte ferner in Ferrara, wo Nicolaus Leonicenus sein Lehrer war, und kam zuletzt nach Pisa, wo er im Jahre 1522 promovirte. Er versäumte es auch nicht, durch fleissige Benützung der grossartigen Bibliothek Picos von Mirandola seine Kenntnisse zu bereichern. Nach Deutschland zurückgekehrt, liess er sich in Heidelberg nieder und zwar unter den günstigsten Auspicien, da er bald darauf zum Leibarzt des Kurfürsten von der Pfalz ernannt wurde, welche Stellung er unter vier derselben, unter Ludwig V., Friedrich II., Otto Heinrich und Friedrich III. über vierzig Jahre lang einnahm. Besonders mit Friedrich II. war er eng befreundet und durchreiste mit demselben eine lange Reihe von Jahren hindurch Spanien, Italien und Frankreich, überhaupt den grössten Theil von Europa, begleitete er ihn doch selbst zweimal in den Türkenkrieg gegen den ihm als frommem Christen verhassten Sultan Soliman. 1556 wurde Lange zum Minister und Geheimrath ernannt. Im 80. Lebensjahre, am 21. Juni 1565, schied er aus dem Leben.

Das sehr grosse Vermögen, welches er hinterliess, kam laut Testamentsbeschluss in den Besitz seines gelehrten Collegen Wirth, der, ebenfalls ein nicht unberühmter Schlesier, zu Löwenberg geboren

wurde und die Stelle eines Leibarztes bei Carl V. und Philipp II. bekleidete. In Löwenberg wurden, beiläufig bemerkt, verhältnissmässig sehr viele spätere Aerzte damals geboren, so neben den beiden genannten, Lange und Georg Wirth, noch ein zweiter Wirth, der 1566 starb, Franz Mymer, der 1532 ein Regimen schrieb, Bartholomäus Reusner, gestorben im Alter von 41 Jahren, Hieronymus Reusner, gestorben 1608, und Caspar Hoffmann, geboren 1529, Alle also ungefähr aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Was nun die medicinischen Anschauungen unseres Lange, um wieder zu ihm zurückzukehren, betrifft, so versuchte er vor Allem das Studium der Alten wieder in Aufschwung zu bringen, den Arabismus aber aus der Medicin zu entfernen. Wie er selbst und seine Vorgänger in seiner Familie treue Anhänger des Hippokrates sind, so verlangte er auch von Allen, die sich wahre Aerzte nennen wollen, die Rückkehr zum Alten und zum genauen Studium der Natur. Seinem Bruder, der einmal in anderem Sinne urtheilte, schrieb er darum einen sehr heftigen Brief: ab avita nostra stirpe degenerare videris quae semper medicos suos in rationali Hippocratis curandi aegros methodo educavit ac fovit. Er forderte zu einem gründlichen Studium der Botanik auf, um die Heilkräfte der Pflanzen kennen zu lernen; er betont, dass man sich erst eine richtige Erkenntniss der pathologischen Erscheinungen der einzelnen Krankheiten verschaffen müsse, ehe man sich einen Arzt nennen dürfe. Er eifert gegen die Chirurgen seiner Zeit, welche, wenn sie einmal beim Oeffnen eines geschlachteten Kalbes zugegen gewesen, schon die ganze Anatomie erlernt zu haben vermeinen und in ihrer vollständigen Unkenntniss der Organisation des Körpers die Kranken durch unnöthige Operationen, die sie roher wie die Henker ausführen, oft auf die scheusslichste Art und Weise quälen, verstümmeln und hinmorden. Mit seiner vernünftigen Methode erzielte Lange freilich andere Resultate. So erzählt er selbst, welche Kunst er habe aufwenden müssen, um einen jungen Edelmann, der beim Sturze von einem hohen Dache auf eine Mauerecke aufschlug und sich ausser mehreren Brüchen eine schwere Verletzung der Schädeldecke zuzog, zu heilen. Auch führte er die in Deutschland fast ausser Gebrauch gekommene Trepanation des Schädels wieder ein, sowie das schon bei Galen erwähnte ἀβαπτιστὸν. In Amberg erhielt er durch eine mit grossem Scharfsinn angewandte Cur einem Mann ein Auge, welches derselbe sich mit einem Messer sehr schwer verletzt hatte, wie er denn überhaupt durch noch viele andere, ebenso sinnreiche als glückliche Curen sich einen wohlverdienten Ruf erwarb. Bei den Kurfürsten kam er in um so höheres Ansehen, seitdem er Otto Heinrich von einer Gürtelrose durch einen Aderlass auf galenische Art geheilt hatte.

Kein Wunder daher, dass er oft genug an das Krankenlager fremder Fürsten und Bischöfe berufen ward.

Um so verhasster waren ihm aber bei seiner eigenen Tüchtigkeit diejenigen, welche den von ihm so hoch gehaltenen Namen eines Arztes sich anmassten, nur um betrügerische oder selbstsüchtige Zwecke damit zu verbinden. Mit einem wahren Feuereifer bekämpft er daher jene Astrologen, welche diesen oder jenen Tag für irgend eine Krankheit besonders gefährlich erklären und in lächerlichster Weise aus den Sternen die Menschen belehren wollen, wann sie neue Kleider anziehen oder sich rasiren dürfen, gegen die Urinanten, welche aus dem Urin die Natur jeder einzelnen Krankheit erkennen wollen, sowie gegen die Receptuarii, welche der Ansicht sind, dass je seltner und theurer die Heilmittel, je mehr sie die Medicamente zusammensetzen, diese um so heilsamer sind, indem sie dabei freilich auch theils Geld zu gewinnen, theils durch ein langes Recept sich den Nimbus grösserer Gelehrsamkeit zu geben beabsichtigen.

In seinem Hauptwerk, den medicinischen Briefen, erklärt er manche sehr schwierige Stelle des Hippokrates, wie er denn selbst überhaupt eine ausserordentliche Belesenheit in der klassischen Literatur zeigt, die ihm auch dazu dient, seine Abhandlungen in gefälliger Weise zu würzen. Eindringlich warnt er vor dem Missbrauch, der mit Abführungs- und Brechmitteln von seinen Zeitgenossen getrieben wurde. Gegen fieberhafte Krankheiten empfiehlt er kühlende Mittel, besonders kalte Getränke.

Seinen in den „Briefen" ausgesprochenen Grundsatz: „Perplexa in arte medendi theoremata explicare et obscura illustrare, fraudesque aegyptiorum detegere et amicorum problematibus per epistulas respondere" liess er nie aus den Augen, so dass wir in Lange einen sehr gelehrten, wissenschaftlich hochstehenden, für Aufklärung unerschrocken eintretenden Mann kennen lernen, was in einer Zeit, wo seine Ansichten unerhörte, ja ketzerische erschienen, sehr anerkennenswerth ist. Eins setzt uns aber bei dem Manne, der sonst jeden Aberglauben als läppisch bezeichnet, in Verwunderung: sein Dämonenglaube. Er glaubt daran, dass es magische Kräfte gäbe, welche den Menschen krank machen oder behexen, und erzählt selbst in überzeugtem Tone von Fällen, wo Leute Messer, Nägel, Steine u. a. ausgespieen hätten.

Seinem Vorsatz, Gesinnungsgenossen durch Briefwechsel mit ihnen zu belehren, kam er mit allen Kräften nach, wie sein reger schriftlicher Verkehr mit Philipp Melanchthon, dem berühmten Johann Moibanus, dem Leipziger Professor Reuschius und Andern, vor Allem aber mit seinem ehemaligen Schüler und Landsmann Georg Wirth, Leibarzt Carls V. und Philipps II., beweist. Seinem Streben blieb

auch die Anerkennung der Besten nicht versagt, wofür seine Ernennung zum Minister und Geheimrath, sowie zahlreiche, seine Ansichten billigende Schreiben seiner Zeitgenossen, besonders der gesammten medicinischen und philosophischen Facultät der Universität Leipzig, Zeugniss ablegen.

Den Erfindungen seiner Zeit, vor allen der von ihm sehr hochgeschätzten Buchdruckerkunst, sowie den freien Künsten überhaupt brachte er ein lebhaftes Interesse entgegen.

Im Verkehr war er angenehm und scherzhaft, wovon er selbst viele Züge in seinen Werken erzählt.

Eine merkwürdige Vorliebe besass er für Käse, der bei keiner Mahlzeit fehlen durfte, und dessen Vertheidigung er einen ganzen Brief des zweiten Buches, sowie ein scherzhaftes Gedicht widmet.

Seine berühmtesten Schriften sind:

Medicinalium epistolarum miscellanea 1. Samlg. Basel 1554 4° 2. Sammlung 1560. Bedeutend vermehrt. Frankfurt a. M. 1589 8. De scorbuto. Wittenberg 1624. 8. De Syrmaïsmo et ratione purgandi per vomitum ex Aegyptiorum invento et formula. Lutet. 1752. 8. Consilia quaedam et experimenta. Ulm 1676. 4.

Wir haben auch seiner wissenschaftlichen Seite grössere Beachtung geschenkt, weil sich gerade in den in seinen Werken niedergelegten Anschauungen sowohl, wie in dem, was er mit allen Fasern seines Seins bekämpft, der Geist seiner Zeit auf das Lebhafteste wiederspiegelt.

Dass diesem Arzt, obwohl der Werth mancher seiner Leistungen nicht zum mindesten nach der Priorität seiner Geburt unter den schlesischen Aerzten — er war ja lange vor Crato geboren — beurtheilt werden muss, geringere Hochachtung, als er sie verdiente, zu Theil wurde, ist wohl hauptsächlich darauf zurückzuführen, dass er den grössten Theil seines Lebens fern von Schlesien, in Heidelberg, zubrachte.

Adam Christian Thebesius.

Seit dem Beginne des XVII. Jahrhunderts begegnet uns der Name Thebesius wiederholt in der Geschichte und Literatur Schlesiens. Die Träger dieses Namens waren durchweg in engerem oder weiterem Kreise angesehene Männer, die als Pastoren, Rechtsgelehrte oder Aerzte an den verschiedensten Orten unserer heimatlichen Provinz ihre Tüchtigkeit bewährten. Von Allen jedoch hat Keiner dem Namen zu grösserem Ruhme und höherer Bedeutung verholfen als Adam Christian Thebesius, und gerade diesen nennt Jöchers Gelehrten-Lexikon in der Reihe der Thebesii merkwürdiger Weise nicht. —

In dem kleinen Dorfe Sandenwalde*), das damals zum Herzogthum Wohlau gehörte, wurde Adam Christian Thebesius am 12. Januar 1686 als Sohn des Pastors Adam Ludwig Thebesius geboren. In sein Knabenalter fällt die Uebersiedlung der Familie nach Liegnitz, wo der Vater später als Pastor primarius an der Peter Paul-Kirche und als Schulvorstand zu wirken berufen war. Hier empfing Adam Christian den ersten gediegenen Schulunterricht und wurde im Jahre 1700, als seine Begabung den Eltern und Lehrern offenbar geworden war, in das Elisabeth-Gymnasium zu Breslau gegeben, wo er seine wissenschaftliche Vorbildung unter tüchtigen Pädagogen, wie Martin Hanke, Christian Gryphius, Gottfried Pohl u. A. abschloss. Ein Liebling seiner Lehrer und ein hochbeanlagter Schüler, verliess er im noch nicht vollendeten 18. Lebensjahre den heimatlichen Boden, um sich dem Studium der Medicin zunächst in Leipzig zu widmen. Doch begnügte er sich hier nicht, die Fachcollegien der Professoren Ettmüller, Rivinus, Schamberg und Anderer zu hören, sondern er bereicherte auch sein allgemeines Wissen auf dem Gebiete der Philosophie, Physik und Mathematik. Der Ruf der Leipziger Universität wurde in dieser Zeit bei Weitem überholt durch die

*) Im heutigen Kreise Guhrau gelegen.

wissenschaftliche Bedeutung Halles, wo ein Friedrich Hoffmann u Georg Ernst Stahl die Koryphäen deutscher medicinischer Wisse schaft und Begründer neuer Richtungen in derselben waren. Die Alma Mater wurde daher das nächste Ziel des strebsamen Thebesiı der auch durch den Einfall der Schweden in Sachsen unter Karl XII. im Jahre 1706 zum Verlassen Leipzigs mitbewogen wurde.

In Halle erwarb er sich die Achtung der genannten Männer in so hohem Masse, seine Kenntnisse in der Anatomie waren schon damals so bedeutende, dass ihn diese beiden Lehrer aufforderten für die Studenten der Hochschule Vorlesungen auf diesem Gebiete mit Demonstrationen zu halten. Doch mit seinem Wissen in diesem Fache konnte Thebesius sein Studium noch nicht als vollendet betrachten; er suchte noch andere deutsche Akademien auf, bis er sich endlich, 1707, in's Ausland nach Holland wandte.

In mächtiger, voller Blüthe stand hier zu Leyden die Medicin in allen ihren Disciplinen; die medicinische Facultät dieser Universität hatte die führende Rolle in der Wissenschaft übernommen, die sie Männern wie Ruysch, Bidloo, Rau, dem älteren Albinus und Boerhaave verdankte. Wie reiche Früchte musste der Verkehr mit solchen Leuchten der Wissenschaft einem aufstrebenden Talente verheissen! Thebesius verstand es, sich auch unter diesen Männern Anerkennung zu verschaffen und ihre Gunst zu erwerben, so dass er einen Gelehrten wie Ruysch in dessen Lehramte vertreten durfte.

Bei Gelegenheit seiner Promotion im Jahre 1708 tritt die Achtung, die er errungen hatte, besonders deutlich hervor. Seine hierbei gelieferte Dissertation handelte von dem Blutlauf im Herzen und führte den Titel: „De circulo sanguinis in corde". Sie machte den Namen des Verfassers als den eines tüchtigen Anatom und Physiologen weithin bekannt und erlebte binnen kurzer Zeit, 1716 und nach dem Tode des Autors 1739, zwei neue Auflagen. Die Facultät überreichte dem neuen Doctor der Medicin und Philosophie ein besonderes Empfehlungsschreiben für seine künftige Laufbahn und versah seinen Namen im „Liber academicus" mit einem Stern, zum Zeichen, dass mit demselben eine hervorragende Leistung verknüpft sei. Einer der Biographen, J. Ketzler, nennt diese Dissertation, welche Thebesius „applaudente inclyta Facultate medica" schrieb, „inventi novi celebratissima". Es hängt nämlich mit diesem Werke unseres Landsmannes die Entdeckung zusammen, welche seinen Namen speciell in der Anatomie zu einem unvergänglichen machte: wir meinen die Entdeckung jener „halbmondförmigen Klappe" an der Vena coronaria (magna cordis), die bis auf den heutigen Tag als Valvula Thebesii bekannt ist; er fand auch bei seinen Untersuchungen die nach ihm benannten, poren-ähnlichen „Foramina" an verschiedenen Stellen des

-orhofs". — Nach beendeter Promotion gingen Thebesius' Absichten -hin, noch anderer Herren Länder kennen zu lernen, mit den be-deutenden Männern in denselben in Beziehungen zu treten und dadurch -n Umfang seines Wissens noch zu erweitern, bis er sich — das war -vielleicht sein innigster Wunsch — an einer bedeutenden Universität als Lehrer niederlassen könnte. Da machte ein trauriges Ereigniss in seiner Heimat alle Pläne des erst 22jährigen Gelehrten zu nichte und erinnerte ihn, der dem heimischen Boden fast entfremdet war, wieder an den Ort seiner Herkunft. Durch einen Brief aus der Heimat wurde er von dem Tode seines Vaters, der im Jahre 1708, 9 Jahre nach dem Tode der Mutter, erfolgt war, und von den drückenden Verhältnissen benachrichtigt, in denen die nunmehr verwaisten Geschwister zurückgeblieben waren.

Die Zeit der Wanderjahre musste damit zu Ende gehen; es galt sich eine eigene Existenz zu gründen.

Im Alter von 23 Jahren kehrte Thebesius schweren Herzens, doch von der Pflicht getrieben, in die Heimat zurück und liess sich als Arzt in Hirschberg nieder, das er nicht mehr verliess. Es ist nur natürlich, dass ein Mann von solch gründlicher und umfassender Bildung in theoretischer und praktischer Beziehung schnell eine ausgedehnte und lohnende Thätigkeit finden musste. Er erfreute sich, nach dem Berichte seiner Biographen, bald einer ausserordentlichen Beliebtheit bei allen Laien durch seine gediegenen Kenntnisse, seine vorsichtige und milde Behandlung der Kranken und sein ruhiges, sicheres Auftreten; von seinen Collegen wurde er hochgeschätzt. Vier Jahre nach seiner Niederlassung, 1713, erfolgte seine Aufnahme in die Academia Naturae Curiosorum mit dem Beinamen „Euriphon"*); er stattete seinen Dank für diese Ehre dadurch ab, dass er in den „Ephemeriden" wiederholt Aufsätze über normale und pathologische Anatomie erscheinen liess.

Im Jahre 1711 hatte er mit Johanna Regina Glafey, der Tochter eines hochangesehenen Hirschberger Grosskaufmanns, den ehelichen Bund geschlossen, der nach nur siebenjährigem glücklichen Bestehen durch den Tod der Gattin gelöst wurde, nachdem sie dem Gatten eine Tochter und vier Söhne geboren hatte.

Der Hirschberger Senat zollte seinem berühmten Mitbürger den Tribut der Anerkennung dadurch, dass er ihn 1714 zum Physikus der Stadt und „benachbarten Bäder" ernannte. Trotz seiner anstrengenden Thätigkeit blieb dem gelehrten Manne noch die Zeit, die alten, liebgewonnenen Studien zu pflegen; das bezeugt seine

*) Cf. A. E. Büchner's Academiae L.-C. Nat. Cur. Historia S. 490: No. 302. „D. Ad. Christianus Thebesius, Physicus Hirschbergensis et Thermarum vicinarum etc.".

literarische Thätigkeit. So verfasste er eine Abhandlung über „das Herz“, in der er neue Entdeckungen*) bekannt machte; er beschäftigte sich speciell mit der Anatomie des Holländers Verheyen und gab dieselbe als „Anatomia Verheyena renovata“ heraus. Er lieferte ferner eine ausführliche Beschreibung des Auges, eine „Ophthalmographia“, und schrieb eine Abhandlung „de successione morborum“. Daneben beschäftigten ihn besonders physikalisch-astronomische Studien, für die er sich ein eigenes Observatorium an einem günstigen Punkte der Umgebung Hirschbergs angelegt hatte; auch auf diesem Gebiete trat er mit einer Arbeit hervor, betitelt: „Nova Theoria aestus maris“. Sein Biograph Lindner erzählt uns, dass Thebesius auch der Muse der Dichtkunst nicht abhold war und in deutscher Sprache dichtete, dass er sogar eine Art Gedenkblatt zum Siege der Kaiserlichen unter Prinz Eugen über die Türken bei Belgrad, 1717, verfasste, unter dem stolzen Titel: „Fama victoriam exercitus Caesareani a Turcis ad Belgradum reportatam buccinans“. Kurz, wir erfahren aus allem Angeführten, wie vielseitig und anregend Thebesius sein Leben zu gestalten wusste, und wie viel Erspriessliches auch für die Wissenschaft von seiner Thätigkeit noch zu erwarten war**). Um so grösser musste der Schmerz, um so tiefer das Bedauern sein, als diesen Mann, der schon lange kränkelte, eine Lungenentzündung auf das Krankenlager warf und ihn im Alter von noch nicht 47 Jahren, den 10. November 1732, den Seinigen und der Wissenschaft entriss.

Gar mancher der Verehrer des Verstorbenen gab in Prosa oder Dichtung dem Verluste, der Alle betroffen hatte, Ausdruck, keiner aber in so feierlicher und, der damaligen Zeit entsprechend, so pomphafter Form wie der Schwiegersohn des Todten, der Pastor an der Hirschberger Kirche Jeremias Ketzler. Das vornehmste Denkmal — sehen wir ab von demjenigen, welches Thebesius selbst in seinen Leistungen sich setzte — wurde ihm jedoch von der Academia Leopoldino-Carolina gesetzt, als deren Präsident Elias Büchner einem Mitgliede, dem Hirschberger Arzt Casp. Theophil Lindner, den Auftrag ertheilte, die Biographie des Verstorbenen zu schreiben.

Von den Nachkommen unseres Landsmanns verdient es einer der Söhne, Johann Ehrenfried Thebesius, der der Wissenschaft des Vaters treu blieb, genannt zu werden; er wurde ebenfalls Stadtphysikus zu Hirschberg, hatte sich besonders unter Fried in Strassburg mit Geburtshilfe beschäftigt und verfasste im Jahre 1757 ein zu seiner Zeit

---

*) Welcher Art dieselben waren, wissen wir nicht

**) Lindner erzählt, dass Th. noch manches Andere unter der Feder hatte, dessen Beendigung der Tod unmöglich machte. S. 7.

anerkanntes, wiederholt aufgelegtes Werk über „die Hebammenkunst". Er ist nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen, aus Goldberg stammenden Medicus Thebesius, einem Zeitgenossen des Adam Christian Thebesius, den Jöcher in seinem Gelehrten-Lexikon als „Protophysicus des fürstlichen Stifts Leubus" und „kaiserlichen Hofarzt" aufführt.

Quellen.

1) Caspar Theophil Lindner: „Memoria Viri Praeclarissimi etc. Domini Adami Christiani Thebesii". Diese Schrift erschien einige Jahre nach dem Tode des Thebesius, nicht vor 1737, da Lindner erst in diesem Jahre in die Academie aufgenommen wurde.
2) Jeremias Ketzler verfasste zum Andenken seines Schwiegervaters ein literarisches „Monumentum" in der Form von Grab-Inschriften in lateinischer Sprache; hinzugefügt ist eine freiere, gekürzte Uebersetzung in's Deutsche.
3) Biograph. Lexicon hervorrag. Aerzte. Bd. V.

Gabriel Gustav Valentin.

Wie bei Adam Christian Thebesius, so ist es auch bei dem berühmten Physiologen, den ich mit Stolz meinen besten Universitätsfreund nennen darf, auffallend, in wie früher Zeit er sich schon die ersten wissenschaftlichen Lorbeern verdient hatte. Das will überdies im XIX. Jahrhundert noch mehr bedeuten, als im Beginne des XVIII, in dem die Zahl der Forscher in den einzelnen Disciplinen nicht in dem Maasse zunahm, wie in unserem Säculum, und daher auch die Möglichkeit, Hervorragendes zu leisten, eine grössere war. Aber im Gegensatze zu Thebesius war es Valentin vergönnt, die akademische Laufbahn zu betreten und in ihr fast 50 Jahre hindurch zum Segen seiner Wissenschaft zu wirken.

Gabriel Gustav Valentin ist in einfachen, kleinbürgerlichen Verhältnissen zu Breslau aufgewachsen, wo der Vater das Handwerk eines Goldschmieds betrieb, und dieser Sohn ihm am 8. Juli 1810 geboren wurde. Sein Eifer und seine Begabung machten den Sprössling während der Schulzeit, die er im Magdalenäum absolvirte, zu einem der tüchtigsten Schüler, so dass er sich der ganz besonderen Gunst des Directors Manso zu erfreuen hatte. In den Sprachen und den naturwissenschaftlichen Fächern gleich befähigt, verliess er im Jahre 1828 das Gymnasium mit einem vorzüglichen Zeugnisse und ergriff nun an der heimatlichen Universität das Studium der Medicin und Naturwissenschaften. Keiner von allen akademischen Lehrern übte hier einen so nachhaltigen Einfluss auf ihn aus, zu keinem trat er nach vollendetem Studium in so nahe Beziehungen, wie zu Joh. Ev. Purkinje, dem damals wohl bedeutendsten Physiologen Deutschlands*) neben Johannes Müller. Als Valentin im

*) Es ist wohl bekannt, in welcher Weise Purkinjes Promotionsschrift „Beiträge zur Kenntniss des Sehens in subjectiver Hinsicht, auf Goethe wirkte; er machte sich einen Auszug davon und versah sie mit Noten. Er forderte den Verfasser auf, ihn in Weimar zu besuchen, und bemerkte dazu in den Annalen von 1822: „Herr Purkinje gewährt

Jahre 1832 zum Doctor promovirt worden war und ein Jahr darauf sein Staatsexamen bestanden hatte, liess er sich zwar als praktischer Arzt in Breslau nieder und fand als solcher auch Beschäftigung, aber all sein Streben ging auf die Lösung physiologischer Fragen hin. In dem von Purkinje gegründeten physiologischen Institute*), dem ersten Deutschlands und vielleicht der Welt, stellte er, theils allein arbeitend, theils mit Purkinje zusammen thätig, seine Untersuchungen auf diesem Gebiete an; aus diesem Institute gingen die gehaltvollen Arbeiten hervor, die seinen Namen so schnell und so früh bekannt machten. Die Resultate seiner Studien, die die Entwicklungsgeschichte der lebenden Wesen betrafen, veröffentlichte er zunächst in den Jahren 1833 und 34 in Zeitschriften, wie in der von Ammon**) und in Heckers Annalen. Im Jahre 1834 machte er die wichtige Entdeckung der Flimmerbewegungen, welche auf den Schleimhäuten höher organisirter Wesen durch Wimperhaare hervorgebracht werden, und publicirte diese Entdeckung zusammen mit Purkinje in Joh. Müllers Archiv. (1834. I. Heft 5). Hieran schloss sich eine Reihe weiterer Untersuchungen, die in dem II. Bande des Archivs und, nachdem Valentin im Jahre 1835 Mitglied der Academia Leop.-Carolina geworden war, in deren Acta zur Besprechung gelangten***) oder selbstständig erschienen;†) er erfreute sich bei vielen dieser Arbeiten der Unterstützung und Mitarbeiterschaft seines Meisters Purkinje. Inzwischen hatte sich Valentin bereits daran gemacht, eine von dem Institut de France zu Paris im Jahre 1833 gestellte Preisaufgabe zu lösen. Es handelte sich dabei um eine Vergleichung der Entwicklung der organischen Gewebe bei Thieren („développement des tissus organiques chez les animaux“) mit derjenigen der Pflanzen („tissus des végétaux“). Im Februar 1835 reichte Valentin sein 1100 Seiten umfassendes, mit 42 Quarttafeln versehenes Manuscript ein, und am Ende desselben Jahres erhielt er den „grand prix des

---

einen entschiedenen Begriff von merkwürdiger Persönlichkeit und unerhörter Anstrengung und Aufopferung“. (Bd. XXXII der Goethe-Ausgabe 1830.)

*) Die dazu gehörigen, noch recht dürftigen Räume dienten später zum Theil als Carcer. — In einem Briefe an Wagner (Göttingen) aus dem Jahre 1841 sagt Purkinje: „. . . Es gelang mir so mancher glückliche Fund, namentlich als ich mit einem so exquisiten Talente, als das Valentins, mich verbündete“ cf. P.s Biographie von Heidenhain in Bd. XXVI der Allg. deutschen Biographie S. 721.

**) „Zur Anatomie des Fötus-Auges der Säugethiere“; in den Annalen: „Ueber das Ganglion intercaroticum“, „Ueber Form und Grösse der feinsten Blutgefässnetze.“

***) z. B. „Ueber die Unabhängigkeit der Flimmerbewegungen von den Centraltheilen des Nervensystems“ (Archiv II) und „De motu vibratorio animalium vertebratorum observationes“ (Acta Nova XVII).

†) „De phaenomeno generali et fundamentali motus vibratorii continui etc.“ 1835. — „Ueber den Verlauf und die letzten Enden der Nerven.“ Bonn 1836.

sciences physiques" für seine Leistung. Unter den Berichterstattern über die Arbeit*), welche den Titel „Histiogenia comparata" führt, befanden sich ein Brongniart, Magendie und Blainville; Alexander von Humboldt drückte dem Verfasser in ehrenden Worten seine Anerkennung aus. Der erhaltene Preis von 3000 Francs ermöglichte es dem erst 25 Jahre alten Gelehrten, eine wissenschaftliche Reise zu machen. In demselben Jahre noch lieferte Valentin einen weiteren Beweis seines Könnens, indem er ein grosses „Handbuch der Entwicklungsgeschichte des Menschen" herausgab, dessen Uebersetzung in's Englische ein Edinburgher Gelehrter, Barry, unternahm. Welches Ansehen er durch seine wissenschaftlichen Arbeiten bereits erworben hatte, beweist nichts deutlicher, als die Thatsache, dass er nun fast gleichzeitig von drei geographisch vollkommen getrennten Universitäten des Auslandes für das Fach der Physiologie begehrt wurde, nämlich von Lüttich, Dorpat und Bern. Wenn auch die Stellung an den beiden erstgenannten Orten eine glänzendere gewesen wäre, so zog Valentin als Israelit doch die Berufung an die Berner Hochschule vor, weil hier kein Religionswechsel von ihm verlangt wurde. Es stellte sich bald heraus, dass unser Staat sich nicht nur einen bedeutenden Forscher, sondern auch einen hervorragenden Lehrer für seine Universitäten hatte entgehen lassen.

Im Herbst des Jahres 1836 begann Valentin als Professor der Physiologie in Bern seine ruhmreiche und bedeutsame Thätigkeit, die wir an dieser Stelle, den Zweck unseres Werkes festhaltend, nur in grossen Zügen charakterisiren können. Dem praktischen Berufe des Mediciners hatte der junge Gelehrte mit dieser Anstellung entsagt. Das Gebiet, auf dem er nun 45 Jahre hindurch forschend, lehrend und literarisch wirkte, war in erster Reihe die Physiologie, daneben die Anatomie, auf die sich eine Zeitlang sogar seine officielle Thätigkeit erstreckte, und die Pathologie nur in theoretischer Hinsicht, insofern als er im Jahre 1864 seinen „Versuch einer physiologischen Pathologie der Nerven" und in demselben Jahre noch den „Versuch einer physiologischen Pathologie des Blutes und der übrigen Körpersäfte" der Oeffentlichkeit übergab. Für den praktischen Arzt direct schrieb Valentin nur sein 1863 erscheinendes Werk: „Der Gebrauch des Spektroskops zu physiologischen und ärztlichen Zwecken". Wie Valentin hier sich speciell über dieses Hilfsmittel ausliess, so richtete sich im Allgemeinen sein Bestreben darauf, zur Beobachtung organischer Vorgänge die Hilfsmittel zu vermehren oder deren Technik zu vervollkommenen; in dieser Beziehung erwähnenswerth ist seine „Untersuchung der Pflanzen- und Thierge-

*) cf. Nowack: Schlesisch. Schriftsteller-Lexicon. Heft 1. S. 149.

webe bei polarisirtem Licht." Seine anatomischen Forschungen gingen zum grossen Theil mit den physiologischen Hand in Hand*), wie seine „Beiträge zur Anatomie und Physiologie des Nerven- und Muskelsystems", sein in lateinischer Sprache abgefasstes Werk in 4 Büchern: „De functionibus nervorum cerebralium et nervi sympathici" beweisen. Um einen Sammelpunkt für die neuen Ergebnisse eigner und fremder Forschungen zu gewinnen, begründete er im Jahre 1836 das „Repertorium für Anatomie und Physiologie", das bis zum Jahre 1843 bestand. Von seinen Entdeckungen in der Physiologie sei hier vor Allem diejenige des Jahres 1844 genannt, welche die „diastatische Rolle des Bauchspeichels bei Verdauung der Kohlehydrate" erwies.**)

Es würde zu weit führen, wollten wir hier die auf alle Theile seiner Specialwissenschaft sich erstreckenden Untersuchungen auch nur annähernd skizziren. Mochten dieselben sich mit dem Blutumlauf oder mit der Athmung, mit den Sinnesorganen oder mit der Einwirkung verschiedner Gifte auf den thierischen Organismus befassen, überall wirkte Valentin zum mindesten anregend, sehr häufig Neues schaffend und grundlegend. Bei einer so rastlos thätigen Natur konnte es daher kein Wunder nehmen, wenn er 30 Jahre hindurch auch eine ausserordentliche schriftstellerische Fruchtbarkeit entfaltete. Als Lehrer zeichnete ihn derselbe Pflichteifer, dieselbe Gewissenhaftigkeit wie als Forscher aus; sein Vortrag, den er mit Rücksicht auf einen Theil seiner Zuhörer oft auch in französischer Sprache hielt, wurde auf das Wirksamste unterstützt durch seine an das Wunderbare streifende Gedächtnisskraft und die Gabe, das Schwierigste fast mühelos vor den Hörern zu entwickeln. Um den Lehrzweck zu fördern, gab er im Jahre 1844 das „Lehrbuch der Physiologie des Menschen" heraus und zwei Jahre später den „Grundriss der Physiologie des Menschen", der 1854 in vierter Auflage erschien. Sein Ruhm stieg von Jahr zu Jahr; nur wenige Physiologen gab es, die sich neben ihn stellen konnten; sein Name verhalf der medicinischen Facultät in Bern zu hoher Blüthe und zog immer grössere Schaaren von Studirenden der Medicin an die Hochschule.

An Ehrenbezeugungen der verschiedensten Art konnte es bei dem Weltruf dieses Gelehrten, der wiederholt glänzende Anerbietungen anderer Hochschulen zurückgewiesen hatte, nicht fehlen. Als er im Jahre 1876 das Fest seiner 40 jährigen Amtsthätigkeit begehen

---

*) Als Specialarbeiten sind zu nennen: „Beitrag zur Anatomie des Zitteraals", Neufchâtel 1841 und „Anatomie du genre Echinus."

**) Cf. Biographisches Lexicon hervor. Aerzte. Bd. VI.

konnte, wurde ihm von den Collegen an der Universität und Aerzten ein Festgeschenk überreicht, und die philosophische Facultät ehrte sich selbst, indem sie ihm die Anerkennung für seine Verdienste um die Naturwissenschaften durch die Ertheilung des Doctortitels ausdrückte. Bei keiner Gelegenheit aber zeigte sich die allgemeine Verehrung, die dieser seltene Charakter in der gesammten wissenschaftlichen Welt genoss, in hellerem Lichte, als bei der Feier seines 50 jährigen Doctorjubiläums im Jahre 1883. Damals war Valentin schon von schweren Leiden niedergedrückt; seit zwei Jahren hatte er bereits, an das Krankenbett gefesselt, auf seine amtliche Thätigkeit verzichten müssen. Doch von Nah und Fern beeilte man sich wetteifernd, ihm durch Festschriften zu seinem Jubiläum, durch kostbar ausgestattete Adressen, unter denen sich solche fast aller Universitäten befanden, und durch Decorationen, wie die des Königs von Italien, zu huldigen. Die Erinnerung an diesen schönen Tag hat den Leidenden nicht mehr lange erfreut. Es gab keine Rettung gegen sein Siechthum, das durch einen Schlagfluss im Jahre 1881, während er sich auf der Rückkehr von einer Erholungsreise befand, und durch die dabei erfolgende partielle Lähmung verursacht war. Die aufopfernde Pflege eines treuen Weibes*), das seit 40 Jahren (1843) Freud und Leid mit ihm getragen hatte, und seiner Kinder vermochten nichts gegen diesen Feind.

In ergreifenden Worten haben zwei der Collegen Valentins, Forster und Grützner, die Leidenszeit des Mannes bei fast bis zuletzt anhaltender geistiger Frische und Schaffenslust uns geschildert. Am 24. Mai 1883 wurde Valentin von seinen Qualen erlöst. Forster sagt von ihm am Schlusse seiner Gedächtnissrede: „Er war ein echter Ritter vom Geist, ein edler, humaner, milder Charakter, der es verstanden hat, bei aller Wahrung seiner Selbständigkeit, im Leben zahllose Freunde und keinen einzigen Feind zu erwerben.“

---

*) Henriette Samosch, eine Breslauerin und Verwandte Valentins.

Quellen.

1) Nowack: Schlesisches Schriftstellerlexicon. Heft 1, S. 148 ff.
2) Biographisches Lexicon hervorr. Aerzte. Bd. VI.
3) Breslauer ärztliche Zeitschrift 1883. SS. 118—121. (Gedächtnissreden von Forster und Grützner.)

Oskar Berger*).

Als Abschluss der einzelnen Lebensbilder lassen wir auf die Biographie Valentins diejenige des so jung gestorbenen, hervorragenden Neuropathologen folgen. —

Wie L. Traube, hat auch Oskar Berger, der am 20. November 1844 in Münsterberg geboren war und auf dem Gymnasium zu Glatz zu den vortrefflichsten Schülern der Anstalt gehörte, seine wissenschaftliche medicinische Vorbildung zunächst in Breslau, seit 1863, erhalten; von hier begab er sich nach Berlin, wo vor allem Griesinger, daneben Traube und Frerichs den bedeutendsten Einfluss auf den jungen Studenten ausübten. Als er hier im Jahre 1867 promovirt wurde, hatte er in seiner Dissertation ein Thema aus dem Gebiete der Nervenkrankheiten, die von da an sein grösstes Interesse in Anspruch nahmen, — die Epilepsie — behandelt. Der Titel lautet: „Zur Pathologie der epileptoiden Zustände“ (nach 25 Beobachtungen der königlichen Charité zu Berlin). Entscheidend für die Wahl seines Specialstudiums war nach Absolvirung des Staatsexamens in Berlin sein Aufenthalt in Wien bis gegen das Jahr 1869, wo die grossartigen klinischen Einrichtungen, ebenso wie die meisterhaften Vorträge von Oppolzer, Skoda, Benedict und Meynert, einen nachhaltigen Eindruck in ihm hinterliessen. Den grossen Schatz der so erworbenen Kenntnisse beschloss er in der Hauptstadt seiner heimatlichen Provinz zu verwerthen, indem er sich in Breslau 1869 als erster Arzt für Nervenkrankheiten niederliess. Er fand bald Anerkennung bei seinen Collegen und grosses Vertrauen im Publikum. In den Jahren 1870/71 fungirte er als leitender Arzt der Abtheilung für Elektrotherapie im königlichen Garnison-Lazareth zu Breslau.

Aber sein Streben ging auch dahin, als Lehrer in seiner Wissenschaft zu wirken und die Forschungen des berühmten Charcot, „welche bis dahin in Deutschland zum Theil nicht gekannt, zum Theil angezweifelt waren,“ zu verbreiten. Er habilitirte sich daher 1873 als

*) Durch ein Versehen ist es uns nicht mehr möglich gewesen, in der Chronolog. Uebersicht S. 4 und im Rückblick S. 171 Berger, den Uebrigen entsprechend, anzubringen.

Docent der Nervenheilkunde an der Universität mit der Schrift: „Die Lähmung des Nervus thoracicus longus", die des Verfassers wissenschaftliche Bedeutung über jeden Zweifel erhob. Es ist diese Arbeit übrigens, so viel wir wissen, die einzige geblieben, welche Berger selbständig erscheinen liess; alle übrigen hervorragenden literarischen Leistungen von ihm sind in den verschiedensten medicinischen Wochenschriften, Archiven, Encyklopädien u. s. w. publicirt. Das Krankenmaterial, das ihm den Stoff für seine Vorlesungen und Vorträge bot, war natürlich in der ersten Zeit ein immerhin beschränktes da er ja lediglich auf seine Privatpraxis und seine Poliklinik für Nervenleiden angewiesen war. Als er jedoch im Jahre 1877 zum dirigirenden Arzte des städtischen Armenhauses gewählt wurde, war es ihm ermöglicht, seine Forschungen und seinen klinischen Unterricht an ein sehr umfangreiches Material anzuknüpfen, so dass die Resultate seiner Beobachtungen an Sicherheit und Zuverlässigkeit gewinnen mussten. Wenn seine Vorlesungen schon vorher eine grosse Anziehungskraft auf Studenten und praktische Aerzte ausübten, so lag der Grund dafür in Bergers hervorragender Lehrbefähigung. Er besass eine scharfe Beobachtungsgabe und einen vorurtheilsfreien, kritischen Blick, der es ihm leicht machte, dem Gedankengange eines fremden Forschers zu folgen und dann von seinem eigenen Standpunkte aus ein präcises Urtheil über den fremden zu fällen. Dazu kam der Vorzug einer klaren, auf jeden Wortprunk verzichtenden und durch Demonstrationen wirksam unterstützten Darstellung. Wer ihn nicht selbst gehört hat, der kann doch alle diese Vorzüge wieder finden in seinen gediegenen Abhandlungen, so in der Eulenburgschen Realencyklopädie, in der er die vortrefflich unterrichtenden Artikel über Beschäftigungsneurosen, (II. 159—164), Epilepsie (IV, 696—728), Paralysis (X, 315—338) und andere schrieb, in der Deutschen medicinischen und Breslauer ärztlichen Zeitschrift, in der Berliner klinischen Wochenschrift und dem Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten. — Die einzelnen interessanten Krankheitsfälle seiner ausgedehnten Praxis pflegte Berger, der 1878 die ausserordentliche Professur erhielt, unter Anderem auch in der medicinischen Section der Schlesischen Gesellschaft vorzutragen, welcher er seit dem Jahre 1870 als Mitglied und seit dem Jahre 1881, nach Spiegelbergs Tode, als zweiter Secretär der genannten Abtheilung angehörte. Als die sensationellen Vorstellungen auf dem Gebiete des Hypnotismus in Breslau die Aufmerksamkeit der ärztlichen Kreise in hohem Maasse erregten, unternahm es Berger, fast gleichzeitig mit Heidenhain, den wissenschaftlichen Werth, der etwa denselben beizumessen war, in einem in derselben Gesellschaft (1880) gehaltenen Vortrage: „Ueber die Erscheinungen und das Wesen des thierischen Magnetismus"

klarzulegen, nachdem er eine grosse Reihe von Versuchen zu diesem Zwecke angestellt hatte, und veranlasste durch seine Auseinandersetzungen eine überaus lebhafte Discussion.

Die wissenschaftlichen Arbeiten beschränkten sich überhaupt nicht auf die Neurologie, sondern erstreckten sich auch auf andere Gebiete, wie die der Rückenmarks- und Gehirnleiden. Was die Therapeutik in seinem Specialfache anlangt, ist er einer der Ersten am hiesigen Orte gewesen, welcher die verschiedenen Arten der Electricität als Heilmittel einführte.

Es sei noch erwähnt, dass Berger längere Zeit zu den Herausgebern des Centralblattes für Nervenheilkunde gehörte und sich bis zuletzt an Mendels „Neurologischem Centralblatt" mit Aufsätzen betheiligte. Eine seiner letzten Schriften, welche „Beiträge zur Localisation der corticalen Sehsphäre beim Menschen" lieferte, erschien 1885 in der Breslauer ärztlichen Zeitschrift und zeugte von seiner wissenschaftlichen Vielseitigkeit. — Aber damals trug er, der Vierzigjährige, bereits den Todeskeim im Innern, da ein schon früher auftretendes Nierenleiden sich von Jahr zu Jahr verschlimmerte.

Im Juni 1885 trat ein Schlaganfall hinzu, von dessen Folgen er sich jedoch zu erholen schien, so dass er sich zur Nachkur nach Salzbrunn begeben konnte. Hier traf ihn am 19. Juli von Neuem ein Gehirnschlag, der binnen wenigen Stunden der medicinischen Welt einen grossen Forscher, dem treuen Weibe den verehrten Gatten entriss. In der Gedächtnissrede, die Professor Dr. Ponfick zu Ehren Bergers in der Schlesischen Gesellschaft hielt, hat der Gelehrte es als das grösste Verdienst des Verstorbenen hingestellt, dass „er hier (in Breslau) als der Erste und mit der vollen jugendlichen Begeisterung des Neuerers die Nervenkrankheiten als besonderes Fach zu lehren unternommen hat. Fussend auf dem festen Boden der Physiologie und der pathologischen Anatomie trat er an die zu behandelnden Probleme mit all der Schärfe und zugleich Nüchternheit heran, wodurch auf einem so schwierigen Gebiete allein klare Fragen gestellt und bestimmte Antworten erzielt zu werden vermögen."

Da nach unserem Wissen die Arbeiten Bergers nicht gesammelt erschienen sind, so wollen wir hier eine Anzahl der wichtigeren soweit sie nicht vorher schon genannt sind, zusammenstellen:

In der Eulenburg'schen Realencyklopädie schrieb er ausser den angeführten noch die Artikel über „Athetose" und „Tetanie" (Bd. XIII).

Die deutsche Zeitschrift für praktische Medicin enthält von seiner Feder die drei Arbeiten:

„Zur Pathologie und Therapie der Rückenmarks-Krankheiten“ (Tabes dorsalis spasmodica). 1877.

Aus der Berliner klinischen Wochenschrift nennen wir: „Ein Fall von halbseitiger Lähmung im Verlaufe des Darmtyphus“. 1870.

„Zur Lehre von den Gelenk-Neuralgien“. 1873.

„Ein Beitrag zu der Lehre von der Encephalopathia saturnina“. 1874.

„Ueber die Hammond'sche Athetosis“. 1877.

Virchows Archiv enthält von Berger:

„Zur Pathogenese der Hemicranie“. 1873.

„Angeborener Defect der Brustmuskeln“. 1878.

In dem Deutschen Archiv für klinische Medicin schrieb er: „Zur Aetiologie und Pathologie der sogenannten Muskelhypertrophie“. Band IX.

Das Archiv für Psychiatrie weist von ihm auf:

„Die Grübelsucht, ein psychopathisches Symptom“. Band VI.

„Grübelsucht und Zwangsvorstellungen“. Bd. VIII.

Aus der Breslauer ärztlichen Zeitschrift erwähnen wir: „Ueber eine eigenthümliche Form von Parästhesie“. 1879.

„Paralysis glosso-labio-pharyngea cerebralis“. 1884.

Ein Aufsatz „Zur Pathologie der rheumatischen Facialislähmung“ findet sich in der Deutsch. medicin. Wochenschrift 1876, ein anderer: „Drei Fälle von partieller Empfindungslähmung“ in der Wiener medicin. Wochenschrift.

Quellen.

1.) Breslauer ärztliche Zeitschrift, 1885, Nr. 16: „Dem Andenken Oskar Bergers“ von Dr. J. Wolff.

2.) Jahresbericht der Schles. Gesellschaft über das Jahr 1885: Ponficks Gedächtnissrede auf B. S. 60, 61 und Nekrolog S. 428, 429.

3.) Biographisch. Lexicon hervorr. Aerzte. Bd. I. u. VI.

4.) Breslauer Zeitung vom 21. Juli 1885 und Schlesische Zeitung von demselben Tage.

Rückblick.

Gehen wir im Geist die Reihe der dreissig, von uns geschilderten Persönlichkeiten durch, so bietet sich uns in diesem Zeitraum von vier Jahrhunderten ein beinahe lückenloses Bild dar, welches uns eine Vorstellung von dem geistigen Leben unserer engeren Heimat auf dem Gebiete der Medicin und theilweise auch der Naturwissenschaften, besonders in der Botanik, giebt, da ja in dem XVI. Jahrhundert bis in das XVIII. hinein jeder Arzt zugleich Naturforscher war. Die Wissenschaft feierte auch bei uns, obwohl wir ihr keine festgegründete Stätte als ihr Heim anbieten konnten, ein Fest der Wiedergeburt, deren Keim in dem durch das Zeitalter der Reformation hervorgerufenen, wissenschaftlichen Kampf der Meinungen lag. Schlesien hat bei dieser Verjüngung als Mitarbeiter auf dem uns hier interessirenden Gebiet nicht nur Männer hervorgebracht, welche schon bekannte Pfade im Reiche des Wissens betraten, sondern auch solche, die neue, zu einem sicheren Ziele führende Wege einschlugen; wir nennen nur Crato v. Krafftheim, L. Scholz, Casp. Schwenckfeld, Sennert, Sachs v. Loewenheimb und Kundmann. Diese Männer hätten aber das Ansehen unserer Provinz durch ihre wissenschaftliche Bedeutung allein nicht in dem hohen Maasse, wie es geschehen ist, fördern können, wenn sie nicht eine geradezu auffallende Anhänglichkeit an ihre Heimat bewiesen hätten, wenn sie und die ausser ihnen von uns geschilderten Gelehrten nicht einen mehr oder minder grossen Theil ihrer Thätigkeit der Heimat gewidmet und durch einen ausgebreiteten Verkehr mit fremden Gelehrten eine anregende Verbindung zwischen ihrer Heimat und den anderen Ländern hergestellt hätten. Welche Verdienste sich in dieser Beziehung gerade Sachs v. Loewenheimb als Mitglied der Academia Naturae Curiosorum erwarb, ist in unserem diese Akademie betreffenden Aufsatze auseinandergesetzt. Die eben skizzirte Blüthezeit der Medicin und Naturwissenschaften in unserer Provinz dehnte sich von der Mitte des XVI. Jahrhunderts bis in den Anfang des

XVIII. aus. Das XVIII. Jahrhundert selbst hat zwar den Geist der vorangegangenen Zeit ebenfalls gepflegt, aber nicht so hervorragende Verdienste um die weitere Verbreitung des wissenschaftlichen Ruhmes unserer Heimat aufzuweisen. Das XVIII. Säculum, welches auf dem Gebiete der Medicin eine gründliche Umwälzung mit sich brachte, das Studium der Medicin individualisirte und in dieser Hinsicht die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften von derjenigen mit der praktischen Medicin trennte, hat dann, als Angehörige unseres Schlesiens, wieder Geistesheroen wie Traube und Middeldorpf hervorgebracht, um nur diese Beiden als die erfolgreichsten neben den sonst von uns behandelten Medicinern aus diesem Jahrhundert zu nennen.

Wir wollen nun, zur Vervollständigung dieser Skizze und um uns gleichsam das entworfene Bild näher zu rücken, eine kurze Uebersicht über die Verdienste der dreissig Gelehrten geben, indem wir die fünf am schärfsten hervortretenden, für die Entwickelung der Medicin wichtigsten Charakterköpfe: Crato, Schwenckfeld, Sennert, Traube und Middeldorpf zuerst in's Auge fassen.

1. Crato von Craffthelm, geb. 1519, †1585.
   Durch die Priorität der Erklärung, dass die Pest zu den contagiösen Krankheiten gehöre, sowie durch die in seiner „Pestordnung" niedergelegten Ansichten über das Wesen und die Verhütungen von Pesterkrankungen berühmt.

2. Caspar Schwenckfeld, geb. 1563, †1609.
   Durch seine grossartigen, wahrhaft erstaunenswerthen Leistungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete, als Physikus, als Botaniker, als Balneolog und Mineraloge gleichbedeutend.

3. Daniel Sennert, geb. 1572, †1637.
   Durch viele sehr gelehrte Werke und besonders die erste genaue Beschreibung des Scharlachs hervorragend.

4. Ludwig Traube, geb. 1818, †1876.
   Durch wichtige klinische Untersuchungen und Entdeckungen, namentlich durch Einführung der sogenannten physikalischen Diagnostik in Berlin von dauernder Bedeutung.

5. Albrecht Middeldorpf, geb. 1824, †1868.
   Durch Einführung der Galvanokaustik in die chirurgische Praxis rühmlichst bekannt; rangirt durch geschicktes Operiren etc. neben Dieffenbach und Langenbeck.

6. Johann Lange, geb. 1485, †1565
   Hervorragend als Arzt und Schriftsteller, bekämpfte er energisch

den medicinischen Aberglauben seiner Zeit (er lebte bis zu seinem Tode in Heidelberg).

7. Johann Moibanus, geb. 1527, †1562
war in den Künsten bewandert, pflegte mit Vorliebe Poesie und Malerei, berühmt als philologischer und ärztlicher Schriftsteller.

8. Matthias Auctus, geb. ?, †1543
ist als erster Physikus von Breslau bekannt und schrieb eine auf die Pest bezügliche ausgezeichnete Abhandlung.

9. Joachim Curaeus, geb. 1532, †1573
wird nach dem Urtheile der Fachmänner als der Begründer der schlesischen Geschichtschreibung angesehen, zeichnete sich auch durch grosse medicinische Gelehrsamkeit aus. Man nannte ihn auch wegen seines Styls den Xenophon Deutschlands.

10. Laurentius Scholz, geb. 1552, †1599.
Hervorragender Botaniker; für unsere schlesische Heimat insbesondere rühmenswerth als Begründer des ersten grösseren botanischen Gartens, der sich durch seltene Gewächse, wie die Kartoffel, und durch die äusserst grosse Zahl seiner schön geordneten Pflanzen auszeichnete.

11. Johann Jessenius von Jessen, geb. 1566, †1621
galt als ausgezeichneter Anatom, geistvoller freidenkender Mann; sein trauriges Schicksal hat seinen Namen insbesondere bekannt gemacht.*)

12. Philipp Sachs von Löwenheimb, geb. 1627, †1672.
Durch Gründung der Ephemerides Academiae naturae curiosorum, sowie durch seine Vermittelung am Wiener Hofe zu Gunsten der Rechte der Academia Leopoldina Carolina sehr verdient.

13. Matthias Gottfried Purrmann, geb. 1646, †1711
ist der erste Oberwundarzt des Hospitals Allerheiligen. Bedeutender Chirurg in praktischer Hinsicht wie in theoretischer durch seine Schriften.

14. Johann Christian Kundmann, geb. 1684, †1751.
Durch Begründung der Medicinalstatistik und durch bedeutende wissenschaftliche Arbeiten in der Pestfrage, sowie durch das genaueste Wissen in der Münzkunde und als Arzt rühmlich bekannt.

15. Adam Christian Thebesius, geb. 1686, †1732.
war ein Gelehrter von hervorragendem allgemeinen Wissen in

*) Das am Rossmarkt gelegene Durchgangsgebäude zum Riembergshof ist das Wohnhaus der Jessensky in Breslau; über dem Thorweg befindet sich das Familienwappen. (Gütige Mittheilung des Herrn Bibliothekars Dr. Frenzel.)

der Medicin; vortrefflicher Anatom, Entdecker der Valvula Thebesii und der Foramina Th.; ausgezeichneter Arzt und Physikus zu Hirschberg, Badearzt zu Warmbrunn.

16. Johann Sigismund Hahn, geb. 1696, † 1773.
Berühmt durch die erste gründliche wissenschaftliche Beschreibung der Kaltwasserkuren. Als der erste dieser Kurorte in Deutschland galt seine Geburtsstadt Schweidnitz.

17. Balthasar Tralles, geb. 1708 † 1797
war ein sehr gesuchter praktischer Arzt und trat sogar in nähere Beziehung zum König Friedrich II., dessen schwer erkrankten Bruder Ferdinand er erfolgreich behandelt hatte. Von ihm stammt die Tralles'sche Spirituswaage.

18. Michael Morgenbesser, geb. 1714, † 1782
hat sich durch Etablirung des ersten anatomischen Institutes zu Breslau verdient gemacht.

19. Anton Krocker, geb. 1742, † 1823.
Bedeutendster Botaniker Schlesiens für seine Zeit; zugleich war er ein sehr beliebter, praktischer Arzt.

20. Elias Henschel, geb. 1758, † 1843
gelangte aus kümmerlichen Verhältnissen durch beharrlichen Fleiss zur Höhe des berühmtesten Geburtshelfers seiner Zeit in Breslau und Schlesien; für sein Fach hat er sich auch vielfach schriftstellerisch bethätigt.

21. Georg Philipp Mogalla, geb. 1766, † 1831.
Ausgezeichnet als Balneologe. Begründer der Molkenanstalt in Reinerz, und Verfasser einer guten Schrift über das Bad Cudowa.

22. Johann Wendt, geb. 1777, † 1845.
Hochbegabter Arzt und Schriftsteller, für die Nachwelt aber weniger wirksam, weil mit ihm zugleich die mittelalterliche Medicin aus dem Leben trat, an deren Stelle nunmehr ein neuer naturwissenschaftlicher Geist sich der Wissenschaft insgesammt bemächtigte.

23. August Wilhelm Henschel, geb. 1790, † 1856.
Geistreicher Botaniker; namentlich berühmt als der erste schlesische Medicinalhistoriker dieses Jahrhunderts.

24. Heinrich Robert Goeppert, geb. 1800, † 1884.
Ein tüchtiger Arzt, aber weltberühmt als Botaniker und Paläontologe; ausgezeichneter Schriftsteller, langjähriger Director des botanischen Gartens und Präses der vaterländisch-schlesischen Gesellschaft, die er gewissermassen in eine Akademie für Popularisirung der gelehrten Fächer umwandelte.

25. Carl Wilhelm Klose, geb. 1803, † 1865.
Ganz bedeutender, auch vielseitig gelehrter Arzt; als solcher wurde er dirigirender Oberarzt am Barmherzigen-Brüderhospitale, wo er durch zwanzig Jahre wirkte; in der letzten Zeit Landkreis-Physicus, sowie Privat-Docent und Sanitätsrath.

26. Gabriel Gustav Valentin, geb. 1810, † 1883.
Erst praktischer Arzt in Breslau; durch die Freundschaft mit Purkinje für die Physiologie eingenommen, wurde er einer der glänzendsten Vertreter dieses Faches, ebenso angesehen als Forscher wie als Lehrer und Schriftsteller in seiner Wissenschaft.

27. Heinrich Neumann, geb. 1814, † 1884.
Einer der geistreichsten Psychiatriker, dessen Handbuch der Psychiatrie noch jetzt, 30 Jahre nach dem Erscheinen, die dritte Auflage erlebt hat.

28. Victor Julius Nega, geb. 1816, † 1857.
Praktischer Arzt von bedeutendem Rufe durch gründliche Kenntnisse in der neueren Medicin und deren Untersuchungsmethoden; Primärarzt des Allerheiligen-Hospitals zu Breslau und zugleich Professor extraordin. für materia medica.

29. Rudolf Leubuscher, geb. 1821, † 1861.
Scharfsinniger Pathologe und Irrenarzt, als letzterer auch literarisch erfolgreich hervortretend. Mit Virchow Herausgeber der „Medicin. Reform“ (1848).

30. Hugo Rühle, geb. 1824, † 1888.
Vorzüglicher klinischer Lehrer und wohlbekannt durch seine Arbeiten über Lungentuberculose.

Ausübende Aerzte Schlesiens, welche in unserer Zeit schriftstellerisch hervorgetreten sind.

Innerhalb der einzelnen Biographieen aus dem XVI., XVII. und XVIII. Jahrhundert hat sich uns wiederholt die Gelegenheit geboten, auch anderer schlesischer Aerzte, die sich zu ihrer Zeit eines beträchtlichen Ansehens erfreuten, zu gedenken*). Es konnte natürlich nicht unsere Aufgabe sein, alle diese in besonderen Lebensbeschreibungen dem Leser vorzuführen. Wir wollten uns vielmehr damit begnügen, diejenigen Aerzte aus den vergangenen Zeiten herauszuheben, welche auf dem Gebiete der Medicin und der mit ihr so eng verschwisterten Naturwissenschaften entweder Neues schufen oder in irgend einer Beziehung fördernd und anregend wirkten. Dadurch dass wir uns mit der Darstellung auf solche hervorragende Gelehrte beschränkten, glauben wir auch, uns einem bei dieser Arbeit vorschwebenden Ziel genähert zu haben. Dieses Ziel besteht nämlich darin, für die drei vergangenen Jahrhunderte einmal festzustellen, welche Stellung Schlesien im Reiche der Wissenschaft eingenommen, in wie weit es sich an der fortschreitenden Entwickelung derselben betheiligt hat. Und wir dürfen im Hinblick darauf wohl sagen, dass auch unsere Heimat sich auf der Höhe der Zeit zu halten wusste, so weit es die uns hier angehenden Fächer betrifft. — Wenden wir nun den Blick unserem Jahrhundert zu, so erscheint uns für dasselbe eine derartige Beschränkung in eben dem Maasse ungerechtfertigt, wie sie sich für die weiter zurückliegende Zeit rechtfertigen liess. Das was in unserer Provinz, wie in jeder anderen, jetzt in der Medicin geleistet wird, ist keineswegs mit den Leistungen hervorragender Universitätslehrer erschöpft. Um für unsere Zeit zu einer richtigen Würdigung zu gelangen, müssen noch andere, durchaus neue Momente berücksichtigt werden.

*) Wir verweisen auf die Biographieen Langes, Cratos, Schwenckfelds, Sennerts, Thebesius' und Hahns.

Zu ihnen gehört vor Allem das Eingreifen der Regierung in die Gesundheitsverhältnisse und in die Krankenpflege. Der Staat erlässt jetzt seine Verordnungen für Scharlach-, Typhus-, Ruhrepidemieen u. s. w.; er sucht den Ausbruch gewisser Krankheiten zu verhindern, indem er z. B. seine Unterthanen zwingt, sich der Impfung zu unterziehen. Diese Maassregeln sind aber nicht durchzuführen ohne die Hilfe praktischer Aerzte, und so werden diese Beamte ihres Staates, Physici und Medicinalräthe. Jeder von ihnen nimmt eine ebenso umfangreiche, wie verantwortungsvolle Beschäftigung auf sich; hierdurch ist dem Arzte eine neue Möglichkeit gegeben, Hervorragendes nicht nur durch die That, sondern auch durch das Wort zu leisten. Die Fragen, deren Beantwortung nun der Staat von ihm verlangt, beschäftigen weiterhin auch städtische Behörden rücksichtlich der von ihnen für das Wohl der Bürger getroffenen Einrichtungen und regen selbst Privatärzte zu schriftlicher Aeusserung ihrer Ansichten an. — Ein zweites Moment liegt in der gründlichen Vorbildung der praktischen Aerzte für ihren Beruf, die es ihnen ermöglicht, unter Anderem selbst als Chirurgen in ihrer Privatpraxis thätig zu sein; ihre Erfahrungen in dieser Hinsicht bieten ihnen oft die Anregung zu schriftstellerischer Thätigkeit. — Wir führen drittens an die Bedeutung, welche die Bade-Kurorte in unserem Jahrhundert erlangt haben. Eine grosse Zahl praktischer Aerzte wurde dadurch veranlasst, sich als Badeärzte an denselben niederzulassen, und es entwickelte sich so ein fast ganz neuer Zweig medicinischer Literatur.

Halten wir jetzt, von diesen Gesichtspunkten ausgehend, Umschau nach den unserem Jahrhundert angehörigen, verstorbenen Aerzten, die in unserer Heimat lange Zeit wirkten, so erblicken wir gar Manchen, der sich um Schlesien durch seine praktische und schriftstellerische Thätigkeit — innerhalb der drei von uns aufgestellten Kategorien — anerkennenswerthe Verdienste erworben hat; daneben stehen diejenigen verdienten Aerzte, deren Wirkungskreis zwar ausserhalb der erwähnten Kategorien fällt, die aber als medicinische Schriftsteller Bedeutendes geleistet haben. Wir halten es daher für eine angenehme Pflicht, die Erinnerung an diese Aerzte wieder aufzufrischen und ihr Wesen und Wirken, wenn auch in engerem Rahmen, zu charakterisiren, soweit uns das Material zu Gebote steht*). —

*) Abgesehen von den Mittheilungen, die wir durch die den Geschilderten nahestehenden Persönlichkeiten erhielten, und von persönlichen Erinnerungen, schöpften wir aus dem Biograph. Lexicon hervorrag. Aerzte, Nowack's Schriftsteller-Lexicon, Nadbyls Chronik und Statistik der Univers. Breslau, dem Neuen Nekrolog der Deutschen und den Jahresberichten der Schles. Ges. für vaterl. Cultur; sonstige Quellen sind besonders angegeben. —

I. Höhere Medicinalbeamte.

Wir stellen hier zwei um die Mitte des vorigen Jahrhunderts geborene Männer voran, die in Folge ihrer Verdienste um die Einführung der Pockenimpfung in Schlesien zu Medicinalräthen ernannt wurden, Friese und Dietrich.

Friedrich Gotthilf Friese

(geb. 1763 zu Münsterberg, gest. 1827) hatte sich zuerst unter Leitung seines Vaters, des Stadtapothekers, als Pharmaceut ausgebildet, darauf in Breslau Anatomie und andere medicinische Studien getrieben, bis er sich nach der Universität Halle begab. Hier musste er jedoch in absentia 1788 promovirt werden, da er durch den Tod seines Vaters zur Rückkehr in die Heimat behufs Uebernahme der Apotheke gezwungen war. Seine vortreffliche Kenntniss fremder Sprachen, besonders des Englischen, machte ihn mit den Untersuchungen Jenners über die Vaccination bekannt, und gegen Ende des Jahrhunderts suchte er bereits in Breslau, wo er sich 1789 niedergelassen hatte, dieses Schutzmittel einzuführen; unterstützt wurde er in diesem Beginnen ganz besonders von E. Henschel*) und M. Kruttge**). Schriftstellerisch war Friese für seine Sache ausserordentlich thätig, er übersetzte englische Werke über die Impfung in's Deutsche und verfasste selbst eine „Kurzgefasste Beschreibung der Kuhpocken und ihrer Impfung" (1804), welche, in zwei Auflagen erscheinend, auf Kosten der Regierung unter der schlesischen Bevölkerung vertheilt wurde. In demselben Jahre erschien auch seine „Instruction für die zur Impfung der Kuh- und Schutzpocken in dem Breslauer Departement berechtigten Personen". Nachdem ihm die Regierung den Charakter eines Medicinalrathes, ebenfalls 1804, verliehen hatte, wurde er 1814 zum Regierungs- und Medicinalrath zu Breslau befördert und sah sich durch die damit verbundene, anstrengende amtliche Thätigkeit bald genöthigt, der ärztlichen Praxis zu entsagen. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten erwähnen wir noch seine „Antisyphilitische Pharmacologie" (1791) und seine Uebersetzung des Werkes von Rob. Willan: „Die Hautkrankheiten und ihre Behandlung" (1799—1816). Um seine deutschen Collegen mit den neuen englischen Forschungen bekannt zu machen, begründete er die „Annalen der neuesten britischen Arznei- und Wundarzneikunst" (1801

---

*) Cf. S. 95 dieses Werkes die Abhandlung E. Henschels.

**) Joh. Fr. Michael Kruttge (1771—1843), Medicinalrath, ist der erste gewesen, der gegen die Wasserscheu die Merkurial-Inunctionskur mit Erfolg anwandte, und lieferte eine gute Uebersetzung von Astley Coopers „Anatomie und chirurg. Behandlung der Leistenbrüche und der angeborenen Brüche" 1809.

bis 1802). Zusammen mit einem anderen, trefflich veranlagten Arzte, Zadig*), einer abenteuerlichen Natur, die ihr Talent weder praktisch noch schriftstellerisch in angemessener Weise zu verwerthen verstand, gab er das „Archiv der praktischen Heilkunde für Schlesien und Südpreussen" heraus. In Niederschlesien fanden die Bemühungen Frieses ausserhalb Breslaus ganz besondere Förderung durch den Glogauer Arzt

Gottl. Siegfrid Dietrich,

der, in Löwenberg 1758 geboren, in Leipzig, Berlin und Halle seine wissenschaftliche Ausbildung erhalten hatte. Er betheiligte sich eifrig mit Arbeiten am Friese'schen Archiv und lieferte eine selbstständige Schrift: „Das Wissenswürdigste der Kuhpockenimpfung" (1801). Als die Regierung ihm den Auftrag ertheilte, ein Impfinstitut in Glogau einzurichten, wurde er Vorsteher desselben und zum Medicinalrath ernannt. Ihm verdankt die Stadt Glogau auch die Gründung ihres geschichtlichen Vereins; er selbst verfasste ein ausführliches, auch die Krankheiten behandelndes historisches Werk: „Glogaus Schicksale von 1806—14". Im Jahre 1832 ehrte ihn die Regierung gelegentlich seines Jubiläums durch die Verleihung des Charakters eines Geheimen Medicinalrathes; 1840 starb er.

Die schriftstellerischen Leistungen dieser beiden Männer werden in den Schatten gestellt durch die Arbeiten einer Reihe anderer als Staatsbeamte wirkender Aerzte, denen wir uns nun zuwenden. Der bedeutendste unter ihnen ist wohl zweifellos

Karl Ignatz Lorinser

(1796 zu Niemes in Böhmen geb., gest. 1853). Schon im Alter von 28 Jahren wurde er Regierungs- und Medicinalrath in Cöslin, das er 1825 verliess, um in die gleiche Stellung nach Oppeln überzusiedeln. Da er während seines Berliner Universitätsstudiums sich auch in der Veterinärmedicin gute Kenntnisse erworben hatte, so ist es nicht zu verwundern, dass seine Arbeiten sich ebenso auf Thierseuchen, wie auf Menschenepidemien erstreckten. Im Jahre 1824 veröffentlichte er bereits seine „Versuche und Beobachtungen über die Wirkung des Mutterkorns auf den menschlichen und thierischen Körper". Im Jahre 1831 erschienen seine werthvollen „Untersuchungen über die Rinderpest", welche zum grossen Theil auf Beobachtung dieser Seuche in Oberschlesien (1827/28) beruhen. Zwei

*) Im Jahre 1802 nahm er, nachdem er sich hatte taufen lassen, den Namen Zanth an; er starb 1836 zu P.-Lissa, wo er bis dahin prakticirt hatte. Er publicirte 1797 einen „Plan, nach welchem die Einimpfung der Pocken allgemein eingeführt werden könnte". (Cf. Biogr. Lexicon VI.)

Jahre vorher (1829) sandte ihn die Regierung nach den unteren Donauländern, die damals von der Pest heimgesucht wurden. An die hier gemachten Erfahrungen knüpften sich weitere historisch-kritische Studien, deren Ergebniss im Jahre 1837 die gründliche und bedeutende Arbeit „Die Pest des Orients, wie sie entsteht und verhütet wird“ war. Dieser beiden zuletzt genannten Schriften hat Göppert im Jahre 1879 in einer Sitzung der medicinischen Section der Schlesischen Gesellschaft rühmend gedacht, veranlasst durch die drohende Pestgefahr im genannten Jahre. Doch haben diese Werke Lorinsers seiner Zeit nicht jenes grosse Aufsehen erregt, das seine 1836 erscheinende kleine Mahnschrift „Zum Schutz der Gesundheit der Schüler“ hervorrief. Es entspann sich durch sie ein überaus lebhafter, oft erbitterter Kampf der Meinungen zwischen Aerzten und Schulmännern, und sie machte König Friedrich Wilhelm III. auf den Verfasser aufmerksam. Im Jahre 1835 wurde Lorinser auch die Direction der Hebammen-Lehranstalt zu Oppeln anvertraut. Im Anfang der fünfziger Jahre zog er sich von seiner amtlichen Thätigkeit zurück nach Patschkau, wo er am 2. October 1853 starb. Wie Lorinser ist auch

Karl Wilh. Ferdin. Schlegel

in verhältnissmässig jungen Jahren zu einem ähnlichen verantwortlichen Amte berufen worden. Im Alter von 22 Jahren — er war 1793 zu Egeln im Reg.-Bezirk Magdeburg geboren — wurde Schlegel bereits Physikus des Kreises Breslau, bis er 1821 als Regierungs-Medicinalrath nach Oppeln versetzt wurde. Als Lorinser in diese Stellung berufen ward, erhielt Schlegel die entsprechende Berufung nach Liegnitz. Hier wirkte er bis in sein hohes Alter hinein nicht nur in allgemein sanitären Verhältnissen, sondern auch in seiner Privatpraxis überaus segensreich, da er sich ausserordentlicher Beliebtheit erfreute. Sein Hauptaugenmerk hatte er auf die Entwickelung der Cholera in diesen Gegenden, die ja wiederholt (1831, 32, 36. 37, 49, 51 und 52) unter dieser furchtbaren Geissel der Menschheit zu leiden hatten, gerichtet und gab im Jahre 1856 eine „Anleitung zur sanitätspolizeilichen Behandlung der Cholera“ heraus. In Rusts Magazin (1840) veröffentlichte er seine „Beobachtungen über Encephalitis infantium und Hydrocephalus acutus inf.“; in der Medicinischen Zeitung des Vereins für Heilkunde finden sich Aufsätze von ihm „Ueber das Verhältniss der Heilkunst zum Genesungsprocess“ (1838) und „Ueber die asiatische Cholera und das Chlor“ aus dem Jahre 1849, in welchem er Geheimer Medicinalrath wurde. Seine geistige Frische und körperliche Rüstigkeit hielten bis zu seinem Tode, Februar 1885, an.

Durch seine bedeutende chirurgische Thätigkeit in Lazarethen und Hospitälern hat sich der Medicinalrath

Johann Wenzel Hancke

grossen Ruf und berechtigte Anerkennung verschafft. Im Jahre 1770 im Liegnitzer Kreise (Mertschitz) geboren, trat er 1790 als Chirurg in die preussische Armee ein; 1795—99 besuchte er zur weiteren Ausbildung in der Medicin die Pepinière in Berlin und wirkte nach abgelegter Prüfung als Oberchirurg in Glogau und Breslau. An letzterem Orte wurde er, nachdem er 1807 in Frankfurt promovirt worden war, schnell als tüchtiger Operateur bekannt und hielt Vorlesungen über Chirurgie. Ganz Hervorragendes leistete er in den Jahren 1813 und 1814 in dem grossen Kriegslazareth auf dem Bürgerwerder. Bald darauf wurde er in das Provinzial-Medicinalcollegium als Assessor berufen, und nicht lange nachher wurde er Medicinalrath. Während der Choleraepidemie im Jahre 1831 leitete er das Lazareth im Kloster der barmherzigen Brüder, nachdem er schon seit 1810 in dem dazu gehörigen Hospital als ordinirender Arzt fungirt hatte. Zu seinen besten literarischen Schöpfungen gehört sein Aufsatz „Ueber die Kopfverletzungen" in Rusts Magazin und die Arbeit aus dem Jahre 1829: „Ueber die Eröffnung der Eitergeschwulst nach verschiedenen Methoden". Sein umfangreichstes Werk ist die Monographie: „Ueber das Chlorzink als Heilmittel gegen die Syphilis u. s. w." aus dem Jahre 1841; in demselben Jahre gab er sein Lehramt an der med.-chirurg. Schule auf. Das Andenken an diesen Mann, der im Juni 1849 starb, ist in Breslau für lange Zeit dadurch gesichert, dass seine edle und pietätvolle Wittwe, Tochter des Generals von Krafft, aus dem Nachlass ihres Gatten die Mittel zu dem jetzigen Wenzel-Hancke'schen Hospital, in einem bis zu der Zeit in dieser Beziehung stiefmütterlich behandelten und doch dessen bedürftigen Stadttheil Breslaus, hergab; den Rath zu dieser Verwendung des Geldes gab ihr der frühere Breslauer Bürgermeister Bartsch, der neben seinen sonstigen grossen Verdiensten auch dadurch die Kommune zu dauerndem Dank verpflichtet hat.

Eine interessante schriftstellerische Thätigkeit, die ein Zeichen vielseitiger Begabung war, entfaltete der Physikus des Trebnitzer Kreises

E. L. Heinrich Lebenheim

(1787—1848), ein Breslauer von Geburt. Nachdem er in seiner Vaterstadt, das Studium der Philosophie aufgebend, das Collegium medic., sodann die Universitäten Berlin und Erfurt besucht hatte, liess er sich nach seinem in Berlin absolvirten Examen zuerst in

Herrnstadt, später (1814—24) in Breslau als praktischer Arzt nieder; 1824 erhielt er das Physikat im Kreise Trebnitz. Sein erstes grosses Werk war der „Versuch einer Physiologie des Schlafes“ in zwei Bänden (Leipzig 1823. 1827). Seine amtlichen Erfahrungen theilte er im Jahre 1826 mit in Hufelands Journal, in dem Aufsatz: „Ueber die Pockenepidemie zu Deutschhammer“; in grösserem Maassstabe verwerthete er die ihm durch sein Amt nahegelegten Untersuchungen in seiner Schrift: „Ueber Volkskrankheiten und deren Bekämpfung“ 1835; nach Dr. Kuschberts Angabe schrieb er auch eine gute Abhandlung über Salzbrunn. Seine letzte Arbeit, aus dem Jahre 1846, beschäftigte sich mit der „Medicinal-Verfassung-Preussens“ (Hamburg).

Wir lassen auf Lebenheim einen durch verschiedenartige schriftstellerische Thätigkeit in der Medicin nennenswerthen Physikus des Breslauer Landkreises folgen, den ausserordentlichen Professor

Hermann Friedberg

(geb. 1817 in Rosenberg, gest. 1884), einen Arzt mit grossen Fähigkeiten. Er hatte einen vorzüglichen Studiengang durchgemacht durch den Besuch der Universitäten Breslau, Berlin, Prag, Wien und Paris. Nachdem er seine Vorbildung abgeschlossen hatte, prakticirte er kurze Zeit in Brieg. Von hier aus begab er sich wieder nach Berlin, wo ihm seine tüchtigen Kenntnisse eine Assistentenstelle an der chirurgischen Universitätsklinik unter Langenbeck verschafften im Jahre 1849. Als er dieselbe 1852 aufgab, habilitirte er sich an der Berliner Universität für Chirurgie und Staatsarzneikunde. Er blieb nun in Berlin, wo er auch einer chirurgischen und augenärztlichen Privatklinik vorstand, bis 1866. In diesem Jahre siedelte er nach Breslau über und wurde hier Physikus des Landkreises und seit 1869 ausserordentlicher Professor an der Universität für Staatsarzneikunde. Von seinen zahlreichen Werken erwähnen wir das fleissig gearbeitete, gediegene Werk: „Pathologie und Therapie der Muskellähmung“; in seine Breslauer Thätigkeit fallen seine Werke auf dem Felde der gerichtlichen Medicin, z. B. „Die Vergiftung durch Kohlendunst“ und die „Gerichtärztliche Praxis: vierzig Gutachten“; in Virchows Archiv lieferte er wiederholt Aufsätze.

Die Reihe der Beamten unter den Aerzten wollen wir mit den beiden Kreis-Physicis, Sanitätsrath Born und Rosenthal, schliessen.

Marcus Born

(geb. 1819 zu P.-Lissa) erhielt seine Ausbildung als Arzt auf der Berliner Universität, an der ihn besonders Joh. Müller, der Anatom Schlemm und Schönlein anzogen. Seine praktische Thätigkeit begann er in der Provinz Posen zu Kempen, wo er sich bald gleicher Beliebtheit bei den Bürgern wie bei dem polnischen Adel erfreute.

Kaum aber hatte er sich im Jahre 1849 als Vertreter der Deutschen in den Landtag wählen lassen, so zogen sich die polnischen Edelleute von ihm zurück. Dies hatte zur Folge, dass Born seine Praxis aufgeben musste und im Jahre 1852 nach Görlitz übersiedelte, wo er allmählich der geachtetste Arzt wurde. Im Jahre 1860 wurde er zum Kreisphysikus ernannt und erwarb sich als solcher grosse Verdienste um die Stadt Görlitz, welche ihm viele ihrer Einrichtungen auf dem Gebiete der Hygiene verdankt. Im Interesse dieser Stadt veröffentlichte er 1871 seine „Beiträge zur medicinischen Statistik der Stadt Görlitz", die reich an trefflichen Rathschlägen für die städtischen Behörden sind. Als er im Jahre 1874 starb, hinterliess er bei seinen Mitbürgern die Erinnerung an einen edlen Menschen und bewährten Berather und Arzt.

Der Name des Kreisphysikus zu Rosenberg (in Schlesien)

Josef Ferdinand Rosenthal

(geb. zu Leutersdorf bei Oppeln 1817, gest. 1887) ist vor Allem durch zwei Schriften in der Aerztewelt allgemeiner bekannt geworden. Die eine der Arbeiten ist seine unter Leitung Purkinjes angefertigte, aus dem physiologischen Institut zu Breslau hervorgehende Dissertation: „De formatione granulosa in nervis aliisque partibus organismi animalis" (1839); von ihr sagt Heidenhain (Allgem. Deutsche Biogr. XXVI., S. 729), dass sie eine „neue, noch heute maassgebende, wenn auch in mancherlei Punkten erweiterte Beschreibung der Nervenprimitivfasern" enthält; Purkinje selbst entwarf die Zeichnungen auf der zu der Arbeit gehörenden Tafel, die unten die Worte trägt: „Purkinje delineavit". Ferner lieferte Rosenthal als praktischer Arzt eine höchst gediegene Abhandlung: „Der Oberschlesische Typhus des Jahres 1847" in Caspers Wochenschrift für die gesammte Heilkunde (1849, No. 37—41). Er zeigte sich hier als ein Mann von weitem und scharfem Blick, im Ausdruck präcis und kernig. Der Schluss enthält werthvolle Bemerkungen darüber, auf welche Weise allein die für das Entstehen einer Epidemie geradezu günstigen Verhältnisse unter der ländlichen Bevölkerung umgestaltet werden können. Wir erwähnen noch, um Rosenthals Berechtigung zur Abfassung einer solchen Arbeit zu beweisen, dass er während der Epidemie 1100 Typhuskranke behandelt hatte und dass Casper bedauerte, die Arbeit bei ihrem Werthe nicht in extenso aufnehmen zu können; als praktischer Arzt erfreute er sich mit Recht eines ausgezeichneten Rufes.

II. Chirurgen.

Wie Rosenthal, hat auch der Arzt, über den wir hier zunächst Einiges anführen wollen, seine ganze Studienzeit in Breslau verlebt,

B. G. Anton Hanuschke

(geb. 1812 zu Maifritzdorf bei Reichenstein, gest. 1879). Auch seine Dissertation ist zum Theil unter Anleitung Purkinjes entstanden, welcher, wie Hanuschke sagt, ihm „rei investigandae viam monstravit"; sie führt den Titel: „De genitalium evolutione in embryone femineo observata" (1837). Unter seinen Opponenten befand sich Julius Nega; Hanuschke selbst führte die instructiven, guten Zeichnungen für seine Arbeit aus. Schon während seiner Studienzeit hatte sich Hanuschke mit Vorliebe der Geburtshilfe und Chirurgie beflissen und in dieser Beziehung sich als Arzt in Ottmachau einen bedeutenden Ruf und Wirkungskreis verschafft. Im Jahre 1864 liess er in Leipzig sein verdienstvolles, umfangreiches Werk: „Chirurgisch-operative Erfahrungen einer fünfundzwanzigjährigen wundärztlichen Beschäftigung" (mit 10 Tafeln versehen) erscheinen. Ueber den Werth desselben führen wir das competente Urtheil des Hospitalarztes Dr. O. Janicke an:

> „Das grosse Interesse, welches der Autor allem Anschein nach seinen Kranken widmete, dürfte denselben nicht selten zu einer grösseren Breite in der Darstellung verleitet haben. Die letztere hindert jedoch nicht, zu erkennen, wie Hanuschke trotz der misslichen Verhältnisse, unter denen er in einer kleinen Landstadt thätig zu sein gezwungen war, sein Material technisch und wissenschaftlich gut, ja vortrefflich zu verarbeiten und zu verwerthen im Stande war. Sein operatives Handeln ist weniger durch Originalität, als durch gewissenhaftes und von einer gesunden Kritik geleitetes Anschliessen an die Lehren berühmter Meister seines Faches ausgezeichnet. Auch sein vorliegendes Werk hat, wie er selbst in dem Motto allzubescheiden bemerkt, nicht den Zweck, zu belehren und Menschen zu bekehren, sondern nur den, zu sagen, was er machte und sich dabei dachte. Eine Anzahl von seiner Hand herrührender, guter Zeichnungen ergänzen den Text und beweisen, dass Hanuschke auch auf diesem Gebiet mehr als Gewöhnliches leistete."

In seinem Hause in Ottmachau richtete Hanuschke sich eine eigene Klinik ein und fungirte ausserdem als dirigirender Arzt an dem im Ort befindlichen Fürstbischöfl. Hospital. Er starb, als Sanitätsrath, im Jahre 1879.

Ein nicht minder anerkannter Chirurg, literarisch jedoch fruchtbarer als Hanuschke, war

Heinr. Bruno Schindler

(geb. 1797 in Lauban, gest. 1859). Er war der Sohn des durch seine kühnen Operationen damals sehr bekannten Kreischirurgen zu Lauban, Heinrich Traugott Schindler, und erhielt seine Ausbildung in der Medicin auf der medic.-chirurgischen Akademie zu Dresden, dann in Breslau, wo er kurze Zeit Assistent an der chirurgischen Universitätsklinik war und auch promovirte (1818). Nachdem er sich eine Zeitlang in Berlin aufgehalten hatte, liess er sich zuletzt als praktischer Arzt in Greiffenberg (in Schlesien) nieder. Er wurde als Chirurg und Augenarzt gleichmässig hochgeschätzt und hat durch selbständige, auf seine Erfahrungen gegründete ophthalmologische und chirurgische Werke literarischen Ruf erlangt. So erschien von ihm 1829 eine Arbeit über „Die idiopathische chronische Schlafsucht". Seine Kenntnisse auf dem Gebiete der Augenkrankheiten veranlassten ein zweites, grösseres Werk: „Die Entzündungsformen der menschlichen Hornhaut" 1838, während er als Chirurg mit den „Lehren von den unblutigen Operationen, Ahaematurgia" (in 2 Bänden, 1844) hervortrat. Ausserdem schrieb er für viele wissenschaftliche Blätter, so für Gräfes Journal, in dessen Spalten seine „Reminiscenzen aus der Praxis der Augenkrankheiten" 1832 erschienen. In Anerkennung seiner Verdienste erhielt er den Titel Sanitätsrath; die Gesellschaft der Aerzte Schlesiens und der Lausitz wählte ihn zu ihrem Präsidenten.

Im Vergleich zu den beiden bisher genannten Chirurgen war es einem Dritten, über den wir noch zu sprechen haben,

Joh. Karl Christian Kuh,

(geb. 1804 in Breslau, gest. 1872) vergönnt, ein grösseres Feld für sein Wirken zu finden. Nachdem er in Breslau und Berlin dem Studium der Medicin und daneben dem der Naturwissenschaften obgelegen hatte, liess er sich zunächst als praktischer Arzt in Ratibor nieder. Wenn er diesen Ort auch bald, von seiner Thätigkeit unbefriedigt, verliess, so bewies er ihm doch seine dauernde Anhänglichkeit später dadurch, dass er daselbst eine Taubstummenanstalt begründete und sich für die Verkehrshebung in dieser Gegend um die Anlage einer Eisenbahn bemühte. Seinen Aufenthalt nahm er nun für lange Zeit in Breslau, und hier erhielt er 1837 die Professur für Chirurgie und Augenheilkunde an der chirurgischen Klinik der med.-chirurgischen Lehranstalt. Die interessanten Fälle seiner Praxis pflegte er jetzt in der medicinischen

Section der Schlesischen Gesellschaft vorzutragen; auch in Rusts Magazin veröffentlichte er Aufsätze. Im Jahre 1839 erschien sein Werk: „Die Heilung der Blutadererweiterung durch Acupunktur".

Eine zweite, lateinisch geschriebene Arbeit: „De inflammatione auris mediae" Pars I. fällt in den Anfang seiner Docentencarrière an der Universität (1842). Im Jahre 1841 nämlich habilitirte er sich als Privatdocent für Chirurgie an der Universität Breslau und blieb bis 1857 in diesem Lehramte. Danach widmete er sich der Bewirthschaftung seines Gutes Woinowitz, wie überhaupt mehr praktischen Angelegenheiten, da er u. a. auch Grubenbesitzer in Oberschlesien war; nur durch Menschenliebe veranlasst, prakticirte er noch hie und da. — Aehnlich dem eben genannten, haben auch drei andere Aerzte, deren Lebenskizzen wir hier folgen lassen wollen, eine mehr oder minder lange Zeit als

III. Privatdocenten

an der hiesigen Universität, neben ihrer umfangreichen praktischen Thätigkeit, gewirkt. Wir nennen hier zuerst den Sanitätsrath

Samuel Simon Guttentag,

(geb. 1786 in Breslau, gest. 1850) einen Mann von vielseitiger Bildung, einen geistvollen, gelehrten Arzt, der sich bei allen seinen Patienten, Hoch und Niedrig, eines ausserordentlichen Vertrauens erfreute. Im Jahre 1815 begann er an der Universität Breslau Vorlesungen über Kinderkrankheiten und Krankheiten der Gehörorgane zu halten, gab sie aber nach acht Jahren 1823 auf. Seine Habilitationsschrift „De iridis motu" (1815) zeugte, abgesehen von ihrem wissenschaftlichen Wert, von seinem vorzüglichen, lateinischen Stil, dem der Schwiegersohn Guttentags, der berühmte Philologe Ritschl, oftmals später seine Bewunderung zollte. Von seinen sonstigen Schriften erregte die Abhandlung über „Die Pest in Marseille" berechtigtes Aufsehen. Dieselbe Gewandtheit des Ausdrucks und Wärme der Darstellung, wie in dieser Arbeit, finden wir auch in seinem durch mehrere Nummern gehenden Aufsatze: „Ueber die geographische Verbreitung der Cholera" in der Schlesischen Cholera-Zeitung von 1831. Er entfaltete in dieser schweren Zeit, neben Wendt, Ebers, Krocker, Henschel jr., Göppert u. A. einen rührigen Eifer als Mitglied des ärztlichen Cholera-Comités für Schlesien und veröffentlichte in diesem Jahre seine „Diätetischen Regeln beim Ausbruche der Cholera". Nach dem Tode E. Henschels, vom Jahre 1839 bis zu seinem Tode 1850, war er alleiniger dirigirender Arzt

des Fränkel'schen Hospitals. Innig befreundet war er mit dem Consistorialrath Prof. Dr. Middeldorpf und dem Kreisphysikus Lebenheim, den er oft besuchte. Bei seiner grossen Erfahrung*) wurden sein Rath und seine Ansicht von den Collegen gern gehört, wenn er auch bei manchem derselben durch seinen Sarkasmus Anstoss erregte. — Im Gegensatz zu ihm, war der Hofrath

Johann August Burchard

(geb. 1800 zu Kopanice in Posen, gest. 1866) bei allen seinen Fachgenossen ebenso gern gesehen, wie bei den seiner Behandlung unterworfenen Patienten. Als im Jahre 1828 die Poliklinik für Gebärende, für Frauen- und Kinderkrankheiten in Breslau eingerichtet wurde, erhielt Dr. Burchard mit einem kleinen Gehalt die Stelle des Secundärarztes an derselben. Nach den Worten des Professor Betschler, des Directors dieser Poliklinik und des geburtshilflichen klinischen Instituts an der Universität**) verdankt die Anstalt ihre Blüthe „ganz besonders der unermüdlichen, aufopfernden Thätigkeit und der praktischen Gewandtheit Burchards", der sich die Zuneigung des Publikums im höchsten Maasse zu erwerben verstand; seine Geschicklichkeit bei Entbindungen, sowie bei allen geburtshilflichen Operationen ist in der That Staunen erregend gewesen. Er blieb an diesem Institute 13 Jahre, zuletzt als erster Assistenzarzt, thätig und habilitirte sich inzwischen 1835 für das Fach der Geburtshilfe. Als der ältere Henschel im Jahre 1837 sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum feierte, publicirte Burchard seine gediegene Gratulationsschrift: „De tumore cranii recensnatorum sanguineo symbolae". Im Jahre 1841 kam er an das schlesische Provinzial-Hebammen-Institut als erster Lehrer und übernahm damit dessen Leitung. Ausser der schon genannten Arbeit ist von Burchard auch eine Uebersetzung von Astley Coopers „Theoretisch-praktischen Vorlesungen über Chirurgie" (1844/45) vorhanden, und unter seinen Aufsätzen erwähnen wir den in den Abhandlungen der Akademie der Naturforscher befindlichen aus dem Jahre 1854: „Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Gebiete der Gynäkologie und Pädiatrik".

Durch seine Forschungen in der medicinischen Wissenschaft und die sich daran knüpfenden literarischen Schöpfungen machte sich einen weithin bekannten Namen der in der Blüthe der Jahre dahingeraffte

---

*) In einem Aufsatze über die „Choleraepidemie" in Günsburgs Zeitschrift II 1851 spricht Ebers von der oft zutreffenden Wahrheit einer Ansicht des „jüngst hier verstorbenen sehr erfahrenen" Arztes Dr. Guttentag: „Die Cholera sei eine Krankheit, die mit dem Sterben beginne und mit dem Tode endige."

**) Cf. Nadbyl, Seite 85.

Friedrich Günsburg,
ein vielversprechendes Talent, eine rastlos strebende Natur. Geboren in Breslau im Jahre 1820, widmete er sich an der hiesigen Universität dem Studium der Medicin. Nachdem er daselbst sein Examen abgelegt und die Doctorwürde erlangt hatte, begab er sich, um die neuen Richtungen in der Medicin kennen zu lernen, 1½ Jahre lang in's Ausland, nach Wien, Paris und London.

Als er dann nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt, 1843, Assistenzarzt am Allerheiligen-Hospitale wurde, erwarb er sich zweifellos das Verdienst um diese Anstalt, die neuen wissenschaftlichen Methoden der Medicin (physikalische Diagnostik, Mikroskopie u. a.) für die Kenntniss und Behandlung der Krankheiten nutzbringend und allgemeiner bekannt gemacht zu haben. Dennoch gelang es ihm infolge widriger Umstände nicht, in seiner Carrière als Hospitalarzt vorwärts zu kommen, und ebenso wenig erreichte er die Zulassung als Privatdocent an der Universität. Mit grösseren, schriftstellerischen Arbeiten war er damals auf dem Gebiete der Histologie und Pathologie hervorgetreten. Es seien hier erwähnt seine „Pathologische Gewebelehre" (2 Bde. 1855, 58) und sein „Grundriss der pathol. Entwicklungsgeschichte" (1848). Gleichzeitig erschienen auch seine „Mittheilungen über die gegenwärtige Epidemie der asiatischen Cholera." Im Jahre 1850 schied Günsburg aus dem Hospital aus und beschränkte sich auf seine Privatpraxis, in der er schnell ein gesuchter und beliebter Arzt wurde. Es begann nun eine überaus fruchtbare, wissenschaftliche Arbeitszeit, deren erste That die Gründung der gut redigirten und geachteten „Zeitschrift für klinische Medicin" (1851—59) war. Er eröffnete seine Zeitschrift mit einem orientirenden Aufsatze „Ueber die klinische Richtung in der Medicin", schrieb eine grosse Zahl von Abhandlungen, Kritiken und Referate für dieselbe und konnte die besten heimischen Kräfte unter den Medicinern der neuen Schule — Middeldorpf, Nega, Rühle, Klose, Ebers, Kirschner u. s. w. — seine Mitarbeiter nennen. In verschiedenen anderen wissenschaftlichen Blättern schrieb er z. B. über Lungentuberkulose (Caspers Wochenschrift), über den Scharlach (Deutsche Klinik) und über die „Epithelialgewebe des menschlichen Körpers" (Verhandlungen der Akademie der Naturforscher XVI. 1854)*).

Die umfangreichste, selbständig erscheinende Arbeit von ihm war in dieser Zeit die „Klinik der Kreislaufs- und Athmungsorgane" 1856 (als ein Theil des geplanten Handbuchs der Pathologie und Therapie).

---

*) Ein Jahr vorher, 1853, war er, wie auch Burchard, in die Akademie aufgenommen worden.

Im Jahre 1859 endlich ging sein sehnlichster Wunsch, Privatdocent zu werden, in Erfüllung; doch noch nicht ein Semester lang war es ihm vom Schicksal vergönnt, als Lehrer zu wirken. Denn im Juli desselben Jahres — er hatte inzwischen das Ehrenamt eines Stadtverordneten durch seine Mitbürger erhalten — ereilte ihn der Tod.

Noch könnten wir in der Reihe der Privatdocenten eines praktischen Arztes gedenken, der elf Jahre hindurch an unserer Alma Mater docirte; aber seine Schriften rechtfertigen es mehr, wenn wir ihn unter die nun zu besprechenden

IV. Badeärzte

stellen; wir meinen

Karl Friedrich Hemprich

(geb. 1798 in Glatz, gest. 1844). Er war von seinem Vater, dem Kreischirurgus in Glatz, für die Chirurgie bestimmt worden und trat auch, ohne seine Gymnasialbildung vollendet zu haben, im Jahre 1813 als Compagnie-Chirurgus bei der Artillerie ein. Doch nahm er ein Jahr später die Weiterbildung in dem Gymnasium der Vaterstadt wieder auf und studirte, mit dem Reifezeugniss versehen, seit 1817 in Breslau Medicin. Nachdem er hier promovirt war, begab er sich nach Berlin, wo er die Staatsprüfung bestand. Nun liess er sich in Breslau als praktischer Arzt nieder und habilitirte sich ausserdem im Jahre 1826 an der Universität für Physiologie und allgemeine Pathologie. Seit dem Jahre 1830 hielt er seine Vorlesungen nur im Wintersemester, da er von da an während des Sommersemesters sich stets in Cudowa als Brunnenarzt aufhielt; im Jahre 1837 gab er seine Privatdocentur ganz auf.

Als Badearzt von Cudowa hat er sich in Wort und Schrift, sowie durch die That um die Hebung des damals den Grafen von Götz gehörigen Kurortes grosse Verdienste erworben. In Caspers Wochenschrift, in Hufelands Journal und in dem Jahrbuch für Deutschlands Heilquellen trat er für dieses Bad ein und veröffentlichte 1839 eine grössere, von seinem gründlichen medicinischen Wissen zeugende Monographie unter dem Titel: „Die Eisenquellen zu Cudowa in der Grafschaft Glatz, in physikalischer und medicinischer Hinsicht dargestellt.“ — Wie Cudowa in jeder Beziehung diesem Manne zu Dank verpflichtet ist, so verdankt das gräflich Hochberg'sche Salzbrunn seine günstige Entwickelung dem Hofrath

August Zemplin

(1784 geb. in Jauer, gest. 1867). Er hatte zuerst die Theologie zu seinem Studium gemacht und bereits Hauslehrerstellen in Walden-

burg bekleidet, als er sich 1809 entschloss, zum Studium der Medicin überzugehen, welcher er nun in Leipzig und Breslau oblag. Nachdem er noch eine tüchtige praktische Vorbildung durch seine Thätigkeit in schlesischen Lazarethen, sowie durch Curse in Berlin genossen hatte, liess er sich 1815 in Waldenburg als Arzt nieder, aber nur um alle seine Sorge auf das Gedeihen des nahen Ober-Salzbrunn zu richten*). Und dieser Curort erlebte in der That von der Zeit an auf lange hinaus eine sich stets steigernde Frequenz; über diese, sowie über die Wirkung der von ihm begründeten Molkenanstalt und des Brunnens stattete Zemplin fast Jahr für Jahr (1832—47) Bericht ab in der medicinischen Section der Schlesischen Gesellschaft f. vat. Cultur. Neben kleineren balneologischen Schriften, die von den schlesischen und rheinischen Mineralquellen handelten, lieferte er eine umfangreiche Arbeit über „Salzbrunn und seine Mineralquellen" 1822, der er einen Excurs „Fürstenstein in der Gegenwart und Vergangenheit" beifügte, ferner eine theils für die Brunnengäste, theils für Aerzte bestimmte Schrift: „Die Brunnen- und Molkenanstalt zu S." (1831, 37). Eine gewisse Liebhaberei von ihm war es, kleine, schlesische Orte betreffende Abhandlungen historischen Inhalts zu verfassen, so über die Burg Kynsberg (1828), über einen Lehnbrief des Janko von Kotiemicz über die Zeiskenburg (cfr. Jahresbericht der Schles. Ges. 1820) und andere. Nachdem er schon 1821 vom preussischen Könige zum Hofrath ernannt worden war, erhielt er 1836 als Anerkennung den Charakter eines Geheimen Hofraths. —

Unter den Aerzten, die später in Salzbrunn prakticirten, gehörte der frühere Bataillonsarzt

C. W. Julius Kirschner

(geb. 1802 in Friedland, Kr. Waldenburg, gest. 1860) zu den tüchtigsten und erfahrensten. Bevor er in Salzbrunn im J. 1836 seine ärztliche Thätigkeit entfaltete, war er Bataillonsarzt und von 1829—31 Assistent an der chirurgisch.-augenärztlichen Klinik unter Professor Benedikt gewesen. Gestützt auf seine Erfahrungen als Badearzt im Verlauf von 13 Jahren, veröffentlichte er 1850 einen Aufsatz: „Einiges über Ober-Salzbrunn" in Günsburgs Zeitschrift I. Er war der erste unter den dortigen Aerzten, welcher den Mühlbrunnen, chemisch umgewandelt, zu einer Art Carlsbader Cur verwandte. Kirschner muss auch, abgesehen von seinem trefflichen medicinischen Wissen, tüchtige Kenntnisse in der Veterinär-Medicin

---

*) Cf. in der Vita Schwenckfelds von Ferdin. Cohn, S. 40, was dieser über Schwenckfelds Bedeutung für Salzbrunn berichtet.

besessen haben, wenn er in der genannten Zeitschrift (IV, 1853) ein so erschöpfendes Referat über Creutzers „Grundriss der gesammten Veter.-Med.“ liefern konnte. Als Kritiker und Referent begegnet er uns in den Spalten dieser Zeitschrift noch einmal 1856 (S. 313) bei Besprechung des von einem Aachener Arzte Lersch verfassten Werkes: „Einleitung in die Mineralquellenlehre. Ein Handbuch für Chemiker und Aerzte.“ Noch im kräftigsten Mannesalter stehend, starb er 1860 in Breslau. — Ueber denselben Badeort, an dem Zemplin und Kirschner wirkten, besitzen wir eine gut geschriebene Abhandlung von einem Arzte, der von Beruf nicht Badearzt war, sondern zu einer neuen nunmehr zu betrachtenden Kategorie von Aerzten, die wir bezeichnen wollen als

V. Praktische Privatärzte.

Der Verfasser der eben erwähnten Arbeit ist der in Oppeln seiner Zeit prakticirende Sanitätsrath

Heinrich Freund

(geb. 1801 in Brieg, gest. 1865). Seine Schrift ist betitelt: „Salzbrunn in Schlesien gegen die wichtigsten Krankheiten der Athmungsorgane. Ein balneologischer Beitrag“ 1851 und erfuhr von Günsburg im II. Jahrgange der Zeitschrift (S. 314) eine anerkennende Kritik, in deren Schluss er das Werkchen „immerhin als einen der besseren Versuche“ empfiehlt, „die Wirkungen der Gesundbrunnen pathologisch aufzufassen.“ Freund hat eine trübe Jugendzeit in Brieg und Breslau verlebt, wohin die gesammte Familie, infolge schwerer Erkrankung des Vaters, eines Handwerkmeisters, brotlos, übersiedelte; die Energie der Mutter verschaffte den Ihrigen den nothwendigsten Lebensunterhalt. Nicht minder entbehrungsvoll gestaltete sich die Studienzeit Freunds in Berlin. Dem ärztlichen Berufe lag er kurze Zeit in Breslau, dann in Krappitz mit Eifer und Gewissenhaftigkeit ob. Erst mit der Verlegung seiner Thätigkeit nach Oppeln war es ihm möglich, seinem Geiste auch wissenschaftliche Anregung zu verschaffen und besonders seiner Neigung für Musik nachzugehen. Zur Zeit der Cholera-Epidemie 1831 betheiligte er sich an der zu Breslau begründeten Cholerazeitung mit einem Aufsatz: „Ueber die Entstehung und den Verlauf der Cholera epidemica in Krappitz.“ — In Rusts Magazin schrieb er über Eclampsia parturientium, und in die Berliner klinische Wochenschrift lieferte er eine Arbeit über die Behandlung der Lungenschwindsucht durch Inhalation. Seinem eigenen Leben setzte ein schweres Lungenleiden in Breslau ein Ziel, als er nach der

Consultation eines Dresdener Collegen sich eben auf der Rückkehr nach seinem Berufsorte befand. —

Wir schliessen an Freund drei andere schlesische Aerzte an, die ihre wissenschaftliche Vorbildung, wie die schon vorher geschilderten Mediciner Valentin, J. F. Rosenthal und Hanuschke, zum Theil ein und derselben Quelle verdankten, der Thätigkeit nämlich im physiologischen Institut zu Breslau unter Führung Purkinjes. In seinem Brief an R. Wagner (Göttingen) aus dem Jahre 1841 sagt der grosse Physiologe, nachdem er seiner Freude über die Anschaffung des Plössl'schen Mikroskops für sein Institut Ausdruck gegeben und von der Theilnahme jüngerer Kräfte an den Untersuchungen gesprochen hat, Folgendes: „Auch wollte ich die gegebene Gelegenheit benutzen, öffentlich und durch lebendiges Beispiel zu zeigen, in welcher Art ein physiologisches Institut durch Gewinnung neuer Bearbeiter der Wissenschaft wirksam und gemeinnützig werden kann."*) Zu diesen „neuen Bearbeitern" gehören neben den schon genannten Männern noch M. Pappenheim, J. Raschkow und A. Rosenthal. —

Glänzend waren die Anfänge und tragisch das Ende des Ersten von ihnen.

Samuel Moritz Pappenheim

(geb. 1811 in Breslau, gest. 1882) studierte anfangs in Berlin, dann in Breslau Medicin, wo er auch mit der Arbeit „De caloris capacitate rudimenta" 1835 den Doctortitel errang. Er liess sich dann als praktischer Arzt in Breslau nieder, wandte aber seine ganze Mussezeit dem Studium der Physiologie und Histologie zu. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen sind in drei bemerkenswerthen Arbeiten niedergelegt: 1) „Zur Kenntniss der Verdauung im gesunden und kranken Zustand. Ein physiologischer Versuch." 1839. 2). „Die specielle Gewebelehre des Gehörorgans" aus dem Jahre 1840 und 3) „Die specielle Gewebelehre des Auges" 1842. In Anerkennung des erworbenen literarischen Rufes, wurde er 1843 zum Mitglied der Akademie der Naturforscher gewählt, und in demselben Jahre erhielt er die neugeschaffene Assistentenstelle bei Purkinje im physiologischen Institut. Doch schon im nächsten Jahre musste er, infolge geistiger Ueberanstrengung nervenleidend, die Stätte seines Wirkens verlassen. Einige Zeit später begab er sich nach Paris, wo er sich durch seine vorzüglichen Anlagen und Kenntnisse die Gunst bedeutender Gelehrter, wie Flourens, dem er bei seinen Forschungen assistirte, zu erwerben wusste und für die ausgezeichnete Lösung einer Preisaufgabe — betreffend die Zeugungsorgane der 5 Klassen von Wirbelthieren — 1847 den grand prix der „Académie des

*) Cf. Allgem. Deutsche Biographie XXVI. S. 721.

sciences“ erhielt. Doch verstand Pappenheim es nicht, sich die Gunst der französischen Gelehrten auf die Dauer zu sichern. Diese zogen sich von ihm zurück. Seit dem Jahre 1849 war das Leben dieses talentvollen Mannes ein verfehltes zu nennen. Er fand nirgends mehr einen festen Halt, weder jenseits des Oceans in Amerika, wo er während zehn Jahre verschollen war und schliesslich schwerkrank von Deutschen in der Havanna aufgefunden wurde, noch nachher in Berlin, wohin er 1861 nach kurzem Aufenthalt in Breslau übersiedelte. Keine Beschäftigung mehr führte zu einem Erfolge, da er, allzu ruhelos, seine geistigen Kräfte nicht mehr zu sammeln vermochte. Er bildete sich vollkommen zum Sonderling aus und ist endlich — wenige wussten etwas von seinen früheren Leistungen — in einem Berliner Krankenhause gestorben. — Von

Isaac Raschkow

(geboren 1811 in Breslau, gest. 1872), einem im Vergleich zu Pappenheim in sich gefestigten, vollendeten Charakter, ist uns nur bekannt seine physiologische Dissertation aus dem Jahre 1835: „Meletemata circa mammalium dentium evolutionem“, eine der besten Arbeiten aus Purkinjes Schule, welche für die Entwickelung der Zähne eine Reihe neuer Entdeckungen, betreffend das Schmelzorgan, die Zusammensetzung der Pulpa und das Wesen der Schmelzmembrane, brachte und durch die beigefügten Zeichnungen mikroskopischer Präparate noch an Werth gewann (cf. Allg. Deutsch. Biographie. XXVI. S. 727). Raschkow, der sich nachher zuerst in Loslau Praxis zu erwerben suchte, gehörte später zu den geachtetsten und gesuchtesten Aerzten Ratibors. Ein älterer Bruder von ihm, Josef Raschkow (1804—1862), der wie der jüngere in Berlin und Breslau Medicin studirte, war als Arzt in Nicolai, Grünberg und zuletzt lange Jahre — bis an sein Lebensende — in Glogau thätig, wo er wegen seiner edlen Eigenschaften und seiner, sich stets auf der Höhe der Wissenschaft haltenden, medicinischen Kenntnisse allgemein verehrt und angesehen war. Von literarischen Schöpfungen dieses Arztes wissen wir nichts. —

Dagegen erstreckte sich die schriftstellerische Productivität von

David August Rosenthal

(geb. 1821 in Neisse, gest. 1875) auf die verschiedensten Gebiete. Seine Dissertation „De numero atque mensura microscopica fibrillarum elementarium systematis cerebro-spinalis symbolae“ 1845 ist die letzte gewesen, welche unter Purkinjes Anregung in dem physiologischen Institut verfasst wurde. Ein Jahr danach veröffentlichte er mit Klein zusammen eine Arbeit über „Die Lage der Eingeweide in den drei Haupthöhlen des menschlichen Körpers, systematisch geordnet“ (De situ viscerum). Nachdem er vier Jahre, von 1846—50, in Lands-

berg (Oberschlesien) den Beruf des Arztes ausgeübt hatte, schlug er seinen Wohnsitz in Ohlau auf, und von hier aus machte er seine Beobachtungen „Ueber die Ruhrepidemieen, welche in den Jahren 1847/48 im Rosenberger Kreise geherrscht haben", in Günsburgs Zeitschrift (1851) bekannt. In demselben Jahre trat er, eine romantisch angelegte, etwas dem Mysticismus zuneigende Natur, zur katholischen Kirche über und hat sich als katholisch-theologischer Prosaist und Poet grossen Ruf verschafft, besonders durch seine „Convertitenbilder aus dem XIX. Jahrhundert" (2. Bde), durch die Herausgabe der Gedichte des Angelus Silesius (Joh. Scheffler) und die Bearbeitung des dem Spanischen entlehnten Stoffes „Die Sängerin des Montserrat." Jedoch hatte er darum die Beschäftigung mit den Wissenschaften keineswegs aufgegeben, vielmehr gerade in Breslau, wohin er 1855 gezogen war, medicinische Forschungen auf dem Specialgebiet der Ohrenheilkunde begonnen, so dass er im Jahre 1856 in der medicinischen Section der Schles. Gesellschaft einen Vortrag über die Geschichte und den gegenwärtigen Stand der Ohrenheilkunde halten konnte. Aber sein ganzes wissenschaftliches Interesse wurde in der letzten Zeit von der Botanik ausgefüllt, in der er 1862 mit einem reichhaltigen, wichtigen Sammelwerk über die Heil-, Nutz- und Giftpflanzen: „Synopsis plantarum diaphoricarum" hervortrat. Seine praktische Thätigkeit in den letzten Jahren bestand hauptsächlich in seinem Wirken als Armenarzt. Seine Verdienste um die Botanik veranlassten Ferdinand Cohn in einer Sitzung der botanischen Section der Schles. Ges. im J. 1875 des eben erst Verstorbenen ehrend zu gedenken. — Bevor wir jetzt zu der Biographie eines anderen Breslauer Arztes, Julius Bürkner, übergehen, dessen gediegene literarische Leistungen von seiner vielfachen, gemeinnützigen Thätigkeit übertroffen werden, wollen wir noch dem Glogauer Arzte

Ludwig Lilienhain

(geb. 1799 in Glogau, gest. 1866) einige Zeilen widmen. Seine Studienzeit (1818—22) verlebte er ausschliesslich in Berlin, wo er im Jahre 1821 mit einer chemisch-pathologischen Arbeit über das Blei und die durch dasselbe hervorgerufenen Krankheiten seinen Doctor machte. In seiner Vaterstadt begann er dann seine ärztliche Praxis, die er hier bis an sein Lebensende ausübte, ein angesehener Bürger der Stadt. Im Jahre 1834 erschien eine kleinere Schrift von ihm: „Ein auf homöopathische Heilversuche begründetes Urtheil über Homöopathie, für Aerzte und Nichtärzte." In der medicinischen Schriftstellerwelt wurde er in weiteren Kreisen bekannt durch seine Ausgabe der Werke des Hippokrates in der deutschen Uebersetzung

des Geh. Hofrathes und Koburg-Gotha'schen Leibarztes J. Fr. Karl Grimm (1737—1821). Lilienhain unterzog diese Uebersetzung einer Revision vom Standpunkte der neueren Medicin aus und versah sie mit zahlreichen erläuternden Bemerkungen (1837—39; cf. Jahresber. d. Schles. Ges. 1839. S. 105). Kleinere Abhandlungen von ihm (über spastische Aphonia, über die Krankheiten des Pancreas) finden sich in Hufelands Journal.

Die Erinnerung an den zu früh verstorbenen Arzt

Julius Bürkner

(geb. 1809 in Breslau, gest. 1850) kann für die schlesische Hauptstadt eine in jeder Beziehung segensreiche genannt werden. Es begegnen selten Persönlichkeiten mit einem so ausgeprägten Streben, der Allgemeinheit zu nützen, wie wir dieses bei Bürkner finden. Er hatte noch nicht seine medicinischen Studien auf der hiesigen Universität beendet, als er sich bereits, während der Choleraepidemie 1831, in den Dienst des Hospitals, an dem Pulst und der jüngere Remer wirkten, stellte. Im Jahre 1833 beendete er sein Studium und liess noch in demselben Jahre eine belehrende Abhandlung über „Die Grippe" erscheinen. Eine Zeit lang fungirte er als Armenarzt und auch als Impfarzt, 1837—39, in einer Filiale des königlichen Impfinstituts. Er war damals schon dem Breslauer Gewerbeverein als Mitglied beigetreten, in dem er nun drei Jahre hindurch populäre Vorträge über technische Chemie hielt und bis an sein Lebensende die Stelle des Secretärs bekleidete. Die Vorträge wurden, in einem stattlichen Bande gesammelt, veröffentlicht unter dem Titel: „Populäre Chemie und ihre Anwendung auf Gewerbe" (1838). Ungefähr um dieselbe Zeit brachte ihn das Elend, das er in seiner bisherigen Praxis unter der ärmeren Bevölkerung angetroffen hatte und welches besonders die Entwickelung der Kinder durch Erzeugung der schwersten Krankheiten hemmen musste, auf den Gedanken, für kranke Kinder armer Eltern ein Hospital zu gründen. Den Plan zu der Heilanstalt entwarf er im Jahre 1837, schon 1838 begann er, von privater Wohlthätigkeit unterstützt, mit Erlaubniss der Regierung die Einrichtung derselben und erlebte die Freude, die Anstalt von Jahr zu Jahr an Ansehen und Umfang wachsen zu sehen. So ist Bürkner der Begründer unseres Augusta-Hospitals geworden, das heute unter der bewährten Leitung des Kinderarztes Prof. Soltmann steht. Es wird jetzt geplant, die Anstalt durch Ankauf dergestalt zu erweitern, dass die an contagiösen Krankheiten leidenden Kinder von den übrigen isolirt werden können. — Schon ein Jahr nach dieser Leistung beschäftigte eine neue Aufgabe unseren Bürkner, zu der er durch die Thätigkeit von Vincenz Priessnitz und durch öfteren Besuch von Gräfenberg

angeregt wurde: Die Gründung einer Kaltwasserheilanstalt, welche auch, als die erste in Breslau, 1839 in Alt-Scheitnig entstand, aber später verkauft wurde.*) Auch auf dem Gebiete der Balneologie ist er literarisch thätig gewesen, indem er eine Schrift über „Schlesiens Wasserheilanstalten und Priesznitz' Heilmethode“ 1841 und eine Abhandlung „Der Waldenburger Kreis und seine Heilquellen, Altwasser, Charlottenbrunn und Salzbrunn“ publicirte. Gegen ein heftig auftretendes Leberleiden kämpfte er bereits Jahrelang vergebens an, u. a. durch den Gebrauch der Gräfenberger Wasserkur; als er sich eben zu einer Reise nach Karlsbad rüstete, brachte ihm ein neuer Anfall den Tod, im Alter von 41 Jahren.

Wir schliessen diesen Theil unseres Werkes mit einigen Notizen über den in Breslau geborenen und hier längere Zeit wirkenden Arzt

Hermann Wollheim

(geb. 1817 in Breslau, gest. 1855). Ursprünglich zum Philologen bestimmt, wandte er sich später, von der Aussichtslosigkeit für die Zukunft überzeugt, der Medicin zu und prakticirte, nachdem er seine Examina absolvirt hatte, zuerst in Dyhernfurt, dann in Breslau. Im Jahre 1844 erschien sein gediegenes, medicinalstatistisches Werk: „Versuch einer medicinischen Topographie und Statistik von Berlin,“ zu der Casper selbst das Vorwort schrieb. Seinen Aufenthalt in Berlin als Deputirter zur preussischen Nationalversammlung benutzte er zur Abfassung der sehr nützlichen Schrift: „Lehrbuch für Heildiener, ein Leitfaden für die Krankenpflege“ 1853, der ersten guten Schrift in dieser Hinsicht. Daneben hat sich Wollheim auch als Dichter mit Erfolg versucht, weniger in seinem „Tannhäuser“, als in seinen trefflichen Studentenliedern, von denen eins „Sind wir nicht zur Herrlichkeit geboren“ zu den besten unserer Commersbücher und daher zu den beliebtesten gehört. Der Dichter wurde im Jahre 1855 im kräftigsten Alter ein Opfer der Cholera.—

Wir sind uns wohl bewusst, dass uns vielleicht mancher Name entgangen ist oder wir manch einen Namen noch hätten nennen können, dessen verstorbener Träger sich als medicinischer Schriftsteller bewährt hat. Aber es erschien uns erstens unnöthig, Namen auf Namen zu häufen, weil der Leser schon aus dem Leben der Genannten die Ueberzeugung gewonnen haben wird, dass in unserer Heimatprovinz, abgesehen von den mitten im akademischen Leben stehenden Medicinern, auch andere Aerzte literarischen Ruf erlangt haben; zweitens wäre es auch für den Leser ermüdend, so viele kurzgefasste Lebensskizzen zu durchlaufen, welche an vielen Stellen Uebereinstimmendes oder Aehnliches aufzuweisen haben.

*) Eine zweite, von ihm am Ketzerberg gegründete Heilanstalt ging 1847 ein. Cf. im Rechenschafts-Bericht des Breslauer Gewerbe-Vereins 1849/50 den Nekrolog auf Bürkner S. 28-31.

Das Krankenhospital zu Allerheiligen.

(Kurze geschichtliche Uebersicht.)

Im Anschluss an die Besprechung der hervorragendsten Aerzte unserer Stadt und Provinz erschien es uns als wünschenswerth, wenigstens eines unter den vielen im Interesse der Krankenpflege gestifteten Instituten mit besonderer Betonung seiner geschichtlichen Entwickelung Erwähnung zu thun; ist es doch interessant für Aerzte und Laien, zu sehen, wie vor Jahrhunderten die Abwartung und Behandlung der Kranken, namentlich der ärmeren, gehandhabt wurde, in welcher Weise und in welchen Zeiträumen sich Fortschritte bemerkbar machten, und welch' ungeheuere Mühe es erforderte, diesen Verwaltungszweig in eine solch musterhafte Form zu bringen, dass heute im Vergleich zu früheren Leistungen nicht zu viel zu thun übrig bleibt. Ohne Frage muss sich unsere Aufmerksamkeit, da wir uns speciell auf Schlesien beschränken, dem Breslauer Krankenhospitale zu Allerheiligen zuwenden, jenem mächtigen, an der Barbarakirche gelegenen Häusercomplexe, den wir mit Stolz, aber auch mit vollstem Rechte, zu den grössten und besteingerichtetsten Krankenanstalten*) Deutschlands rechnen.

Es sei uns gestattet, dasselbe in den einzelnen Phasen seines Werdens und Entstehens dem Leser vorzuführen.

Eine geordnete Armen- und Krankenpflege existirt in Breslau seit dem Jahre 1525. Bis dahin mussten äusserst traurige Zustände geherrscht haben; denn die Schilderungen, die wir den Chroniken entnehmen, sind voll von Klagen über die unsagbar schlechten Verhältnisse, über die corrumpirten Sitten und Gebräuche, an denen das Proletariat zu jener Zeit laborirte. Die immer und immer wiederkehrende Pest, sowie die Syphilis, die man nicht zu bekämpfen vermochte, haben dies Chaos natürlich nur noch vergrössern helfen.

Durchaus eingreifende Veränderungen führte der damalige erste

*) Es wurden in den letzten Jahren durchschnittlich etwas über 8000 Kranke jährlich verpflegt; es kostete jeder Kranke pro Tag etwas über 1.50 Mk.

evangelische Pfarrer in Breslau, Dr. Johann Hess, herbei, der auch die Erbauung des Krankenhospitales zu Allerheiligen veranlasste.

Dr. Hess — erzählt Pohl*) — vermahnte oft die Obrigkeit durch Predigten, „das Armuth“ zu versorgen, damit es nicht also auf den Gassen läge. Weil die Obrigkeit hierinnen säumig, unterliess Dr. Hessus etlichemal am Sonntag das Predigen. Da ihn ein Ehrbarer Rath durch seine Geschickten fragen liess, warum er nicht predigen wollte? gab er zur Antwort, „sein lieber Herr Jesus Christus läge vor der Kirchenthür, er möchte nicht über ihn schreiten; wolle man ihn nicht wegräumen, so wollte er auch nicht predigen.“

Diese energische, bisher noch nicht gehörte Sprache hatte einen gewaltigen Umschwung auf dem Gebiete des Armen- und Krankenwesens zur Folge. Schon im Jahre 1526, nachdem sich noch vorher ein Comité gebildet hatte, welches sich mit Geldsammlungen für die Armen und Kranken befasste, schritt man zum Bau des oben genannten Hospitals. Als Bauplatz diente „die alte Ziehlstatt auf'm Bürgerwall an der Oder“. Die Arbeit schritt so rüstig fort, da man von allen Seiten den edlen Zweck zu fördern sich bemühte, dass „der Bau innerhalb zehn Wochen in allen vier Mauern stand und in Jahresfrist vollbracht und gut eingerichtet war. Das Hospital ist genannt: Ein Haus aller Heiligen, darinnen aus dem gemeinen Almos zu Breslau viel einheimische und fremde arme nothdürftige Leute mit Speise und Trank, mit guter Pflege und Wartung und mit einem besonderen Wundarzt versorget seyn, andern Städten zu gutem Exempel“. Die Kirchen-Gotteskasten wurden in der ersten Zeit zur Deckung der Kosten herangezogen, später wurden dem Hospitale mancherlei Stiftungen und Legate, unter denen das Cullmann'sche das grösste gewesen zu sein scheint, zugewiesen, so dass es sich zum Theil aus eigenen Mitteln erhalten konnte.

Die beiden ersten grösseren Spital-Instructionen, die auf eine schon für jene Zeiten ganz treffliche Hausordnung hinweisen, stammen aus den Jahren 1581—1585. Ein von dem Stadtphysikus vereideter Wundarzt versah daselbst die ärztliche Pflege der Kranken. Sehr bald reichte jedoch das Hospital nicht mehr aus zur Aufnahme der übergrossen Menge von Pestkranken und Syphilitischen. Man brachte daher die ersteren in dem neu erbauten Krankenhause auf der sogenannten „Lazarethwiese an der Oder“ unter und verwandte für letztere das in der Nähe des Bernhardiner Klosters gelegene Gebäude, das spätere Hospital zu St. Hiob, welches im Jahre 1635, als die Syphilis mehr und mehr von ihrer Ansteckungsfähigkeit ver-

---

*) Nic. Pohl schrieb Jahrbücher Breslaus (bis 1625), herausgegeben von Büsching und Kunisch 1813—24.

loren, mit allen Einkünften in den Hospitalkörper zu Allerheiligen überging. Es wurden darin auch für die fernere Zeit Hautkranke und Syphilitische verpflegt.

Der Gottesdienst wurde in einer von Dr. Hess 1527 gegründeten kleinen Kapelle abgehalten, welche zugleich mit der Vergrösserung des Hospitals Umänderungen erfuhr und später den Namen einer Hospitalkirche erhielt. In derselben befindet sich noch jetzt ein gut erhaltenes Bildniss des Dr. Hess. Die geistlichen Functionen übten daselbst bis zum Jahre 1606 die Diaconen zu Marie Magdalene und St. Elisabeth aus. Erst zu dieser Zeit wurden für das Hospital eigene Geistliche angestellt.

Bezüglich der Aufnahme der Kranken waren ganz bestimmte Principien massgebend. Mit den verschiedenen Gilden, Zünften, Innungen u. s. w. wurden Vereinbarungen getroffen und eine genaue Controle sorgte für die Innehaltung der Statuten. Ganz ausgeschlossen waren unheilbare Krankheiten, ohne Rücksicht auf die Art des Leidens.

Während des siebzehnten Jahrhunderts hat das Allerheiligenhospital, abgesehen von einigen Revisionen und Veränderungen der Hausordnung, namentlich vom Jahre 1611, im Allgemeinen nur geringfügige Umgestaltungen aufzuweisen, weil die Zeitverhältnisse — wir erinnern nur an den dreissigjährigen Krieg — keineswegs günstige zu nennen waren.

Der gewaltige Druck, unter dem das Land seufzte, musste natürlich jede Anregung zu fortschreitender Thätigkeit im Keime ersticken. In desto höherem Grade machte sich diese dagegen unter der segensreichen Regierung Friedrichs des Grossen geltend, indem mehrfach Neuerungen, Aenderungen und Verbesserungen getroffen und dem Hospital dadurch ein festeres Gefüge verliehen wurde. Unter diesen ist namentlich eine ausgezeichnete Instruction für die bereits seit dem Jahre 1613 dem Hospitale verpflichteten Pestärzte zu erwähnen*).

Das bisher so winzige und wenig beachtete Allerheiligen-Hospital begann nunmehr mit Beginn des 18. Jahrhunderts, eine etwas grössere Rolle zu spielen. Mit der Vermehrung der Einwohnerschaft und der daraus hervorgehenden grösseren Krankenzahl, erwies sich das Hospital als viel zu klein, als dass man auch nur einen Theil der Kranken, die zu versorgen waren, hätte unterbringen können, ganz zu schweigen von den hygienischen Zuständen. Eine Reihe edler

*) Es wäre hier gewiss angezeigt, auf die ärztlichen Organisationsverhältnisse Breslaus in ihren verschiedenen Entwickelungsstadien einzugehen, indess haben diese durch Herrn Stadtarchivar Professor Dr. Markgraf bereits eine so eingehende und vorzügliche Berücksichtigung erfahren (cfr. „Daniel Gohl und Christian Kundmann", von Dr. J. Graetzer. Breslau 1884. S. S. 83—109), dass wir wohl deshalb nur darauf zu verweisen brauchen.

Männer, deren Namen für immer mit der Geschichte des Allerheiligen-Hospitals verknüpft sein werden, machte es sich zur lohnenden Aufgabe, diesen Missständen energisch entgegenzutreten und die Bürgerschaft aus ihrer Gleichgiltigkeit aufzurütteln: Es erschienen nämlich 1793 mehrere Schriften, welche eine Schilderung der Hospitalverhältnisse in den schwärzesten Farben enthielten und grosses Aufsehen erregten. Es sind dies die Broschüre des Predigers am Allerheiligen-Hospital J. C. Müller: „Das heutige Krankenhospital in Breslau“ und der „Briefwechsel zwischen dem Prorector Schummel und dem Prediger Müller“, sowie das Memoriale der Aerzte Morgenbesser, Kruttge und Hauptmann. Dies letztere war namentlich von entscheidendem Einflusse. Die städtischen Behörden entschlossen sich jetzt, das alte Hospitalgebäude, welches 270 Jahre hindurch seinen Zwecken dienlich gewesen, abzubrechen und nach dem Plane des Bauinspectors Geissler einen Neubau aufzuführen, dessen Einweihung am 13. November 1801 vollzogen wurde. Ihm reihten sich bald andere Baulichkeiten an; auch wurde jetzt auf Grund einer milden Stiftung des Kaufmanns Andreas Krischke eine eigene Apotheke für das Hospital in's Leben gerufen, der ein Betriebscapital von 6000 Thalern zu Grunde lag, mit dem Privilegium vom 11. Februar 1799. Der Begründer erlebte die Ausführung seiner edlen Absicht nicht mehr. Sein Neffe und Erbe Friedrich Gottlieb Krischke führte das Werk ganz im Sinne seines Verwandten zu Ende.

An Stelle des St. Hiobsgebäudes trat ein stattliches neues Krankenhaus, und das Hickert'sche Nebengebäude erfuhr eine vollständige Umgestaltung, so dass daraus freundlichere Räume entstanden, als bis dahin.

Im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, schon unter dem Einfluss der neuen Städteordnung, wurde das Hospital in ein allgemeines städtisches Krankenhaus mit eigener Direction umgewandelt. Der Krankenpflege standen jetzt vor: ein ärztlicher Director, ein Oberwundarzt und mehrere Hilfswundärzte. Der erste Director des Hospitals war der Geheime Medicinalrath Dr. Ebers, welcher am 1. Januar 1810 sein Amt als Oberarzt antrat, später dirigirender Arzt wurde. Die Verdienste, die derselbe sich um das Allerheiligen-Hospital durch dessen zweckmässige Einrichtung und sonstige Leitung erworben, sind so gross, dass, in Anerkennung für dieselben, die Einschaltung folgender biographischer Mittheilungen wohl allseitig mit Freuden begrüsst werden wird.

Dr. Johann Jacob Friedrich Ebers ist geboren zu Flensburg in Schleswig am 18. April 1781. Seine Bildung erhielt er auf den An-

stalten der evangelischen Brüdergemeinde zu Christiansfeld und zu Niesky; hierauf studirte er auf der damaligen chirurgisch-medicinischen Akademie in Berlin, wo er im Hause von Friedrich von Gentz, der bekanntlich ein Breslauer von Geburt war, Aufnahme fand. Er lebte dann, ärztlich beschäftigt, in Kleincelle bei Bautzen ohne bestimmte Anstellung (1803—1804) und promovirte 2 Jahre später, 1806, nachdem er in dieser Zeit in Breslau wissenschaftlichen Studien obgelegen, in Frankfurt a. O. zum Dr. med.

Seit letzterem Jahre, in welchem er seine Staatsprüfung für Preussen ablegte, wurde er praktischer Arzt in Breslau. Ebers stieg sehr schnell zu hohem Ansehen; schon 1807 forderte ihn der Breslauer Magistrat auf, an dem neu etablirten französischen Feldspitale thätig zu sein in der Eigenschaft eines Assistenzarztes. 1810 wurde er als Oberarzt für die innere Abtheilung und 1811 schon als dirigirender Arzt angestellt. Während der Kriegsjahre 1813 und 1814 übernahm er als dirigirender Arzt das preussische Barbaralazareth. 1826 wurde er Mitglied der delegirten Oberexaminations-Commission, 1829 Medicinalrath und Mitglied des Medicinalcollegiums, 1846 Geheimer Medicinalrath und 1856 Ritter des rothen Adlerordens II. Classe. Zu nämlicher Zeit beging er sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum, das in schöner Weise gefeiert wurde.

Ebers' Bedeutung lag nicht allein in seiner Thätigkeit als Arzt und ärztlicher Reformator des Hospitals; er interessirte sich auch für Alles, was die Kunst Schönes und Veredelndes darbot, er war ein Kunstliebhaber ersten Ranges. Die schlesische vaterländische Gesellschaft ehrte ihn durch Ernennung zum Secretär der medicinischen Section (1810). 1829, nach Büschings Tode, wurde er Secretär der Section für Kunst und Alterthum, sowie Director der Kunstausstellung der Schlesischen Gesellschaft, als deren Präses er auch einige Jahre fungirte. Gleichzeitig trat er in die Direction des unter der Leitung des Cantors Siegert stehenden „Kirchlichen Singvereins" ein. Zudem war er ein fleissiger Sammler; so befand er sich im Besitze einer guten Bildergalerie und einer noch besseren Kupferstichsammlung.

Ebers erfreute sich neben seiner sehr allseitigen Bildung einer grossen Arbeitskraft und Arbeitslust. Dies beweist die grosse Zahl seiner Schriften, vornehmlich der ärztlichen, die ein helles Streiflicht auf den reichen Schatz seiner medicinischen Erfahrungen fallen lassen. Ganz besondere Erwähnung verdient unter anderm seine Schrift: „Ueber die Breslauer Armenpflege 1828"*), die er nach gründlichem

*) Der Titel lautet: „Das Armenwesen der Stadt Breslau nach seiner früheren und gegenwärtigen Verfassung dargestellt; nebst einem Versuch über den Zustand der Sittlichkeit der Stadt, in alter und neuer Zeit."

Quellenstudium bearbeitete, und die so vielen Beifall fand, dass sie in's Englische übersetzt wurde. Unter den medicinischen Arbeiten waren die Beobachtung und Beschreibung eines seltenen Falles von Haemathydrose und des exanthematischen Typhus, den er von den Kriegsjahren her so genau kannte, in Fr. Grünsburgs Zeitschrift 1854, sehr verdienstvolle Leistungen, um so mehr, als sie bereits in hohem Alter verfasst wurden*).

Wohl konnte Ebers mit Stolz und Freude an seinem fünfzigjährigen Jubiläumstage (zwei Jahre vor seinem Tode) auf sein bisher zurückgelegtes Leben blicken, genoss er doch, ausgezeichnet durch die herrlichsten Gaben und in glücklichen Verhältnissen befindlich, in hohem Maasse die Freundschaft der Musen, die Verehrung seiner Mitbürger und das reinste Familienglück.

Nach dem Tode Ebers 1858 blieb dies Amt des Directors für mehrere Jahre unbesetzt. Von 1863—1874 bekleidete dasselbe der Geheime Sanitätsrath Dr. von Pastau. Für die folgende Zeit stand man von der Wahl eines Directors ab, wählte dafür je einen Primärarzt für die innere und äussere Station. Mit der Verlegung der Universität zu Frankfurt a. O. nach Breslau, welche in der Mitte unseres Jahrhunderts — im Jahre 1851 — eine engere Verbindung der Königlichen Kliniken mit dem Allerheiligen-Hospital zur Folge hatte, brach auch selbstverständlich für das Hospital eine Zeit ernstlicheren wissenschaftlichen Strebens herein, da die neuesten Erungenschaften der Medicin nun wohl in erster Reihe diesem grossen Krankenhause zu Gute kamen, während andererseits viele Hospitalärzte als Docenten der Universität recht Tüchtiges leisteten.

Eine Universität, an der Männer wie Frerichs, Cohnheim, Middeldorpf, Spiegelberg und andere lehrten und jetzt noch bedeutende Kliniker und Pathologen wirken, musste das medicinische Leben Breslaus neu umgestalten und in eine höhere Sphäre geleiten. Getragen von echt wissenschaftlichem Geiste, zogen diese Koryphäen der Medicin weithin ihre Kreise und schufen eine Schule jüngerer Aerzte, die in ihrem Sinne segenbringend für Stadt und Provinz und Staat zu wirken suchten. Wir erinnern nur an Ebstein, Förster, Lichtheim**), Maas, Rühle, Wernicke und Carl Weigert***), die

---

*) Ueber seine vielseitigen Schriften siehe Nowack „Schlesisches Schriftstellerlexicon" I. Band. Seine Schrift „über die Erfordernisse einer zweckmässigen Hospital-Verfassung" Breslau 1810 bei Korn, ist heut noch lesenswerth. Als Wundarzt stand ihm Bernhard Friedr. Böhm zur Seite. Des letzteren Nachfolger in der Chirurgie sind Alter, Carl Julius Remer jun., Middeldorpf und Hodann.

**) L. war auch 6 Semester Assistent unseres Biermer.

***) Professor der pathologischen Anatomie am Senkenberg'schen Museum in Frankfurt a. M., geb. in Münsterberg.

als höchst bedeutende Kliniker und Pathologen bekannt sind. Unser Allerheiligen-Hospital, die engere Wirkungsstätte, gewann dadurch mehr als je an Ansehen.

Während das Allerheiligen-Hospital im vorigen Jahrhundert Purrmann als den glänzendsten Vertreter der Chirurgie mit Recht aufzuweisen hat, ist die Zahl der bedeutenderen Chirurgen in diesem Jahrhundert schon eine ziemlich grosse.

Bis zum Jahre 1850 wirkte im Hospital als tüchtiger Oberwundarzt der schon erwähnte Alter.

Ihm folgte als Oberwundarzt, resp. Primärarzt für die chirurgische Abtheilung von 1850—1855 Carl Julius Remer junior. Er war der Sohn des sehr gelehrten Geh. Medicinal-Rathes Wilhelm H. G. Remer, welcher im Jahre 1815 als Professor der Medicin nach Breslau kam und Director der klinischen Lehranstalt für innere Heilkunde wurde. Nachdem der Sohn, geboren 1802, seine Studienzeit an der Breslauer Universität 1820—25 verlebt und auf einer Reise nach Paris 1827 sein Wissen bereichert hatte, liess er sich 1828 als Privatdocent in Breslau nieder. Er war bald ein gesuchter, weil tüchtiger Arzt und zugleich ausserordentlich brauchbar in der Medicinalverwaltung. Daher wurde er von der Regierung zu Anfang 1831 nach Warschau geschickt, um hier die Cholera-Epidemie kennen zu lernen und darüber Bericht zu erstatten. Das Resultat dieser Reise waren seine „Beobachtungen über die epidemische Cholera“, ein Werk, das noch in demselben Jahre die III. Auflage erlebte. Seine Erfahrungen konnte er bei der Epidemie in Breslau selbst (1831/32) als Arzt an dem im „Birnbaum“ errichteten Krankenhause trefflich verwerthen. Im Jahre 1837 erhielt er die ausserordentliche Professur in der medicin. Facultät. Er veröffentlichte noch als Lehrer an der damaligen chirurg.-medic. Lehranstalt 1845: „Erinnerungen an die gefeiertsten Chirurgen der neueren Zeit“ und 1848 mit Dr. Neugebauer zusammen: „Die asiatische Cholera und ihre Behandlung“. Am 21. September 1855 starb er; wie schon erwähnt, gehörte er zuletzt dem Allerheiligen-Hospital als Primärarzt für die chirurgische Abtheilung an. — Von 1855 bis 1856 stand ihr Middeldorpf vor, der bereits seit 1849 unter Alter und Remer als Volontär-Assistenzwundarzt am Allerheiligen-Hospital sehr thätig gewesen. Von 1855 ab würde er auch Oberwundarzt, bis er 1856 als Professor zum Director der Königlichen chirurgischen Klinik ernannt wurde. Nach seinem Abgange im Jahre 1861 wurde Paul als Oberwundarzt angestellt. Derselbe ist durch kleine wissenschaftliche Arbeiten, namentlich aber durch seine grössere verdienstvolle Schrift: „Conservative Chirurgie“, bekannt geworden.

1865 löste ihn Hodann ab, der bereits seit 1845 am Hospital als chirurgischer Lehrling und später als Assistenzarzt beschäftigt

war. Als solcher hatte er bei vielseitiger nicht unbedeutender Begabung mehrere brauchbare Abhandlungen geschrieben, aus dem reichen Schatze seiner mehr als 30jährigen Beobachtung. Ich erwähne hierbei um so lieber den Primär-Wundarzt Hodann, da er, ohne Universitätsstudien gemacht zu haben, durch vielseitige Leistungen als Botaniker, Gelegenheitsdichter*), Wundarzt und Mensch einen guten Namen hinterliess.

In Breslau als der Sohn eines Oberlandes-Gerichts-Secretärs 1817 geboren, besuchte er das katholische Gymnasium zu St. Matthias unter Absolvirung der Secunda, später die damals noch bestehende chirurgische Schule und zeigte sich in der Anatomie so geschickt, dass ihn der Professor derselben, Medicinalrath Dr. Barkow, zum Präparator für die Vorlesungen auserwählte.

Hierauf entschloss er sich, Chirurg zu werden, und nahm die Stelle als Lehrling im Allerheiligen-Hospitale an.

Nach des Dr. Pauls Abgange war er Primärarzt der chirurgischen Abtheilung, nachdem er bereits sein Staats-Examen gemacht hatte und Doctor und Sanitätsräth geworden, bis zu seinem Tode 1880; er war also 35 Jahre an dieser Anstalt thätig. Unter seinen vielen kleinen Schriften**) waren es vorzüglich chirurgische Aufsätze und besonders die über die pathologische Anatomie, die es verdienen hervorgehoben zu werden, und zwar:

1. über einen Kranken, der von einem aus Cystin bestehenden Stein durch einen von ihm ausgeführten Steinschnitt befreit worden, und von einem zweiten derartigen Falle.
2. Ueber den Harnsäuren-Infarct in den Nieren neugeborener Kinder.
3. Tinctura Jodi, als äusseres Heilmittel. (Günsburgs Zeitschrift Band I).

Hodanns Carrière gewährt ein Beispiel, wie sehr Begabung und Fleiss auch einen Autodidacten zu fördern vermögen.

Bezüglich der Station für innere Krankheiten ist Folgendes zu erwähnen. Der erste Director des Hospitals, zugleich Oberarzt dieser Station war Ebers von 1810—1858; der zweite und zugleich letzte ärztliche Director war von Pastau von 1863—1874.

---

*) „Der Traum des Mediciners", Fastnachtsspiel von Dr. Hodann und Dr. S. Meyer; es wurde bei dem ersten Stiftungsfeste des Vereins Breslauer Aerzte aufgeführt (es erschien 1862 im Druck bei Trewendt in Breslau), und auf der letzten Naturforscher-Versammlung in Breslau wurde die Aufführung wiederholt.

**) Verzeichniss in den Schriften der vaterländischen Gesellschaft von 1804—1863 Seite 60.

Es wirkten ferner als Primärärzte:

Professor Dr. Nega von 1852—1857; vorher als Assistenzarzt seit 1845 bereits thätig.

Professor Dr. Rühle von 1857—1860, vorher als Assistenz- und Secundärarzt seit 1850 thätig.

Dr. Schneider von 1857—1863, seit 1849 als Assistenzarzt thätig, machte lange Zeit die Leichensectionen bis zur Ernennung eines amtlichen Prosectors.

Dr. Bernhard Cohn, von 1859—1865, vorher als Assistenzarzt seit 1852 thätig, bekannt durch die erste Beschreibung der embolischen Krankheiten*).

Geheimer Rath Benedict als Director der am 1. October 1855 in das Allerheiligen-Hospital aufgenommenen königlichen chirurgischen Klinik; er wirkte hier nur ein halbes Jahr und nahm seine Demission. Sein Nachfolger war bekanntlich Professor Dr. Middeldorpf.

Professor Dr. Lebert, Director der medicinischen Klinik vom 1. October 1859 bis Juni 1874, Nachfolger Frerichs.

Sanitätsrath Victor Friedländer, von 1863 bis 1. Januar 1875 Assistenzarzt und von da ab bis 1887 Primärarzt der medicinischen Hospital-Abtheilung, ein sehr begabter tüchtiger Medicus besonders als Hospitalarzt, und edel als Mensch, was auch seine Stiftung des Reconvalescenten-Heims beweist.

Professor Dr. Neumann, ein sehr geistreicher Psychiatriker, als Primärarzt der Irrenabtheilung von 1867—1884.

Bevor wir das Hospital verlassen, wollen wir die Räumlichkeiten in ihrer jetzigen Gestaltung kurz erörtern.

Wir gelangen, vom Burgfeld ausgehend, zunächst durch das grosse Thor zur Leichenhalle und dem pathologischen Institut unter Prof. Dr. Ponficks Leitung, welches nur durch eine eiserne Gitterthür von der von Professor Dr. Neisser geleiteten Klinik für Hautkrankheiten und Syphilis getrennt ist. Dieselbe führt den Namen „Das retablirte Haus", weil das Gebäude nach dem Brande von 1832 von Grund aus wieder neu hergestellt worden ist. Daran schliesst sich die im Jahre 1835 erbaute jetzige medicinische Klinik, von Prof. Dr. Biermer geleitet, oder die Lösch'sche Abtheilung, an welche sich dann die aus den siebziger Jahren stammende chirurgische Klinik unter Prof. Dr. Fischers Direction oder das Riess-Pulvermacher'sche Haus mit dem neu hergestellten Operations-

*) Er erhielt für diese Arbeit 1862 von der Pariser Aakdemie einen Monthyon-Preis, cf. Biogr. Lexic. hervorrag. Aerzte. VI, S. 636.

saale anreiht. Links, vom Garten aus betrachtet, liegen die Hickertschen Irrenzellen mit einem in Stein gehauenen Kopf, dessen Ursprung dem 15. Jahrhundert angehört.

Darauf folgt das Stadtrath Knorr'sche Uhrgebäude, welches aber nach der Entfernung der Irren in die neue städtische Irren-Anstalt bauliche Veränderungen erfahren soll.

Rechts vom Hauptportale, die Barbaragasse entlang, finden wir die zu einem Krankenhause umgestaltete ehemalige Barbarakaserne, welche vis-à-vis der Barbarakirche mit der Küche und den Beamtenwohnungen abschliesst. Diesem Gebäude gegenüber liegt das Absonderungs- und Contagienhaus mit einem kleinen Raume für Pockenkranke. Indess dienen für plötzliche Epidemien die im Wenzel-Hancke'schen Krankenhause befindlichen Baracken.

Werden jetzt nach Verlegung der Irrenkranken in die neue unter Medicinalrath Professor Dr. Wernicke stehende Irrenanstalt, die wir der überzeugenden Anregung und Consequenz des Oberbürgermeisters Friedensburg nach den von ihm vorgenommenen Hospitalrevisionen verdanken, die beabsichtigten Umbauten im sogenannten Uhrgebäude und aus der Agath-Friebe'schen Stiftung noch andere Bauten ausgeführt, so dürfte die Commune für 20 und mehr Jahre hinaus hinreichend Raum zur Unterbringung ihrer Kranken gewinnen, zumal die neuen klinischen Anstalten der Universität noch Hilfe in dem Scheitniger Bezirke bringen werden und das neue Armenhaus eine Herabminderung von 440 Betten im Oderthorbezirk schaffen soll.

Die Schöpfung dieser Neu- und Umbauten sind ein wesentliches Verdienst des trefflichen Vorsitzenden der Hospital-Direction, Bürgermeister Dickhuth, der jedem Fortschritt im Krankenwesen geneigt ist, aber auch den Seckel der Stadt dabei zu schonen versteht.

Die Gründung der K. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher und Schlesien

(nebst einem Verzeichniss der schlesischen Mitglieder der Akademie).

Für die Geschichte der wissenschaftlichen Bestrebungen und des geistigen Lebens in Schlesien ist die Gründung der Academia Naturae Curiosorum im Jahre 1652, welche der glänzenden Idee des Arztes und Physikus zu Schweinfurt in Franken, Dr. Joh. Lorenz Bausch, verdankt wird, von einschneidender Bedeutung geworden*). In ihr und durch sie fanden alle Geisteskräfte unserer Heimat einen Mittelpunkt und segensreiche Anregung von dem Augenblicke an, da Sachs von Löwenheim, der Breslauer Arzt und Physikus, seine fruchtbare Thätigkeit im Interesse der Akademie begann und, gleichsam in Anerkennung seiner Verdienste, Breslau zum Sammelort für alle die Medicin und Naturwissenschaften betreffenden Mittheilungen und Beobachtungen der Mitglieder und auch fremder Gelehrten und für grössere literarische Leistungen der ersteren gewählt wurde. Sachs von Löwenheim hat sich den Ruhm erworben, der jungen Schöpfung gradezu aus den Kinderschuhen herausgeholfen zu haben, in denen sie beinahe stecken geblieben wäre. Die Schuld daran lag einmal in den strengen, für gelehrte Männer lästigen, statutenmässigen Bedingungen, welche besonders die Anfertigung

*) Unsere Darstellung beruht vornehmlich auf Andr. E. Büchners Historia Academiae N. C. Halle, 1755, S. 1—103, welche überaus reich an actenmässigen Belegen ist. Daneben ist benutzt Nees v. Esenbeck: „Vergangenheit und Zukunft der Akademie der Naturf.“ 1851. S. 11—18.

wissenschaftlicher Arbeiten betrafen**), theils daran, dass Bausch in dem von ihm verfassten Programme ohne Widerspruch von Seiten der Mitbegründer, der praktischen Aerzte zu Schweinfurt: Fehr, Metzger und Wohlfarth, die Erklärung abgab: Die zu gründende Akademie solle nicht sein „publica et talis, qualem Viri Principes aliique Status Imperii Romani in usum discentium erexerunt, sed privata vel Sodalitium quoddam.“ (Cf. Büchner S. 20.) Für die Genossenschaft der Naturae Curiosorum zu Schweinfurt, wo nicht einmal eine Universität vorhanden war und der wissenschaftliche Verkehr mit auswärtigen Gelehrten schon deshalb auf Schwierigkeiten stossen musste, hiess das nichts anderes, als selbstverschuldete Beschränkung der Lebensfähigkeit. Als nun Sachs von Löwenheim im Jahre 1658 in diese Akademie aufgenommen wurde, erschien er im wahren Sinne des Wortes als Lebensretter derselben. —

Er drang bei dem Präsidenten und dessen Adjunkten darauf, dass die Akademie mit allen ihren Zielen und Leistungen in die Oeffentlichkeit trete und dieselben weit und breit bekannt mache. Sachs nahm alle die alten Beziehungen aus seiner Studienzeit zum Besten des Instituts wieder auf. Er correspondirte mit einem Lyoner Arzte und Freunde über den Zweck der Gründung, um dieselbe in Frankreich bekannt zu machen (cf. B. S. 58. Anm. 60); er liess sich über die Akademie in Briefen an einen befreundeten Professor der Anatomie in Kopenhagen, Bartholinus, aus und stand in überaus lebhaftem Gedankenaustausch mit einem Londoner Freunde, Oldenburg, der als Secretär der um dieselbe Zeit entstandenen Royal Society in London ihm werthvolle Winke für die Entwickelung des deutschen Instituts geben konnte, während Sachs seinen Mitarbeitern in der Akademie immer wieder die englische Gesellschaft als Muster vor Augen hielt. Vor allen Dingen aber suchte er schon in dieser Zeit (1660—70) die Protection hochangesehener Fürsten und des Kaisers selbst dem jungen Unternehmen zu verschaffen. Da Kaiser Leopolds Unterstützung während der Kriegsereignisse in Ungarn und der Türkei nicht zu erwarten war, wandte er sich an den kaiserlichen Bevollmächtigten auf dem Regensburger Reichstage, den Fürstbischof von Salzburg, und gewann dessen Gönnerschaft für die Akademie und Fürsprache bei dem Kaiser nach Ueberreichung eines seiner Werke, während ein anderes Mitglied, durch Sachs' Beispiel angefeuert, den Fürstbischof von Mainz um seine Gunst anging. Bei dieser Reorganisation der Akademie fand Sachs, der im Jahre 1661 Adjunkt geworden war, einen vortrefflichen Mitarbeiter in dem Nachfolger von Bausch im Präsidium, dem schon genannten Fehr,

**) Cf. Büchner. S. 21—23. (II, V—VIII, X).

der mit unserem Landsmanne die Aenderung der Statuten vornahm und die Anlegung eines Geldfonds durch regelmässige Beiträge der Mitglieder anregte.

Wie bedeutend aber auch alle diese, dem Ansehen Schlesiens auch zu Gute kommenden, Leistungen unseres Sachs von Löwenheim für die Organisation und äussere Blüthe der Akademie sein mochten, übertroffen wurden dieselben durch seine Thätigkeit für den wissenschaftlichen Ruf der Akademie, — eine Thätigkeit, welche für unsere Provinz ausserordentliche Vortheile mit sich brachte. Im Jahre 1661 veröffentlichte er*) seine „Ampelographia," als Beispiel zugleich und „Vorläufer" für die Publicationen der Mitglieder, und sprach sich über das Wesen der Akademie in der Praefatio zu diesem Werke eingehender aus. Er ermahnte den Präsidenten und den zweiten Adjunkten, nur dafür zu sorgen, dass die Beendigung von Arbeiten anderer Mitglieder nicht zu lange sich hinziehe, damit die Akademie durch Zahl und Werth ihrer Leistungen an Ansehen gewinnt**). Es war zuletzt nur natürlich, dass die Akademie diesen Mann zu ihrem literarischen Leiter und, dem entsprechend, seine Vaterstadt und den Ort seines ärztlichen Wirkens, Breslau, zum Redactionsort erhob. Büchner hat in seiner „Historia" klar die für die Wahl dieser Stadt bestimmenden Gründe auseinandergesetzt. Hier war in Folge des grossen Handelsverkehrs die günstige Gelegenheit zum Empfang und zur Beförderung von Briefen und anderen Mittheilungen gegeben; an diesem Orte ferner wohnten mehrere Mitglieder der Akademie, vor Allem der zuverlässige, eifrige und alle an Gewandtheit übertreffende Sachs selbst, dem die übrigen Breslauer Aerzte in seiner Aufgabe behilflich sein konnten. Als im Jahre 1670 das erste Heft der Mittheilungen, „Ephemerides" genannt, von der Akademie herausgegeben wurde, hatte dieses Ereigniss zur Folge, dass Männer wie Boerhaave und im Anschluss an ihn später Haller***) dieses Jahr für das der Gründung der Akademie hielten (cf. B. S. 25. Note 24).

Neben der anstrengenden Thätigkeit für die Veröffentlichungen der Akademie beschäftigte Sachs nichts so sehr, wie die Aufgabe, seinem Schosskinde die Anerkennung und das Protectorat des Kaisers zu verschaffen. Zu diesem Zwecke hatte er sich in dieser Zeit mit

*) Cf. über seine Werke und sein Leben unsere Biographie auf S. 60 u. 61, wir nennen noch von seinen Werken die „Gammarologia" 1665.

**) Abgesehen von den Werken, deren Verfasser Sachs zweifellos ist, hält ihn Büchner entschieden für den Autor der „Historia succincta brevisque ortus et progressus Academiae N. C." Cf. S. 60.

***) Ueber das Interesse Hallers für die Akademie vgl. S. 61 unserer Biographie von Sachs von Löwenheim.

den kaiserlichen Leibärzten Lucas Erbenius und Czaschelius in Verbindung gesetzt; diese Angelegenheit hatte er dem böhmischen Kanzler, Grafen Nostiz, dringend an's Herz gelegt, als derselbe bei seinem Aufenthalt in Breslau ihn consultirte, und für diese Sache hatte er auch den kaiserlichen Vicekanzler, Grafen Königseck, zu gewinnen gesucht. Sachs war von den Aussichten, die er für die Akademie erlangt hatte, durchaus befriedigt, wie aus seinen Briefen hervorgeht (cf. B. S. 99. Note 121). Aber die Erfüllung derselben erlebte er nicht mehr, da er schon im Jahre 1672, kurz vorher vom Kaiser mit einer goldenen Halskette beschenkt, im kräftigen Mannesalter — ein schwerer Verlust für die Akademie — starb und die Akademie erst im Jahre 1677 die Bestätigung der erweiterten Statuten und den Titel: „Sacri Romani Imperii Academia N. C." von Kaiser Leopold I. erhielt. Auf seinem Sterbebette noch empfahl Sachs von Löwenheim seinen treuen Landsleuten, den Breslauer Aerzten Vollgnad und Jänisch, welche Mitglieder der Akademie waren, die Sorge für die weitere Herausgabe der Ephemeriden.

Aus allen unseren Ausführungen geht das als sicher hervor, dass der Schwerpunkt aller Bestrebungen der Akademie in diesen ersten Jahrzehnten in Schlesien, speciell in Breslau lag. Wenn nun die Aeusserung von Nees v. Esenbeck, dem Präsidenten dieser Akademie in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, wahr ist, dass, „was zeitgemäss entspringt, sich schnell entwickelt, weil es in den Zeitgenossen Anklang findet," so darf es uns nicht wundern, dass bei der erstaunlichen Thätigkeit Sachs von Löwenheims so viele seiner Zeitgenossen gerade aus Schlesien in der Mitgliederzahl der Akademie sich befinden. Der häufige Beitritt von schlesischen Gelehrten auch in den nächsten Jahrzehnten findet aber auch seine natürliche Erklärung darin, dass die Akademie, da Breslau keine Universität besass und eine solche erst im Beginn des XIX. Jahrhunderts erhielt, für das geistige Leben unserer Provinz bis zu dieser Zeit fast den einzigen Stützpunkt bildete und beinahe allein einen Zusammenhang zwischen den heimischen wissenschaftlichen Bestrebungen und denen aller andern Länder herstellte.

Wir wollen nunmehr eine Liste von den der Akademie angehörigen schlesischen Medicinern und Naturforschern geben und bemerken noch dazu, dass wir für das XIX. Jahrhundert uns auf die in Schlesien Geborenen beschränkt haben, während für die früheren Jahrhunderte auch solche aufgenommen sind, welche zwar nicht in unserer Provinz geboren sind, aber lange in derselben gewirkt haben. Wir verdanken die Liste bis auf Weniges der Bereitwilligkeit des

derzeitigen Präsidenten der Akademie, Herrn Geheimrath Prof. Dr. Knoblauch in Halle, der uns einen Auszug aus den Akten, versehen mit der Nummer der Eintragung in das Mitglieder-Album und dem Aufnahme-Datum, anfertigen liess.

No. 17. 30. December 1658: Dr. Philipp Jacob Sachs von Lewenhaimb (Löwenheim), cogn. Phosphorus I, Physikus in der freien Stadt Breslau, geboren daselbst am 26. August 1627, gestorben am 7. Januar 1672. Begr. der Acad. nat. curiosor.

No. 28. Im J. 1664: Paul Ammann, cogn. Dryander I, Professor der Physiologie und Botanik zu Leipzig; geboren in Breslau den 3. Aug. 1634, gest. 4. Febr. 1690.

No. 29. 14. Mai 1664: Dr. Joh. Daniel Maior, cogn. Hesperus I, Pestarzt in Hamburg, dann Prof. der Anatomie und Botanik in Kiel, Leibarzt des Bischofs von Lübeck, geboren in Breslau den 16. August 1634; gestorben den 3. August 1693.

No. 33. 20. October 1669: Dr. Heinrich Vollgnad, cogn. Sirius I., Stadtarzt zu Breslau, geboren daselbst den 8. Mai 1634, gestorben den 3. Januar 1682.

No. 34. 20. October 1669: Dr. Johannes Jänisius, cogn. Arcturus, Stadtarzt zu Breslau, geboren daselbst den 31. October 1636, gestorben den 7. December 1707.

No. 43. 15. August 1672: Dr. Melchior Friebe, cogn. Cleander, praktischer Arzt zu Landshut in Schlesien, später in Zittau, endlich Physikus zu Hayna, Kreis Meissen, geboren den 24. November 1629 in Schles.-Friedland, gestorben 1690.

No. 47. 19. September 1672: Dr. Joachim Georg Elsner, Stadtarzt in Breslau, geboren daselbst den 4. Juni 1642, gestorben den 3. Mai 1676.

No. 48. 15. August 1673: Dr. Gottfried Schubart, Physikus zu Hirschberg, dann Stadtarzt in Brieg, geboren zu Breslau den 30. Juni 1634, gestorben den 14. October 1691.

No. 49. 15. August 1673: Gottfr. Christ. Winckler, Rath und Leibarzt des Kurfürsten von Brandenburg, Physikus in Brieg, geboren daselbst den 19. September 1635, gestorben den 4. Juli 1684.

No. 52. 24. Mai 1674: Dr. Salomon Reisel, cogn. Amphion, Physikus in Buchsweiler, dann in Hanau und Worms,

zuletzt Rath und Leibarzt des Herzogs von Würtemberg, geboren in Hirschberg den 14. October 1625, gestorben 21. Nov. 1701.

No. 55. 24. Mai 1674: Dr. Ehrenfried Hagendorn, cogn. Pegasus III; kurfürstl. sächsischer Leibarzt und praktischer Arzt in Görlitz, geboren zu Wohlau den 22. Januar 1640, gestorben den 27. Februar 1692.

No. 63. Im Juli 1676: Dr. Gottfr. Schulz, cogn. Aegineta I; Stadtarzt der freien Stadt Breslau, geboren daselbst den 20. April 1643, gestorben den 4. Mai 1698.

No. 70. 22. Januar 1677: Dr. Johann Burg, cogn. Mesue I; Arzt der freien Stadt Breslau, geboren daselbst den 13. Juni 1652, gestorben den 25. August 1690.

No. 71. 22. Januar 1677: Dr. Gottfried Samuel Polisius, cogn. Homer I; Arzt zu Steinau, dann Physikus zu Züllichau, zuletzt zu Frankfurt a. O., geboren daselbst den 11. April 1636, gestorben 1700.

No. 83. 4. März 1679: Dr. Tobias Czaschel, cogn. Aesculapius I; kaiserl. Leibarzt, geboren zu Lauban in der Lausitz, gestorben den 25. December 1682.

No. 85. 4. März 1679: Johann Christian Tralles, cogn. Avenzoar; kaiserl. Hofarzt und Physikus der freien Stadt Breslau, später königl. polnischer Regimentsarzt, geboren zu Strehlen in Schlesien, gestorben 1698.

No. 102. 6. Mai 1682: Dr. Joh. Adam Limprecht, cogn. Fabius; zuerst Stadtarzt zu Breslau, darauf Physikus zu Angermünde und endlich zu Fürstenwalde, Rath und Leibarzt des Herzogs von Würtemberg zu Oels und Bernstadt in Schlesien und Mitglied des ärztlichen Collegiums zu Berlin, geboren zu Breslau den 2. December 1651, gestorben den 27. Juni 1735.

No. 109. 6. November 1682: Dr. Karl Oehmb, cogn. Sirius II; Physikus der freien Stadt Breslau, geboren daselbst 1653, gestorben den 9. April 1706.

No. 127. 1. November 1684: Dr. Samuel Ledelius, cogn. Theseus II; praktischer Arzt zu Sagan in Schlesien, dann Kreisphysikus zu Grünberg, geboren zu Sorau 1644.

No 148. 3. Febr. 1686: Dr. Joseph Ignatz Myschel-Moschau, cogn. Erasistratus, Physikus in Glatz. (Geburtszeit und Tod unbekannt).

No. 151. 31. März 1686: Dr. Johann Acoluthus, cogn. Cassius, Jatrosophista; Stadtarzt zu Breslau, geboren daselbst den 21. August 1658, gestorben den 17. October 1696.

No. 175. 2. Mai 1690: Dr. David Reich, Edler von Ehrenberg auf Reichenhoff, cogn. Herkules III; kaiserl. Leibarzt, Canonicus zu Merseburg und Stadtarzt von Breslau, geboren daselbst den 22. März 1652.

No. 185. 24. Januar 1691: Dr. Ernst Sigismund Grass, cogn. Chiron II; Physikus zu Jauer in Schlesien, das. geboren.

No 204. 31. Januar 1694: Dr. Samuel Grass senior, cogn. Mesue II; erster Physikus zu Breslau, geboren daselbst den 11. Juli 1653, gestorben daselbst den 29. Juni 1730.

No. 205. 31. Januar 1694: Dr. Michael Pauli, cogn. Asterion I; Stadtarzt zu Breslau, geb. zu Lüben den 8. October 1652.

No. 215. 25. Juni 1695: Dr. Christian v. Helwich, cogn. Empedokles; Rath und Leibarzt mehrerer Herzöge von Schlesien, Stadtarzt zu Breslau, geboren den 6. Januar 1666, gestorben den 20. September 1740.

No. 218. 6. October 1695: Dr. Maximilian Preuss, cogn. Japis I; Physikus der königl. Stadt Fraustadt in Polen (Provinz Posen), dann Oberphysikus zu Breslau, geboren daselbst den 10. März 1652, gestorben den 6. September 1721.

No. 239. 3. November 1699: Dr. Gottlieb Budäus, cogn. Menodotus; Provinzialphysikus der Unterlausitz und Stadtarzt zu Lüben, dann Leibarzt des Herzogs von Sachsen zu Merseburg und Stadtarzt zu Spremberg, endlich Provinzialphysikus der oberen Lausitz und Stadtarzt zu Bautzen, geboren den 15. Juli 1664 zu Rehfeld bei Herzberg, gestorben 1734.

No. 241. 3. Juni 1700: Dr. Jonas Friedrich Ortlob, cogn. Democedes. Professor der Anatomie und Physiologie zu Leipzig, zuletzt kurfürstl. sächsischer Leibarzt, geboren zu Oels den 2. August 1661, gestorben im December 1700.

No. 244. 18. August 1700: Dr. Philipp Freiherr von Hulden, cogn. Praxagoras; Arzt in Schweden, dann in Polen, Leibarzt des Bischofs von Cujavien, darauf Hofrath und Leibarzt des Herzogs von Würtemberg-Oels und endlich Senator und ordentlicher Physikus der Stadt Neumarkt in Schlesien, geboren den 28. September 1646.

No. 268. 15. November 1706: Dr. Gottfried Klaunig, cogn. Eubulus; erst pfälzischer Hofarzt, dann Sr. Majestät des Kaisers Leib- und Hofarzt, Stadtarzt zu Breslau, geboren daselbst 1676, gestorben daselbst 17. Januar 1731.

No. 270. 3. März 1707: Dr. Ulrich Sigismund Nimptsch, cogn. Theon; Stadtarzt zu Breslau, geboren zu Bernstadt den 14. October 1672, gestorben den 16. December 1726.

No. 271. 3. März 1707: Dr. Gottfried David Mayer, cogn. Menemachus, Stadtarzt zu Breslau, geboren den 9. November 1659 zu Breslau, gestorben daselbst den 28. November 1719.

No. 273. 25. April 1707: Dr. Gottlieb v. Albrecht und Baumann, cogn. Diagoras; erst Stadtarzt zu Breslau, dann kaiserl. Rath, geboren daselbst den 7. März 1671.

No. 277. 3. Mai 1708: Dr. Friedrich Kaltschmidt, cogn. Protarchus I; Stadtarzt zu Rawicz (in der Provinz Posen), dann zu Breslau, endlich Leib- und Hofarzt des Kaisers, geboren das. den 6. Juli 1643, gestorben den 21. Juli 1717.

No. 285. 16. Februar 1709: Dr. Johann Ernst Waltsgott, cogn. Glauco I; erst Stadtarzt zu Breslau, dann Physikus zu Beuthen, dann praktischer Arzt zu Ratibor und endlich Physikus der Herzogthümer Schweidnitz und Jauer, kaiserl. Leib- und Hofarzt, geboren zu Oels den 8. Januar 1671.

No. 286. 16. Februar 1709: Dr. Johann Gottlieb Nüssler von Nüssler, cogn. Ctesias I; kaiserl. Pfalzgraf*), Rath und Leibarzt des Herzogs von Sagan und des Fürsten von Lobkowitz, Physikus des genannten Herzogthums und der Stadt Sagan, geboren zu Lauban den 16. Juli 1664, gestorben den 16. August 1711.

No. 288. 24. Juni 1711: Dr. Joh. Heinrich Helger, cogn. Hierotheus; Stadtarzt zu Schweidnitz, dann zu Breslau, geboren den 9. Mai 1672 zu Oels, gestorben den 30. October 1729 zu Breslau.

No. 296. 13. Februar 1713: Dr. Immanuel Weissmann, cogn. Apollophanes, Physikus in Löwenberg, dann in Breslau, geboren den 24. September 1683 in Waiblingen (Würtemberg).

No. 298. 1. März 1713: Dr. Christian Michael Adolphi, cogn. Aetius II, Herzogl. sächsischer Leibarzt, Senior der Leipziger Medic. Facultät, geboren zu Hirschberg, den 15. Aug. 1676, gestorben den 3. October 1753.

No. 302. 21. October 1713: Dr. Adam Christian Thebesius, cogn. Euriphon I; Physikus zu Hirschberg und den benachbarten Bädern, geboren den 12. Januar 1686 zu Sandenwalde (im Herzogthum Wohlau), gestorben den 10. November 1732.

No. 303. 7. April 1714: Dr. Joh. Michael v. Kozamero, cogn.

*) Zu den Ehrentiteln und Würden, welche den Akademikern verliehen werden konnten, gehörten der Titel: „Archiater“ und die Würde eines Comes Palatinus.

Stratonicus; aus Bayern gebürtig, fürstl. Physikus zu Teschen in Oesterreich-Schlesien (damals Oberschlesien).

No. 304. 26. April 1714: Dr. Gottfr. Benjamin Preuss, cogn. Japis II; Stadtarzt zu Breslau, geboren den 18. August 1684 zu Fraustadt (in der Provinz Posen), gestorben den 12. Juni 1719.

No. 305. 27. April 1714: Dr. Samuel Grass jun., cogn. Mesue III; Oberarzt der freien Stadt Breslau, geboren daselbst den 14. December 1684, gestorben den 28. November 1745 (nach einer anderen Notiz: geboren in Breslau den 14. December 1653, gestorben daselbst 1730).

No. 311. 3. December 1714: Dr. Gottfried Held v. Hagelsheim, cogn. Eusebius; erst Leib- und Militärarzt zu Bayreuth und des ganzen fränkischen Kreises, dann Rath und Leibarzt des Herzogs von Eisenach, endlich Hofrath und Oberarzt zu Bayreuth, geboren den 18. September 1670 zu Herrnstadt bei Wohlau in Schlesien, gestorben den 30. September 1724 zu Bayreuth.

No. 317. 20. September 1715: Dr. Christian Gottlieb Reusner, cogn. Dorotheus I; Stadtarzt zu Jauer in Schlesien, geboren zu Liegnitz im Januar 1682.

No. 342. 6. December 1719: Dr. Joh. Kanold, cogn. Dexippus; Stadtarzt zu Breslau, geboren daselbst den 15. December 1679, gestorben den 15. November 1729.

No. 344. 14. Februar 1720: Dr. Tobias Ferdin. Paulli, cogn. Alcimion; Stadtarzt zu Breslau, geboren daselbst 1688.

No. 355. 11. September 1721: Johann Georg Kulmus, cogn. Philotes, königl. polnisch. und herzogl. sächsischer Leibarzt und praktischer Arzt in Danzig, geboren in Breslau den 26. März 1680, gestorben 1731.

No. 356. 11. September 1721: Dr. Johann Adam Kulmus, cogn. Philomenis I; Professor und Physikus in Danzig, Mitglied der königl. wissenschaftl. Gesellschaft zu Berlin, geboren in Breslau den 18. März 1689, gestorben den 29. März 1745.

No. 369. 7. Juni 1724: Licent. Conrad Michael Valentini, cogn. Thessalus III; Physikus der Stadt Grünberg.

No. 395. 30. Januar 1727: Dr. Johann Georg Brunschwitz, cogn. Zeno I; Stadtarzt zu Breslau, gestorben den 2. October 1734.

No. 396. 2. Februar 1727: Dr. Joh. Christ. Kundmann, cogn. Epimenides; Stadtarzt zu Breslau, geboren daselbst den 26. October 1684, gestorben den 11. Mai 1751.

No. 402. 14. Mai 1728: Dr. Gottfr. Michael Kortum, cogn. Sosimenes; praktischer Arzt zu Bielitz in Oesterreich-Schlesien (damals Oberschlesien), geboren 1698 zu Quedlinburg.

No. 424. 1. Mai 1731: Dr. Joh. Gottfried v. Hahn, cogn. Dexius I; Hofrath des Königs von Preussen und Decan des ärztlichen und Gesundheitscollegiums in Breslau, geboren 1694 in Schweidnitz, gestorben den 1. Mai 1753.

No. 436. 7. März 1732: Dr. Joh. Peter Wahrendorff, cogn. Polyidas; Stadtarzt zu Liegnitz in Schlesien, geboren daselbst den 16. Januar 1683, gestorben den 5. Dcbr. 1738.

No. 461. 8. Juni 1736: Dr. Johann Christophorus Pohl; cogn. Philadelphus II, Prof. extraord. der Medicin an der Universität Leipzig und Assessor der Facultät, geboren zu Lobendau bei Liegnitz den 22. Juni 1705, gestorben den 26. August 1780.

No. 468. 18. Februar 1737: Dr. Caspar Theophil Lindner, cogn. Leonides II; praktischer Arzt zu Hirschberg, geboren zu Liegnitz den 9. Januar 1705.

No. 502. 25. Juni 1740: Dr. Joh. Jacob Ritter, cogn. Mundinus II; erst Anatomiker zu Bern, dann Leibarzt des Landgrafen von Hessen-Homburg und Physikus daselbst, ferner Physikus der Stadt Lauterbach, dann Professor der Medicin und Anatomie an der Universität Franeker, dann praktischer Arzt zu Peilau in Schlesien, geboren den 15. Juli 1714 zu Bern, gestorben den 23. November 1784.

No. 511. 13. März 1741: Dr. Tobias Heinrich Hähne, cogn. Hygienus II; Physikus zu Löwenberg.

No. 539. 12. Juni 1745. Dr. Karl Friedrich Kaltschmied, cogn. Protarchus II; Hofrath und Leibarzt des Markgrafen von Brandenburg-Culmbach, Leibarzt des Herzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach, Physikus, Pfalzgraf und Professor der Medicin zu Jena, geboren den 21. Mai 1706 zu Breslau, gestorben den 6. November 1769 zu Jena.

No. 567. 8. Juni 1750: Dr. Joh. Ernst Stieff, cogn. Solon II; Arzt zu Breslau, geboren den 22. Mai 1717 zu Breslau, gestorben daselbst den 4. Januar 1793.

No. 587. 20. Februar 1754: Dr. Michael Morgenbesser, cogn. Dexius II; Oberphysikus der freien Stadt Breslau und Assessor des medicinischen Collegiums, geboren daselbst den 24. Juli 1714.

No. 595. 25. Juni 1755: Dr. Karl Wilhelm Sachs, cogn. Phos-

phorus IV; Stadtarzt zu Breslau und Assessor des königl. medicinischen und Sanitätscollegiums daselbst, geboren daselbst den 11. September 1709, gestorben 1763.

No. 598. 5 September 1755: Dr. Balthasar Ludwig Tralles, cogn. Avenzoar II; Arzt zu Breslau, geboren daselbst den 1. März 1708, gestorben daselbst den 7. Februar 1797.

No. 609. 12. März 1756: Dr. Gottfried Heinrich Burghart, cogn. Zosimus III; praktischer Arzt zu Brieg, erster Professor am dortigen königl. Collegium, geboren den 5. Juli 1705 zu Reichenbach in Schlesien, gestorben 1776 zu Brieg.

No. 677. 4. Juni 1765: Dr. Karl Gottlieb Pauli, cogn. Philagrius IV; Adjunct des medicinischen und Sanitätscollegiums in Breslau, Physikus und Arzt des öffentlichen Krankenhauses daselbst, Vorsitzender der übrigen Breslauer Collegien.

No. 811. 6. Februar 1776: Dr. Christ. Gottfr. Gruner, cogn. Dioscorides VI; herzogl. sachsen-weimarischer Hofrath, ordentlicher Professor der Botanik und Medicin und Assessor der medicinischen Facultät zu Jena, geboren den 8. November 1744 zu Sagan in Schlesien, gestorben den 4. December 1815.

No. 963. 6. Februar 1793: Dr. Karl August Wilhelm Berends, cogn. Polydorus I; Geheimer Medicinalrath und Director der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen, ordentlicher Professor der Medicin an der Universität zu Frankfurt an der Oder, dann zu Breslau 1811—15, Hospitalarzt und Stadt- und Kreisphysikus zu Lebus, geboren am 19. April 1759 zu Anclam, gestorben den 1. December 1826.

No. 977. 23. Juni 1794: Dr. Joh. Joseph Kausch, cogn. Dositheus I; preussischer Regierungs- und Medicinalrath zu Glogau, geboren den 16. November 1751 zu Löwenberg in Schlesien, gestorben den 10. März 1825.

No. 1049. 9. Juli 1814; Dr. Johann Wendt, cogn. Praxagoras III; preuss. Geheimer Medicinalrath und Professor der Medicin an der Universität in Breslau, Director der königlichen medicinisch-chirurgischen Lehranstalt und der Prüfungscommission für Medicinalpersonen, geboren den 26. October 1777 zu Tost in Oberschlesien, gestorben den 13. April 1845.

No. 1166. 7. Februar 1820: Dr. Ad. Wilhelm Otto, cogn. Poli: Geheimer Medicinalrath und Professor der Medicin und

Chirurgie an der Universität und chirurgischen Lehranstalt zu Breslau, geboren zu Greifswald den 3. August 1786, gestorben den 14. Januar 1845.

No. 1223. 28. November 1821: Dr. Jeremias Rudolph Lichtenstaedt, cogn. Maxwell; praktischer Arzt und ausserordentlicher Professor der Medicin an der Universität Breslau, später in Petersburg, geboren zu Gross-Glogau den 26. Mai 1792, gestorben den 4. December 1849.

No. 1339. 10. Juni 1829: Dr. Johannes Evangelist Purkinje, cogn. Darwin I; ordentlicher Professor der Physiologie und Pathologie an der Universität in Prag, vorher Professor zu Breslau, geboren den 17. December 1787, gestorben den 28. Juli 1869.

No. 1349. 24. Mai 1830: Dr. Heinrich Robert Goeppert, cogn. du Hamel; Adjunct der Akademie; Geheimer Medicinalrath, ordentl. Professor der Medicin und Botanik, Director des botanischen Gartens an der Universität zu Breslau, geboren zu Sprottau in Niederschlesien den 25 Juli 1800, gestorben den 18. Mai 1884 zu Breslau.

No. 1372. 3. August 1833: Dr. Johann Christian Günther, Apothekenbesitzer und Assessor im königl. schlesischen Provinzial-Medicinalcollegium zu Breslau, geboren zu Jauer den 10. October 1769, gestorben den 18. Juni 1833.

No. 1420. 3. August 1835: Dr. Gabriel Gustav Valentin, cogn. Steinbuch; prakt. Arzt und ordentl. Prof. der Physiologie zu Bern, geboren 8. Juli 1810 zu Breslau, gestorben den 24. Mai 1883.

No. 1500. 15. October 1841: Dr. Johann Eduard Heinrich Scholtz, cogn. d'Argenville; praktischer Arzt in Breslau, geboren daselbst den 4. Februar 1812, gestorben den 26. October 1859.

No. 1503. 15. October 1842: Dr. August Wilhelm Eduard Theodor Henschel, cogn. Conring; ordentl. Professor der Heilkunde und der Naturwissenschaften an der Universität zu Breslau, geboren den 20. December 1790, gestorben den 24. Juli 1856.

No. 1519. 15. October 1843: Dr. Ernst Luchs, cogn. Stoll; Badearzt zu Warmbrunn in Schlesien, gestorben den 3. Januar 1886 daselbst.

No. 1521. 15. October 1843: Dr. Samuel Pappenheim, cogn. Duvernoy II; prakt. Arzt. Privatgelehrter in Breslau, geboren den 3. April 1811 in Breslau, gestorben den 10. Februar 1882 in Berlin.

No. 1578. 15. October 1847: Dr. Karl Wilhelm Klose, cogn. Schnurrer; Kreisphysikus, prakt. Arzt, sowie Oberarzt der Krankenanstalt im Kloster der barmherzigen Brüder, Mitglied der delegirten Oberexaminations-Commission und Privatdocent der Medicin an der Universität zu Breslau, geboren zu Polnisch-Wartenberg den 17. Februar 1803, gestorben den 10. November 1865.

No. 1665. 1. Mai 1853: Dr. Friedrich Günsburg, cogn. Willis; praktischer und Assistenzarzt des allgemeinen Krankenhauses zu Allerheiligen in Breslau, geboren daselbt den 13. Juli 1820, gestorben den 28. Juli 1859.

No. 1676. 15. August 1853: Dr. Gustav Adolf Robert Hermann Brehmer, cogn. Priessnitz; praktischer Arzt zu Görbersdorf in Schlesien, geboren zu Kurtsch bei Strehlen in Schlesien, den 14. August 1826.

No. 1733. 1. Mai 1855: Dr. Hermann Julius Paul, cogn. Roux; Privatdocent der Medicin an der Universität, sowie Arzt der königl. Gefangenenanstalt und des Augusten-Kinderhospitals und jetzt der barmherzigen Brüder in Breslau, geboren daselbst den 5. Juni 1824, gestorben den 3. Juni 1877.

No. 1735. 1. Mai 1855: Dr. Isidor Pinoff, cogn. Soranus III; Director der Wasserheilanstalt in Breslau, geboren den 3. Februar 1814.

No. 1762. 18. März 1856: Dr. Jonas Bruck, cogn. Carabelli; Zahnarzt zu Breslau, gestorben den 5. April 1883.

No. 1838. 8. October 1857: Karl Christ. Beinert, cogn. Volkmann II; Brunneninspector und Apotheker zu Charlottenbrunn in Schlesien, geboren den 15. Januar 1793 zu Waitsdorf bei Bernstadt (Schles.).

No. 1843. 1. November 1857: Dr. Joh. Gustav Schweikert, cogn. Hahnemann; Arzt zu Breslau.

No. 2122. Dr. Ferdinand Julius Cohn, Geh. Regierungsrath, Professor der Botanik an der Universität Breslau; Adjunct der Akademie seit October 1884, geb. zu Breslau den 24. Januar 1828.

No. 2312. 25. Februar 1881: Dr. Leopold Auerbach, Professor der Medicin an der Universität in Breslau, geboren den 27. April 1828 zu Breslau.

No. 2409. 24. Juni 1883: Dr. Max Jaffe, Professor in der medicinischen Facultät, ausserordentl. Mitglied des Reichsgesundheitsamtes in Königsberg, geboren den 25. Juli 1841 zu Grünberg in Schlesien.

No. 2421. 4. December 1883: Dr. Wilhelm Ebstein, Professor

der Medicin an der Universität Göttingen, geboren den 27. November 1836 zu Jauer.

No. 2477. 21. August 1884: Dr. Paul Friedrich Ferdinand Grützner, Privatdocent in Breslau, Professor der Physiologie an den Universitäten Bonn und Tübingen, geboren den 30. April 1847 zu Festenberg in Schlesien.

No. 2513. 12 Februar 1885: Dr. phil. et med. Moritz Traube in Breslau, geboren den 12. Februar 1826 zu Ratibor.

No. 2597. 24. Juli 1886: Dr. Albert Ludwig Siegmund Neisser, Professor, Director der dermatologischen Klinik und Poliklinik in Breslau, geboren den 22. Januar 1855 zu Schweidnitz.

No. 2600. 27. Juli 1886: Dr. Jonas Graetzer, Geheimer Sanitätsrath in Breslau, geboren den 19. October 1806 zu Tost in Oberschlesien, Medicinal-Statistiker und Medicinal-Historiker.

No. 2601. 28. Juli 1886: Dr. Ludwig Laqueur, Professor und Director der ophthalmologischen Klinik an der Universität in Strassburg, geboren den 25. Juli 1839 zu Festenberg in Schlesien.

No. 2604. 31. Juli 1886: Dr. Oskar Langendorff, Professor, Assistent am physiologischen Institut in Königsberg, geboren den 1. Februar 1853 zu Breslau.

No. 2641. 23. October 1887: Dr. Carl Wilhelm Ernst Joachim Schönborn, königl. preussischer Geheimer Medicinalrath, königl. bayerischer Hofrath, Professor der Chirurgie, Oberwundarzt am Juliusspitale, Generalarzt II. Classe à la suite des Sanitätscorps in Würzburg, geboren den 8. Mai 1840 in Breslau.

13. October 1888: Dr. Hermann Cohn, Professor für Augenheilkunde, geboren den 4. Juni 1838 in Breslau.

Verzeichniss

der Rectoren der Universität Breslau,

sowie der

Decane und Professoren der medicinischen Facultät

von ihrem Stiftungsjahre 1811/12 ab bis 1888/89.

Bis in das XIX. Jahrhundert hinein hat es unserer heimatlichen Provinz an einem Centrum für alle geistigen Bestrebungen gemangelt. Die Academia Leop.-Carolina hatte zwar bis dahin, wie in dem vorangehenden Aufsatze ausgeführt wurde, dem geistigen Leben in unsrer Provinz einen gewissen Rückhalt gegeben und zu Lebzeiten Sachs von Löwenheims sogar ihren literarischen Mittelpunkt in Breslau gefunden. Aber der Umstand, dass späterhin der Schwerpunkt dieser Akademie naturgemäss in dem jedesmaligen Aufenthaltsorte ihres Präsidenten lag und dass unserer Hauptstadt diese Ehre bis in dieses Jahrhundert hinein nicht zu Theil wurde, verhinderte es, dass irgend ein Ort unserer Heimat die Führung der in ihr wirkenden Geister übernehmen konnte. Das musste sich im Anfang unseres Jahrhunderts mit einem Schlage ändern, als nach Verlegung der Universität Frankfurt a/O. im Jahre 1811 die Breslauer Hochschule ihre Erbschaft antrat und die ihr gestellte Aufgabe, ein Sammelpunkt der geistigen Kräfte Schlesiens zu werden, in glänzender Weise erfüllte. Das Bestehen und Gedeihen eines Vereines, wie der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, erscheint uns, obwohl sie vor der Universität in's Leben trat, ohne die Existenz unserer Alma Mater geradezu undenkbar; ein Blick in irgend einen der Jahresberichte dieser Gesellschaft spricht für die Richtigkeit unserer Ansicht besser, als jede weitere Ausführung; wir wollen nur noch an die Verdienste Göpperts um dieselbe erinnern, indem wir auf Heidenhains Gedächtnissrede*) auf Göppert hinweisen. Was für Vortheile auf dem Gebiete des Krankenwesens und der Hygiene durch die medicinische Facultät unserer Hochschule speciell für Breslau erwuchsen, ist schon an verschiedenen Stellen dieses Werkes hervorgehoben worden. Ein Gefühl der Dankbarkeit muss gewissermassen in Anbetracht dessen Jeden, der nicht in unmittelbarer Beziehung

---

*) Cf. Jahresbericht der Schles. Ges. für vaterl. Cultur. 1884.

zur Hochschule steht, ebenso wie den Verfasser erfüllen. Und dieses Gefühl war für uns der Antrieb, hier als Schluss des Werkes ein Verzeichniss aller der Männer zu geben, die als Rectoren der Universität, als Decane und Professoren der medicinischen Facultät unserer Heimat zur Zierde gereichten und gereichen bis auf den heutigen Tag.

I. Rectoren*) und Decane der medicinischen Facultät.

Jahr	Rector	Facultät	Decan
1811/12	*Berends	med.	Berends
1812/13	Augusti	ev. theol.	Link
1813/14	Augusti	ev. theol.	Bartels
1814/15	*Link	med.	Berends
1815/16	Jungnitz	phil.	Bartels
1816/17	*Bartels	med.	Benedikt
1817/18	Madihn	jur.	Remer
1818/19	v. Raumer	phil.	Andrée
1819/20	Dereser	kath. theol.	Otto
1820/21	Unterholzner	jur.	Wendt
1821/22	Steffens	phil.	Treviranus
1822/23	Middeldorpf	ev. theol.	Remer
1823/24	*Wendt	med.	Benedikt
1824/25	Förster	jur.	Andrèe
1825/26	Weber	phil.	Otto
1826/27	Schulz	ev. theol.	Wendt
1827/28	*Treviranus	med.	Purkinje
1828/29	Gravenhorst	phil.	Benedikt
1829/30	Steffens	do.	Benedikt
1830/31	Wachler	do.	Otto
1831/32	Huschke	jur.	Wendt
1832/33	Schulz	ev. theol.	Purkinje
1833/34	Schneider	phil.	Benedikt
1834/35	Unterholzner	jur.	Otto
1835/36	Ritter	kath. theol.	Henschel
1836/37	Bernstein	phil.	Betschler
1837/38	Abegg	jur.	Otto
1838/39	*Otto	med.	Purkinje
1839/40	Hahn	ev. theol.	Henschel
1840/41	Gaupp	jur.	Betschler
1841/42	Elvenich	phil.	Barkow
1842/43	*Benedikt	med.	Purkinje

*) Die Mediciner unter den Rectoren, 17 an der Zahl, sind mit einem Sternchen bezeichnet.

Jahr	Rector	Facultät	Decan
1843/44	Regenbrecht	jur.	Göppert
1844/45	Pohl	phil.	Benedikt
1845/46	Huschke	jur.	Purkinje
1846/47	*Göppert	med.	Henschel
1847/48	Schneider	phil.	Barkow
1848/49	Kummer	do.	Göppert
1849/50	Ambrosch	do.	Benedikt
1850/51	*Barkow	med.	Henschel
1851/52	Baltzer	kath. theol.	Betschler
1852/53	*Henschel	med.	Barkow
1853/54	Abegg	jur.	Benedikt
1854/55	Braniss	phil.	Henschel
1855/56	*Betschler	med.	Frerichs
1856/57	Löwig	phil.	Betschler
1857/58	Elvenich	do.	Barkow
1858/59	Haase	do.	Benedikt
1859/60	Friedlieb	kath. theol.	Betschler
1860/61	Braniss	phil.	Barkow
1861/62	Semisch	ev. theol.	Middeldorpf
1862/63	Stenzler	phil.	Heidenhain
1863/64	Grube	do.	Betschler
1864/65	Römer	do.	Barkow
1865/66	Reinkens	kath. theol.	Haeser
1866/67	Rossbach	phil.	Heidenhain
1867/68	Roepell	do.	Spiegelberg
1868/69	Raebiger	ev. theol.	Haeser
1869/70	Stobbe	jur.	Heidenhain
1870/71	Stobbe	do.	Spiegelberg
1871/72	*Haeser	med.	Waldeyer
1872/73	*Heidenhain	do.	Fischer
1873/74	Schulze	jur.	Haeser
1874/75	Schroeter	phil.	Heidenhain
1875/76	Galle	do.	Spiegelberg
1876/77	Hertz	do.	Fischer
1877/78	v. Bar	jur.	Haeser
1878/79	*Spiegelberg	med.	Foerster
1879/80	Weinhold	phil	Hasse
1880/81	Schwanert	jur.	Haeser
1881/82	*Biermer	med.	Heidenhain
1882/83	Gierke	jur.	Biermer
1883/84	Roepell	phil.	Fischer
1884/85	*Förster	med.	Hasse
1885/86	Seuffert	jur.	Ponfick
1886/87	Schneider	phil.	Fritsch
1887/88	*Fritsch	med.	Heidenhain
1888/89	Poleck	phil.	Biermer

II. Ordentliche Professoren der medicinischen Facultät.

Dr. Carl August Wilhelm Berends, am 4. August 1815 an die Universität Berlin versetzt.

Dr. H. F. Link, am 4. August 1815 als ordentlicher Professor und Director des botanischen Gartens nach Berlin berufen.

Dr. J. F. Hagen starb am 6. Juli 1818.

Dr. Moritz Heinrich Mendel starb im December 1813 am Typhus contagiosus.

Dr. Ernst Daniel August Bartels schied am 1. October 1821 in Folge eines Rufes nach Marburg aus.

Dr. Traugott Wilhelm Gustav Benedict, feierte am 22. September 1859 das 50jährige Doctor-Jubiläum, starb am 11. Mai 1862.

Dr. Adolf Wilhelm Otto, starb am 14. Januar 1845.

Dr. Carl Maximilian Andrée starb am 1. November 1827.

Dr. Johannes Wendt starb am 13. April 1845.

Dr. Wilhelm Hermann Georg Remer starb in einem Alter von 76 Jahren am 31. December 1850.

Dr. Ludolf Christian Treviranus, wurde im Jahre 1829 nach Bonn versetzt.

Dr. Carl Ludwig Klose, schied am Schlusse des Sommer-Semesters 1853 aus.

Dr. Johannes Evang. Purkinje, seit 1824 hier, wurde am 17. December 1787 zu Libochowitz in Mähren geboren und auf sein Ansuchen am 16. Januar 1850 aus dem preussischen Staatsdienst entlassen; cf. Heidenhains Rede in der vaterländisch-schlesischen Gesellschaft über Purkinje vom 17. December 1887.

Dr. Julius Wilhelm Betschler starb am 17. Februar 1865.

Dr. Heinrich Robert Göppert. Am 31. Juli 1852 wurde ihm die Professur der Botanik in der philosophischen Facultät und die Direction des botanischen Gartens hierselbst übertragen. Er starb am 18. Mai 1884.

Dr. August Wilhelm Eduard Henschel starb am 24. Juli 1856, 66 Jahre alt.

Dr. Hans Carl Leopold Barkow starb am 22. Juli 1873.

Dr. Carl Theodor v. Siebold, wurde auf sein Ansuchen am 23. Februar 1850 aus dem preussischen Staatsdienst entlassen.

Dr. Friedrich Theodor Frerichs, wurde am 11. Januar 1859 als Professor an die Universität zu Berlin und als vortragender Rath im Cultus-Ministerium versetzt.

Dr. Carl Bogislaus Reichert, wurde am 18. Januar 1858 an die Universität Berlin versetzt.
Dr. Albert Theodor Middeldorpf starb am 29. Juli 1868.
Dr. Rudolf Peter Heinr. Heidenhain seit 14. März 1859.
Dr. Hermann Lebert, docirte bis 1874.
Dr. August Ernst Heinrich Rühle, wurde am 29. März 1860 nach Greifswald versetzt.
Dr. Heinrich Haeser starb am 13. September 1885.
Dr. Otto Spiegelberg starb am 9. August 1881.
Dr. Heinrich Wilhelm Gottfried Waldeyer, vom October 1867 bis October 1872.
Dr. Hermann Fischer seit 10. September 1868.
Dr. Julius Cohnheim vom 1. October 1872 bis 21. Januar 1878.
Dr. Richard Foerster vom 29. April 1873.
Dr. Carl Hasse vom 6. August 1873 ab.
Dr. Anton Biermer seit 10. Juli 1874.
Dr. Emil Ponfick seit 6. Juli 1878.
Dr. H. Fritsch vom 22. Februar 1882 ab.
Dr. Wilhelm Filehne seit 25. Januar 1886.
Dr. Carl Flügge seit 1. April 1887.

III. Ausserordentliche Professoren der medicinischen Facultät.

Dr. Ferdin. Immanuel Meyer, starb im Jahre 1814.
Dr. Nicolaus Wolfgang Fischer, starb am 19. August 1850.
Dr. J. R. Lichtenstädt, wurde im Mai 1830, wo er nach Petersburg ging, aus dem preussischen Staatsdienst entlassen.
Dr. Wilhelm Seerig, im August 1835 nach Königsberg versetzt.
Dr. Carl Jul. Wilh. P. Remer, starb am 21. September 1855.
Dr. Wilh. Heinr. Carl Grosser von 1858 bis 1875.
Dr. Victor Julius Nega, starb am 8. Januar 1857.
Dr. Heinrich Neumann, starb am 10. October 1884.
Dr. Hermann Rudolf Aubert, vom 10. Februar 1862 bis 6. Juli 1865.
Dr. Immanuel Klopsch, seit 23. April 1866.
Dr. Rudolf Voltolini, seit 26. October 1868.
Dr. Hermann Friedberg, starb im Jahre 1884.
Dr. Felix Auerbach, seit 4. Juni 1872.
Dr. Heinrich Köbner, vom 23. November 1872 bis 1876.

Dr. Wilhelm Freund, vom 4. October 1873 ab bis 14. Januar 1879.
Dr. Hermann Cohn, seit 15. Januar 1874.
Dr. Richard Gscheidlen, seit 8. April 1875, gestorben 1889.
Dr. Hermann Maas, vom 14. Januar 1876 bis 1877.
Dr. Emil Richter seit 19. Januar 1876.
Dr. Ludwig Hirt, seit 23. December 1877.
Dr. Julius Sommerbrodt, seit 11. April 1878.
Dr. Oscar Berger, starb am 19. Juli 1885.
Dr. Oscar Simon, gestorben am 2. März 1882.
Dr. Paul Grützner, vom 23. Mai 1881 ab bis 11. November 1881.
Dr. Johannes Gierke, starb im Mai 1886.
Dr. Albert Neisser, seit 13. April 1882.
Dr. Otto Soltmann, seit 17. Juni 1883.
Dr. Hugo Magnus seit 29. Februar 1884.
Dr. Gustav Born, seit 3. Mai 1884.
Dr. Carl Wernicke, seit 25. Juli 1885.
Dr. Wilhelm Roux, seit 24. Juni 1886.
Dr. Max Wiener, seit 11. Februar 1887.
Dr. Adolf Lesser, seit 12. Februar 1887.
Dr. Ottomar Rosenbach, seit 1888.

9 + 1



